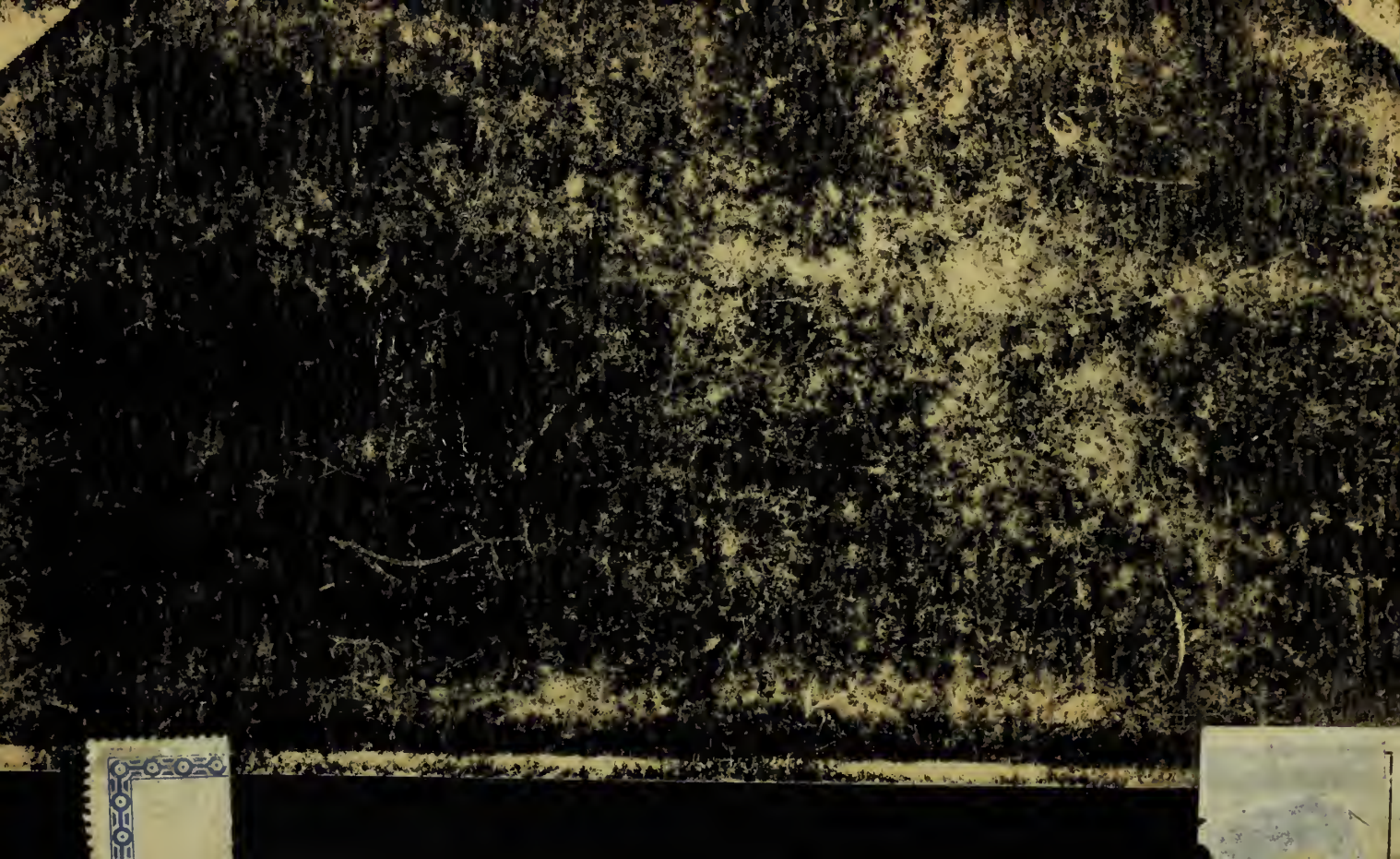


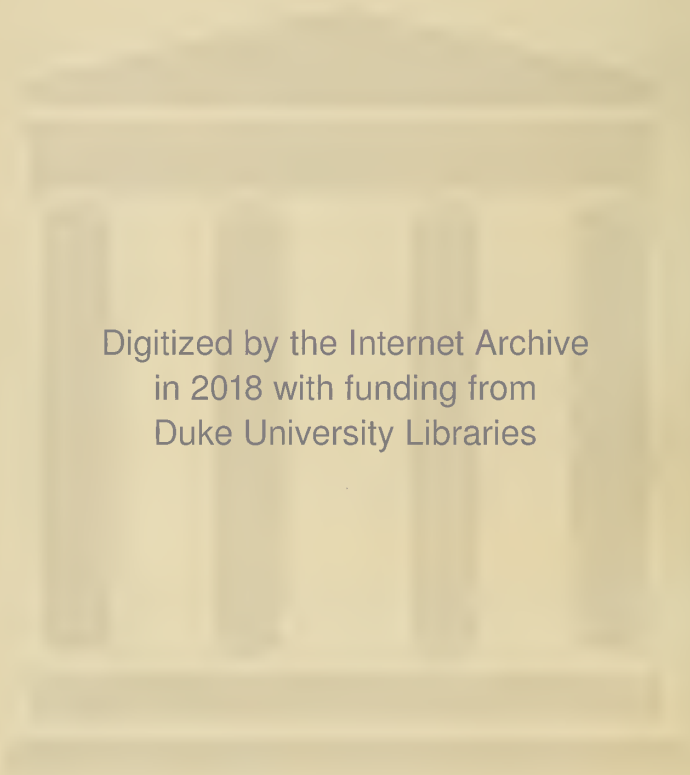
D 8691

Osterberg-Merakoff, Max

Das Reich Judaa im Jahre 6000

DATE DUE			

631



Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/dasreichjudaaimj00oste

Das Reich Judäa

im Jahre 6000.

1944
1944
E V c 67

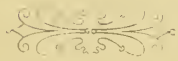
Das
Reich Judäa
im Jahre 6000

(2241 christlicher Zeitrechnung).

Roman

von

Max Osterberg-Verakoff.



1893.
Druckerei und Verlagshaus Stuttgart
Dr. Foerster & Cie.

WITHDRAWN FROM

Nachdruck verboten.
Alle Rechte besonders das der Uebersetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

Erstes Kapitel.

Große Aufregung herrschte in Jerusalem, der Hauptstadt Palästinas. Eine festlich gekleidete Menge drängte sich vor dem Portale des Tempels, welchen Namen die größte der Synagogen führte, in der heute Festgottesdienst stattfand, obwohl kein religiöser Feiertag die Gläubigen in das Gotteshaus rief.

Lebensfreudigkeit war auf aller Antlitz ausgeprägt, ein Zeichen gedeihlichen Wohlbefindens. Auch die geringe Anzahl weniger gut gekleideter Menschenkinder legte Zeugnis vom Wohlstande ab, den die Kinder Israels sich im Laufe der Jahrhunderte zu erringen verstanden hatten. Doch war dies keine Folge geiziger Habsucht, welche den Begüterten veranlaßt hätte, Gold auf Gold anzuhäufen. Dies bildet zwar Reiche, zieht aber zugleich die Armut groß. In Judäa herrschten Freigebigkeit und Nächstenliebe, Tugenden, welche den Juden von ihren Vorfahren vererbt waren, eine Überlieferung, an der treu festgehalten wurde und die reichlichen Vorteil im Gefolge hatte. Aber nicht dieser freiwilligen Unterstützung des Nebenmenschen allein verdankte Judäa seinen Wohlstand, er war auch die Wirkung der sozialen Einrichtungen des Staates. Man hatte, als es galt, die Gesetzgebung des neuen Königreiches auszuarbeiten, keineswegs den Vorschlägen der israelitischen Jugend Gehör geschenkt, welche gewissen sozialistischen Ideen das Wort redete, die sie aus dem Auslande, — worunter man die ganze Welt,

mit Ausnahme Judäas verstanden wissen wollte, — mitgebracht hatte —, sondern stimmte den Ausführungen eines ausgezeichneten Mannes, Rabbi Aaron Kohn bei, welcher erklärte, er halte es für wenig zweckentsprechend, fremde Nationen zum Vorbilde zu wählen, wo doch die eigene Geschichte auf den besten Weg zu einem glücklichen Ausgleich zwischen Arm und Reich hinweise. Sechs Tage solle man arbeiten und den siebenten ruhen, sechs Jahre soll man verdienen, die Erträgnisse des siebenten Jahres aber sollen den Armen und Bedrängten zugute kommen. So hatten es die Ahnen gehalten und so sollte man es Gesetz werden lassen im neuen Reiche. Aber nicht wie vor Jahrtausenden fanden die Juden jetzt alleinige Beschäftigung im Ackerbau — die lange Zeit, während welcher sie fremd unter Fremden weilten, hatte einen Teil von ihnen zu Geschäftsleuten herangebildet. Judäa aber solle ein Muster in der modernen Staatenbildung sein, und keine künstlerische wie gewerbliche Thätigkeit dürfe in demselben außer Acht gelassen werden. Diese sei aber nicht in Einklang zu bringen mit dem Ruhejahr. Deshalb müsse das Erträgnis des siebenten Jahres dem Staate zufließen, auch wenn es die Folge von persönlicher Arbeit sei. „Lasset uns aufbauen nach den Lehren, welche uns von unsern Vorfahren überkommen sind," hatte der würdige Rabbi geschlossen. Und man hatte ihm zugestimmt und sein Vorschlag war zum Gesetz gemacht worden. Aber damit war Rabbi Kohn noch nicht zufrieden. Einem zweiten Humanitätsgesetz wollte er zum Siege verhelfen. Die Juden waren zur Zeit der Neugründung ihres Reiches noch erfüllt gewesen von den staatlichen Einrichtungen der verschiedenen Länder, aus denen sie gekommen waren, und es bedurfte Jahrzehnte, um sie wieder zu einem Volke verschmelzen zu lassen. Da waren Juden aus England, Frankreich, Spanien, Deutschland, Italien,

Rußland, Amerika gewesen, und obwohl einem Stamme angehörend, waren sie sich doch Fremde. Die Männer, welche durch Volkswahl an die Spitze gestellt worden waren, hatten nicht leichte Arbeit, das Einigkeitsgefühl wachzurufen und die verschiedenartigen Meinungen auszugleichen, aber ihrer Einsicht, ihrem Geiste gelang es, Ordnung in das Chaos zu bringen.

Im Einklang mit der Geschichte des Judentums hatte man als höchststehende Persönlichkeit einen König ernannt, und die Wahl war auf David Montefiore gefallen, der in direkter Linie vom Könige David abstammen sollte, und als David II. den Thron seiner Väter bestieg. Natürlich muß es erscheinen, daß ein schriftlicher Nachweis der Erbfolgeberechtigung nicht möglich war, wenn man bedenkt, wie lange Zeit die Juden vermischt mit anderen Völkern gelebt hatten, wodurch eine urkundliche Bescheinigung der Abstammung zu einem unerfüllbaren Verlangen gestempelt wurde. Da aber David einer ehrenwerten Familie angehörte, ein Mann voll Geist und Schönheit war, so vertraute man ihm gern die Leitung des Staates an. Seine geistige Bedeutung gewann die Männer, und seine vorteilhafte Erscheinung stimmte ihm die Frauen günstig, eine Bedingung, die bei Staats- wie Privatangelegenheiten nicht unbedeutend ins Gewicht fällt. Zum Hohepriester, den Träger der höchsten geistlichen Würde, hatte man den bereits erwähnten Rabbi Aaron Kohn ernannt. Nicht nur sein edler, gediegener Charakter, seine wahre Herzensfrömmigkeit, ließen ihn für dieses Amt geeignet erscheinen, sondern er erfüllte auch die religiöse Bedingung, welche vorschreibt, daß die Hohepriester dem Stamme Kohn angehören müssen. Die neue Gesetzgebung verlieh dem höchsten geistlichen Würdenträger auch seinen Platz im Rate der Väter, eine der hervorragendsten Körperschaften der jüdischen Regierung,

vergleichbar dem Herrenhaus in den auswärtigen staatlichen Institutionen. Hier war es, wo der Rabbi, einem zweiten alten Gebrauche, demjenigen des sogenannten Zehnten zum Siege verhalf. Der zehnte Teil allen Verdienstes mußte für das allgemeine Wohl verwendet werden. Dieser Vorschlag war um so beifälliger begrüßt worden, als auch ohne Zwang die meisten Juden an dieser Vorschrift stets festgehalten hatten, auch so lange sie noch nicht in ihrem eigenen Reiche lebten. Ob dies einem angeborenen Wohlthätigkeitssinn zuzuschreiben war, oder ob die teilweise Ursache einem, in diesem Falle lobenswerten Aberglauben entstammte, bleibe dahingestellt.

Diese beiden Gesetze aber, welche in vollster Ausdehnung erfüllt wurden, trugen wesentlich zum allgemeinen Wohlstande unter den Juden bei. Auch nach einer anderen Richtung erwies sich besonders nutzbringend das Gesetz des 7. sogenannten Freijahrs. Es legte die Gewinnsucht lahm und lehrte die Menschen, nicht nur dem Mammon zu huldigen, sondern auch auf ihr seelisches Wohlergehen bedacht zu sein.

Die wahrgenommene Wohlhabenheit der dem Tempel zuströmenden Bevölkerung Jerusalems ist nun nicht mehr auffällig; daß sich derselben Zufriedenheit beigesellt, ist natürlich. Diese aber war auch noch die Folge anderer Eigenschaften, welche zum Glücke des Volkes beitrugen; Wer die Geschichte des Judentums kennt, wer weiß, was es heißt, Jahrtausende verfolgt, nun aber frei und im ungeschmälerten Besitze eines eigenen Reiches und aller damit verbundenen Rechte zu sein, der wird sich die allgemeine Glückempfindung erklären können, wie es übrigens schon an und für sich im jüdischen Nationalcharakter liegt, daß der Zusammenhalt in der Familie, die Freude an Weib und Kind das höchste Glück jedes Juden ausmacht.

Doch wenden wir uns zurück zu der Menge, welche sich immer mehr verdichtet, und deren allgemeines Ziel die festlich beleuchtete Synagoge ist. Nahe liegt es da für den Beobachter, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem, was einst war und was jetzt ist. Mögen auch, seit sie ein eigenes Volk unter ihrem eigenen Fürsten bilden, die Juden ihre Nationalgewohnheiten, welche eine zeitlang in Vergessenheit geraten waren, wieder angenommen haben, so vermochten sie doch die Spuren, welche ein Jahrhunderte währender Aufenthalt unter den Völkern zurückgelassen hatte, nicht zu verwischen. Auch die Zeit drückte ihnen ihr Gepräge auf, denn beharrten die Bewohner Judäas zwar in religiöser Beziehung unwandelbar in dem Glauben ihrer Väter, den Errungenschaften der Neuzeit gegenüber verhielten sie sich nicht abweisend. Aller erdenkbaren Fahrzeuge, privater Luftballons, Dampf- und Elektrizitätschaisen in jeglicher Form bedienten sie sich, die kostbarsten Gewänder bekleideten sie und wohin immer der Blick des einzelnen fiel, war es Anmut und Schönheit, welche seine Augen fesselten. Unabweisbar drängte sich der Gedanke auf, daß ein innerer sexueller Vorgang einen wohlthuenden Einfluß auf die jüdische Rasse ausgeübt haben müsse. Und dies war in der That der Fall. Dadurch, daß der französische Jude mit der deutschen Jüdin, der Amerikaner mit der Russin sich verband, hatten sich die Arten der verschiedenen Völker vermischt, und eine Auffrischung des Geschlechtes mit sich gebracht. Verwundert hatten nach dem Einzuge in Jerusalem die Israeliten ihre Verschiedenheit angestaunt. Die Eleganz der Französin, der Ernst des Deutschen, die Waghalsigkeit des Amerikaners, die Heißblütigkeit des Spaniers und Italieners, die Urwüchsigkeit des Ungarn erregten Aufsehen, den einen reizte dies, den andern jenes, die Herzen fanden sich, und da sie doch alle am Schlusse

eine Nation bildeten, so betrachtete man die Vorzüge des Nächsten nicht mit Neid, sondern bemühte sich, ebenfalls derselben teilhaftig zu werden. So war nach Verlauf von einem halben Jahrhundert schon ein Geschlecht emporgeblüht, das die Vorzüge verschiedener Nationen vereinigte, eine Folge der Vermischung der Arten, welche jedem Kenner der Naturwissenschaft leicht begreiflich erscheinen dürfte.

In der Bekleidungsweise der Juden des 61. Jahrhunderts herrschte der größte Geschmack vor, obwohl Talare und faltige Gewandung wieder wie in grauer Vorzeit die Oberhand gewonnen hatten. Aber man verstand das Praktische mit dem Schönen zu vereinen, und vor allem die Zusammenstellung der Farben imponierte. Man hatte nicht unterlassen, in dieser Beziehung von den alten Griechen und Römern zu lernen. Insbesondere aber waren die Meinungen, welche von Seiten der Künstler und Ärzte bei Beratung einer vielleicht anzuordnenden Nationaltracht zum Ausdruck gelangt waren, von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Man wußte die Schönheit des Körpers zu schätzen, und wer seine Freude beim Anblick einer schönen Jüdin hatte, der durfte überzeugt sein, daß das liebliche Rot auf den Wangen nicht durch künstliche Mittel erzeugt war, ebensowenig wie die herrlichen Formen auf einer Täuschung beruhten. Man hatte einfach die Acht über alle die gesunde Entwickelung des Menschen störenden Modenarrheiten ausgesprochen und schon im zweiten Gliede begannen die Früchte dieser vernünftigen Denkungsweise zu zeitigen. Keine Einschnürungen hinderten die Jungfrau, der Rose gleich emporzublühen, sie konnte sich entfalten in natürlicher Schönheit. — Das war es; die Natur und das Natürliche waren nach langem Kampfe und Ringen endlich zum Siege gelangt.

Auch die jüdischen Männer wiesen eine merkliche Veränderung zu ihrem Vorteile aus, wenn man sie mit ihren

Vorfahren verglich. Dadurch, daß jede Beschäftigung ihnen nunmehr erlaubt war, hatte sich ein großer Teil dem Ackerbau, dem Handwerk zugewandt, anstatt wie in vergangenen Zeiten sich ausschließlich auf den Handel und das Gewerbe zu beschränken. Überdies waren die pädagogischen Einrichtungen von wohlthuendstem Einfluß, indem neben geistiger vor allem auf körperliche Ausbildung hervorragend Wert gelegt wurde. In der obligatorischen Schule, welche jeder Jüngling bis zu seinem 17. Jahre zu besuchen gezwungen war, wurde er nicht nur zum Manne erzogen, der bewandert sein sollte in allem Wissenswerten, sondern er erhielt zugleich eine Art militärischer Ausbildung, und zwar wurde dieselbe so ernst betrieben, daß er durch diese praktische Erziehungsweise vorbereitet wurde, für den Fall der Gefahr einzustehen für das Vaterland, ohne daß es nötig gewesen wäre, vorher einen besonderen Militärdienst zu absolvieren. Da aber die Juden von jeher Freunde großer Schaustellungen waren, so hatten sich sogenannte Friedensbataillone gebildet, gesellige Vereine, welche es zugleich als eine ihrer Hauptaufgaben betrachteten, die körperliche Tüchtigkeit der Männer zu pflegen und bei gewissen Festlichkeiten den Dienst, welcher in früheren Zeiten dem Militär zufiel, zu besorgen. Außerdem gab es noch eine kleine regelmäßige Armee von Freiwilligen, die das Soldatenwesen zu ihrem Lebensberuf erwählt hatten.

Fast ein Jahrhundert war bereits vergangen, seit sich die Juden festgesetzt hatten in dem Lande, welches dereinst der Ewige ihren Vätern gegeben, und dieser Zeitraum war hinreichend, sie zur vollständigen Entwickelung gelangen zu lassen. Auch bei den übrigen Nationen genossen sie ein berechtigtes Ansehen, obwohl sie keineswegs um den Beifall fremder Völker buhlten. Sie waren glücklich und zufrieden und wären es vielleicht noch mehr gewesen, wenn sie nicht

hätten der Zeitströmung Rechnung tragen müssen, welche die Isolierung eines Volkes unmöglich machte. Die ins Unglaubliche gestiegenen Verkehrsgelegenheiten vereitelten eine vollständige Abgeschlossenheit und so war es gekommen, daß im Reiche Judäa auch Christen, Muhamedaner sowie Buddhisten (letztere Religion hatte seit ungefähr 300 Jahren viele Anhänger gefunden) sich niedergelassen hatten. Kein Wunder! In der ganzen zivilisierten Welt — und es gab fast keinen Weltteil mehr, wo die Zivilisation nicht sich Eingang verschafft hätte — sprach man von dem Glücke der Juden, und wie die Institutionen ihres Reiches dazu angethan seien, dort leicht zu blühenden Geschäften zu gelangen. Dadurch wurde gar mancher veranlaßt, nach Palästina zu ziehen und es fiel den Fremden nicht schwer, sich den Gesetzen des Judentums zu unterwerfen. Dies fand natürlich nur in staatlicher, nicht in religiöser Beziehung Anwendung. Den Juden lag es fern, Proselyten zu machen. Ein von früher her eingebürgertes Vorurteil war aber im Auslande trotz alledem nicht ganz auszurotten, und wenn man auch nicht mehr in alter Gehässigkeit das Wort Jude gebrauchte, so gab es doch noch kurzsichtige Menschen genug, welche eine Gleichberechtigung nicht anerkennen wollten. Doch bekümmerten sich die Bewohner Judäas wenig um einen Haß, der in gleicher Weise anderen Nationen zu Teil wurde. Zwischen Franzosen und Deutschen war die alte Spannung ebensowenig gewichen, als der Wunsch, die Türkei sein eigen zu nennen, in Rußland erloschen war. Gar mancher tapfere Held war in den letzten hundert Jahren auf der Wahlstatt geblieben und hatte sein Blut für die heilige Sache des Vaterlandes vergebens geopfert. Die Ansichten hatten sich im Einzelnen wohl verändert, aber im großen ganzen hielt man unentwegt an den alten Anschauungen fest.

Es gab noch Anhänger der mosaischen Lehre, welche im Auslande lebten, teils für immer, teils vorübergehend, aber diejenigen, welche ständig in der Fremde Aufenthalt genommen hatten, zählten wohl zu der Nachkommenschaft der Wenigen, welche an der großen Judenwanderung im Jahre 5870 nicht teilgenommen hatten. Wer einmal das gelobte Land, denn ein solches war Palästina für die Hebräer von neuem geworden, betreten hatte, den zog es immer wieder dahin zurück, und die jüdischen Dichter priesen in formvollendeten Gesängen die Reize ihrer Heimat, welche sie mit dem Paradiese verglichen, aus dem der Urahn aller Menschen vertrieben worden war.

Die Menge vor dem Tempel hatte sich immer mehr verdichtet, denn ohne Unterlaß währte der Zufluß, während der Eintritt in das Gotteshaus nicht weiter gestattet werden konnte, da es bereits bis auf den letzten Platz von einem illustren Auditorium gefüllt war. Herren und Frauen blieben nach alttestamentarischer Einrichtung getrennt. Der Bau, den zu beschreiben wir füglich unterlassen können, da er genau der Schilderung entspricht, welche in der Bibel von dem zu Zeiten König Salomons errichteten Tempel gegeben ist, war sicher das herrlichste Kunstwerk im Reiche Judäa, vielleicht der Gegenwart.

Soeben hatte der Gottesdienst seinen Anfang genommen mit dem Absingen eines herrlichen Chorals, und mächtig klangen die Chöre (Männer- und Frauenchor) durch den allen Ansprüchen der Akustik genügenden Bau und eine weihevolle Stimmung griff Platz. In den ersten Reihen der Sitze standen die angesehensten Männer der Jerusalemer Gemeinde: Minister, Regierungsräte, Abgeordnete der Kammern der Väter wie des Volkes. Eine besondere Ehrfurcht wurde den Alten in Judäa zu Teil, und ihre Erfahrung galt mehr als der rastlos vorwärts drängende Eifer der

Jugend. In einer gesonderten Reihe hatte König David III. mit seinem Hofstaat Platz genommen. Er war der dritte König des neugegründeten Reiches und vor 25 Jahren seinem Vater, der als Salomon II. 38 Jahre das Reich der Juden beherrscht hatte, auf den Thron gefolgt. Die Erbfolge war nach alttestamentarischem Vorbilde derart geregelt worden, daß immer der Erstgeborene das Anrecht auf die Krone hatte. Ähnliches Verfahren galt auch für die Hoheprieſterwürde.

König David trug einen Talar von weißem Atlas mit reicher Randgoldstickerei. Er war ein schöner Mann mit geistreichen Zügen, ein freundlicher Zug um die Lippen legte Zeugnis von seiner Milde ab, während aus seinen Augen Liebenswürdigkeit und Güte strahlten. Das Haupt war mit einem einfachen Barett bedeckt; kein Zeichen seiner königlichen Würde trug er zur Schau, denn in den Räumen des Tempels gab es nur einen König, Jehovah, vor dem der Herrscher nicht mehr galt als der niedrigste seiner Diener. Zur Linken Davids stand sein Sohn Salomon, ein junger Mann von vielleicht 24 Jahren, das Ebenbild des Vaters. Auch sein Gewand bestand aus weißem Atlas, doch ohne jede Stickerei. In strammer Haltung bot er das Bild eines blühenden Jünglings, dessen Erziehung mit aller Sorgfalt geleitet worden war. Sein Blick schweifte jetzt suchend umher, als ob er noch jemand vermisse. Aber bald richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf den soeben begonnenen Gottesdienst und zwang sich, die Gedanken zu beherrschen, welche ihm Kopf und Herz erfüllten.

Währenddem nahmen die kirchlichen Zeremonien ihren ungestörten Fortgang, und abwechselnd trugen Vorbeter und Chor herrliche Gesänge vor, und die andächtige Gemeinde stimmte laut ein in den allgemeinen Gesang. Nichts stört den Verlauf der heiligen Handlung, alle Anwesenden sind

ganz bei der Sache, wenn auch vielleicht zeitweise ein oder der andere Jüngling neugierig seinen Blick nach jenem Teil des Tempels richtet, wo die Jungfrauen ihren Platz haben. Nicht zu verdenken ist es ihnen, denn ein Kranz lieblicher Frauenschönheiten ist dort versammelt, alle in mädchenhafter Reine erstrahlend, in weißem, duftigem Gewande. Blumen bilden ihren einzigen Schmuck, kein güldener Armreif oder Brillant-Halsband verunziert die herrlichen Gestalten. Der Ernst des Ortes spiegelt sich in ihrer Haltung wieder und kein fremder Gedanke stört sie im Gebet. So wurden sie auch nicht gewahr, daß ein Mann, der nahe beim Eingang stand, seine Augen nicht abzuwenden vermochte von der holdseligen Gruppe. Seine Kleidung entsprach der im Auslande üblichen Tracht und ließ ihn als einen Fremden erkennen. Er trug schwarzen Anzug, Cylinder und Glacehandschuhe, ein Beweis dafür, daß, so oft auch die Mode gewechselt haben mochte, am Schlusse doch diejenige des neunzehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung Siegerin geblieben war. Der Fremde war ein Gastfreund eines der angesehensten Bürger von Judäa, Wolf Frankfurters, der seinem Wunsch, ihn mit in den Tempel zu nehmen, gerne willfahrt hatte, obwohl Ludwig von Fürsprech Christ war. Doch wäre es für den Fremden störend gewesen, in den ersten Sitzreihen sich niederzulassen, wozu Frankfurter durch die Stellung, welche er in der Gemeinde einnahm, berechtigt gewesen wäre, weshalb dieser es vorgezogen hatte, einen günstigen Platz in der Nähe des Einganges auszuwählen. Gastfreundschaft gehört von alten Zeiten her zu den Gepflogenheiten des Judentums und auch gegen Andersgläubige fand dieselbe weitgehendste Anwendung. Ludwig Fürsprech als der Sohn eines Geschäftsfreundes Frankfurters hatte sich der freundlichsten Aufnahme zu erfreuen gehabt. Er war gekommen, das

Leben in Palästina kennen zu lernen. Wie man in der Vergangenheit Reisen nach Paris und London unternommen hatte, so liebte man es jetzt, Jerusalem zum Ziele derselben zu wählen. Man erzählte sich in der ganzen Welt viel von dem Volke in Judäa, das durch sein Alter, wie vor allem durch Festhalten an alten Gebräuchen und Sitten sich den Ruf der Originalität erworben hatte.

Gar gerne hätte Ludwig manche Frage an seinen Wirt gerichtet, aber er wagte nicht, ihn, der im Gebet versunken an seiner Seite stand, zu stören. Er sah sich so viel Fremdem, Unbekanntem gegenüber, das er sich nicht zu erklären vermochte; aber vor allem war es doch die weihevolle Stimmung, welche Eindruck auf ihn machte. Er empfand, daß die hier gesprochenen Gebete aus überzeugungsvollen Herzen kamen, und unwillkürlich wurde der Gedanke in ihm wach gerufen, wie sehr die Religion eine Stütze für den Menschen bilde, und wie der Glaube eine thatkräftige Macht in sich schließe. Von wo er herkam, hatte man verlernt, fromm zu sein, die Wissenschaft hatte den Sieg über den Glauben errungen. Da man aber dem Volke seine Religion nahm, hatte man ihm nichts anderes dafür zu geben vermocht, und so glich gar mancher einem lahmen Manne, dem man den Stock, seine einzige Stütze, genommen hatte, mit der Aufforderung, er solle sich seiner Beine bedienen. Diese aber waren schwach und kraftlos und vermochten nicht, ihn zu tragen. So jedes Hilfsmittels zur Fortbewegung beraubt, sehnte er sich nach seiner Stütze.

Das Volk, dem man die trockene Wissenschaft, welche für den einzelnen doch kein Wissen bedeutete, aufdrängen wollte, indem man ihm zu gleicher Zeit seine Religion, welche den Born seines Glückes bildete, zu rauben versuchte, hatte sich empört, und von neuem war ein Kampf zwischen der Wissenschaft und der Kirche ausgebrochen, wobei letztere

Siegerin geblieben war, soweit es sich um die Massen handelte. In gebildeten Kreisen freilich hielt man fest an der Lehre oder Unlehre des Atheismus, und es hieß nach wie vor sich ein Armutszeugnis ausstellen, wenn man sich offenherzig zu der Religion bekannte, der man als Staatsbürger äußerlich beizupflichten gezwungen war. Einige Generationen früher war es anders gewesen, da war die Religion mit Acht und Bann belegt, aber diese Periode, welche zum Schrecken derjenigen, die sie hervorgerufen hatten, traurige Ereignisse mit sich brachte, welche die Existenz der Staaten bedrohten, war rasch vorübergegangen.

Ludwig, der die in hebräischer Sprache vorgetragenen Gebete nicht verstand, und dessen Aufmerksamkeit deshalb nicht ausschließlich auf dem Gottesdienst haften konnte, hatte seine Blicke wieder auf jene Stelle gerichtet, wo die Mädchen weilten. Er glaubte noch keine schönere Versammlung holdseliger Frauengestalten gesehen zu haben und begriff jetzt die Erzählungen aus früherer Zeit, in denen die Reize der Jüdinnen im Gegensatze zur sonstigen Schilderung des hebräischen Volkes laut gepriesen wurden. Vor allem war es ein Mädchen, das ihm die Schönste dünkte von allen. Wie sie so im Kreise der Freundinnen stand, schien sie vergleichbar einer hold erblühten Rose, die noch kein rauher Wind berührt. Die herrlich entwickelten Formen kamen in der leichten weißen Gewandung zur vollsten Geltung, der jungfräuliche Busen hob und senkte sich in rythmischer Bewegung, das lieblichste aber, was er je gesehen zu haben glaubte, war das seelenvolle Antlitz mit dem leuchtenden Augenpaare, dem feingeschnittenen Munde, den winzigen Ohrmuscheln. Das blauschwarze Haar war in einfacher Weise glatt über das Haupt gestrichen und rückwärts zu einem Knoten geknüpft.

„Welch ein herrliches Wesen!“ murmelte Ludwig unwillkürlich.

Wolf hatte diesen Ausruf gehört und ein Lächeln umspielte die Lippen des alten Mannes, da er nun aufblickte und sich zu dem Freunde wandte. „Es ist Dina, die Tochter des Hohepriesters, die Ihnen so wohl gefällt. Sie gilt als die schönste Jungfrau in ganz Jerusalem, und wie sie die Schönste ist, so ist sie auch die Edelste. Reich und arm verehrt sie."

„Ich verstehe nun, wie man sich jetzt, Jahrhunderte, nachdem die Juden unser Land verlassen haben, noch immer erzählt von den Reizen ihrer Frauen."

„Das glaube ich wohl. Unsere Frauen und Töchter waren ihnen kein Dorn im Auge, wie die fleißigen, strebsamen Männer. Sie gefielen wohl, vielleicht weniger ihre Tugend und Sittenstrenge. Doch darüber sprechen wir ein andermal, mein Freund. Soeben wendet sich Rabbi Aaron, Dinas Vater, an die Gemeinde. Sehen Sie dort, den Mann in dem reichgestickten Ornate. Es ist eine Seltenheit, daß er selbst predigt, denn sein Amt ist schwer, und er lebt in treuer Pflichterfüllung. Wenn er aber spricht, dann sind es Worte von Gold, die aus seinem Munde fließen. Jehovah schütze ihn!"

„Und seine Tochter!" ergänzte im Geist der Fremde! „Ein herrlich Weib! Aber verschließe dich, mein Herz — daß du nicht erfüllt wirst von doch vergeblichem Sehnen. Diese Blume, emporgeblüht im Lande Judäa, gedeiht nur in heimischem Boden, unter ihrem Volke. Ein Fremder, ein Andersgläubiger hat keine Hoffnung diesen herrlichen Schatz zu gewinnen. Wohl mir, daß mir wenigstens der holdselige Anblick vergönnt war. Aber ich will Wolf Frankfurter doch bitten, mich mit ihr bekannt zu machen."

Und sein Blick weilte auf Dina, während die Gemeinde den Worten ihres Hohepriesters lauschte.

Zweites Kapitel.

Rabbi Aaron Kohn, der Hohepriester, welcher soeben die Kanzel bestiegen hatte, bot in seiner aufrechten Haltung mit dem ernsten und doch so gütigen Gesichtsausdrucke, dem langen weißen Barte, eine würdevolle Erscheinung, die jedem Ehrfurcht und Hochachtung einflößen mußte, auch wenn ihm die Leistungen des um Judäa hochverdienten Mannes unbekannt waren. Er mochte im Anfange der Siebziger stehen. Nach langer kinderloser Ehe hatte ihm sein Weib eine Tochter beschеert, und mit dankerfülltem Herzen hatte er Gott für diese hohe Gnade gepriesen. Als er am darauffolgenden Sabbate sich an die Gemeinde wandte, wählte er zum Texte seiner Predigt die Geschichte Abrahams und führte aus, daß heute noch Wunder geschehen, wie in den grauen Zeiten des Altertums, den Menschen aber komme es zu, dies zu erkennen und nicht in thörichter Selbstüberhebung sich der großen, stündlich zu Tage tretenden Wunder des Ewigen zu verschließen.

Auch heute war es eine weihevolle Stimmung, die sich seiner bemächtigt, da er sich zur feierlichen Ansprache an seine Gemeinde anschickte. Jung und alt, Männer und Frauen, hingen mit angehaltenem Atem an den Lippen des Mannes, von dem man gewohnt war, weisheitsvolle Worte zu vernehmen. Noch einmal ließ der greise Priester seinen Blick über die lauschende Menge schweifen, dann begann er:

„Andächtige Gemeinde!

„Zu einem Freudenfeste sind wir heute hier zusammengekommen, ein Werk zu krönen, das im Laufe der Jahrhunderte gereift ist, und dessen Wohlthaten zu ernten, uns beschieden war. Es ist ein weltliches Fest, das wir begehen, aber wie bei den Menschen Körper und Seele, so verschieden sie auch sind, doch ein untrennbares Ganze bilden, so ist bei uns Juden unser irdisches Denken unlösbar mit den religiösen Empfindungen verknüpft, und gleich wie wir jeden Tag mit Gebet beginnen und beschließen, so erachten wir es für unsere Pflicht, bevor wir Menschen ehren, Gott zu preisen, denn was immer große Männer zu unserem Heile erdacht und zu unserem Wohle durchgeführt haben mögen, der Keim dieses Denkens, die Kraft zu diesen Thaten hat ihnen ein Höherer verleihen müssen.

„Soll ich das Fest, das wir heute begehen, mit einem unserer religiösen Feiertage vergleichen, so kann es nur mit dem Passahfeste sein, jenem Fest, welches die Erinnerung bildet an den Auszug aus Aegypten, der gleichbedeutend war mit der Erlösung aus dem Sklavendienste, mit der Befreiung von dem Joche erniedrigender Knechtschaft. „Und wer am meisten davon erzählt, der ist lobenswert" heißt es in der Hagada, dem Buche, welches berichtet über den Auszug aus Aegypten.

„Eine bedeutsame Veränderung hat sich im Laufe der Jahrtausende nicht nur in staatlicher Beziehung, sondern auch in der Entwickelung des Menschengeschlechtes vollzogen. Was unsere Väter dereinst als eine religiöse Pflicht hinstellten, ist heutzutage zu einer Anforderung der Bildung geworden. Jedermann, der Anspruch auf solche machen will, muß bewandert sein in der Geschichte seines Volkes. In den Schulen wird sie gelehrt, im täglichen Leben begleitet uns die Erinnerung auf Schritt und Tritt. Sie

ist ein Andenken an vergangene Zeiten, an Tage voll Glück und Unglück, Freud und Leid, Zufriedenheit im Elend, an die Erhöhung, die unseren Vorfahren beschieden war, an die Erniedrigung, von der sie heimgesucht wurden.

„Nicht immer aber ist nur der geknechtet, der in Fesseln schmachtet, es giebt auch eine seelische Knechtschaft, wenn der Mensch sich nicht frei bekennen darf zu den sein Herz erfüllenden Empfindungen und Anschauungen, und in dieser Knechtschaft schmachtete ein Teil unserer Väter noch vor fünf Jahrhunderten, da sie vermischt waren unter allen Völkern der Erde.

„Zwar vermochte nichts, sie abwendig zu machen von ihrem Glauben; zu den Ausnahmen zählen diejenigen, welche der Ehrgeiz und die Begierde nach gesellschaftlicher Anerkennung so weit von dem geraden Wege ablenken konnte, daß sie sich scheinbar vom Judentum abkehrten, dem sie doch im innersten Herzen zugethan blieben. Gütige Fürsten wandten ihre Huld den Juden zu und ließen nichts ungeschehen, ihnen nach und nach eine gerechtere Behandlung zu Teil werden zu lassen; sie ehrten jüdische Staatsbürger mit den gleichen Auszeichnungen, welche sie ihren anderen Unterthanen zu Teil werden ließen, sie begehrten ihren Rat und schätzten sie nach ihren Verdiensten. Aber selbst den Edelsten unter den Herrschern jener Zeit war es nicht möglich, ein Vorurteil auszurotten, das bei den Angehörigen fast aller Nationen zu tief eingewurzelt war, als daß die Versuche zu dessen Bekämpfung Aussicht auf nachhaltigen Erfolg geboten hätten. Die Ungerechtigkeit dieses Hasses, unter welchem unsere Vorfahren so sehr zu leiden hatten, kam am deutlichsten dadurch zum Ausdruck, daß sich die Abneigung weniger auf den einzelnen Juden als auf die ganze Judenschaft ausdehnte; die Rasse war es, welche man verfolgte. Grausame Menschen wurden nicht müde, immer neue Greuelthaten zu ersinnen, die treuen

Anhänger des jüdischen Glaubens zu schädigen, Anklagen gegen sie zu schmieden, welche sie niemals beweisen konnten, da sie jeder wahren Unterlage entbehrten. In manchen Gegenden allerdings vermochte sich die Unbill nicht so gewaltsam zu äußern, denn die Juden standen unter dem Schutze der staatlichen Einrichtungen, und gerechte, gütige Fürsten ahndeten das Verbrechen, auch wenn es an einem Juden verübt worden war. Das eine aber konnten auch sie nicht verhüten, daß im Stillen geschürt und gehetzt wurde, daß ohne Unterlaß geheime Intriguen gegen den Einzelnen wie gegen die Gesamtheit zur Vorbereitung und Durchführung gelangten. Ja, so weit verstieg man sich selbst in jenen Ländern, wo Freiheit der Religion zum Staatsgesetz erhoben war, daß Männer auftraten und Anhang fanden, welche dem Judentum offen den Krieg erklärten mit feigen Verdächtigungen, lügenhaften Anklagen. Die Vernünftigen und Gutgesinnten schenkten ihnen freilich kein Gehör; um so größer aber ward die Zahl ihrer Nachahmer unter den Unzufriedenen, welche nach einem Gegenstande suchten, an dem sie ihre Unlust auszulassen vermochten. Anstatt in sich selbst die Ursache ihrer Leiden zu suchen, wollten sie dieselben anderen aufbürden, und da ihnen kein Unterschied war, wem sie die Schuld an ihrem Elend, das in der eigenen Untüchtigkeit lag, beimaßen, so wandte sich aller Haß gegen die Unschuldigsten, gegen die Juden.

„Andächtige Gemeinde! Du wirst fragen, thaten denn unsere Vorfahren nichts, sich zu schützen? Warum wandten sie sich nicht an die Fürsten, von denen ich sage, daß sie gerecht waren? Gewiß thaten sie dies, und ebenso sehr stand man ihnen bei, wenn sie an Leib und Leben angegriffen wurden. Aber nur vor den offenen Feindseligkeiten konnte man sie bewahren, nicht vor den geheimen Intriguen und Anfechtungen. Das Unkraut, welches sichtbar aus der Erde

emporschießt, kann ausgerottet werden, aber unbeachtet findet der Samen neuen Boden, sich zu vermehren.

„Doch nicht überall stand man den Leiden der jüdischen Bevölkerung gleichgültig gegenüber, und von Amerika aus ging die Anregung zu einer Veränderung. Vor dem Präsidenten Harrison erschien im Jahr 1891 christlicher Zeitrechnung ein Mann Namens William E. Blackstone aus Chicago in Begleitung des Staatssekretärs Blaine, und überreichte ihm eine von angesehenen Geschäftsleuten, Politikern aus allen Teilen des Landes unterzeichnete Denkschrift, in welcher das Ersuchen an die Regierung der Verein. Staaten von Nord-Amerika gerichtet wurde, sie möchte ihren Einfluß bei den europäischen Regierungen dahin geltend machen, daß eine internationale Konferenz einberufen werde, auf welcher Schritte gethan werden sollten, den Kindern Israels das gelobte Land wieder zu geben. Diese Eingabe begleitete der Bittsteller mit einer langen Rede, in welcher er die allgemeine Lage der Juden mit beredten Worten schilderte, wobei er vor allem auf die Verfolgungen zu sprechen kam, welchen die Juden in dem großen russischen Reiche ausgesetzt waren. Herr Harrison hörte die Ausführungen des Redners aufmerksam an, und versprach, den Vorschlag in Erwägung ziehen zu wollen.

„Wollten wir uns heute über die Triebfeder genau unterrichten, welche einen derartigen Antrag veranlaßte, so kämen wir jedenfalls zu dem Resultat, daß nicht allein Mitleid mit den Verfolgten die Ursache war, sondern auch mannigfache persönliche Motive dabei mitunterliefen. Im großen Ganzen aber war der Antragsteller von einem humanen Grundgedanken geleitet, und wir schulden ihm Dank für eine Anregung, welche im Laufe der Jahre immer mehr Anhänger fand, und nach Jahrhunderten endlich reife Früchte tragen sollte.

„Diesem Dank ein beredtes Zeugnis auszustellen, feiern wir heute die Enthüllung eines Denkmals, welches errichtet wurde zur Erinnerung an den Einzug in Jerusalem, und das mit den Standbildern eines Harrison, Blaine, Blackstone geschmückt ist. Der Samen, den diese Männer gestreut, ist aufgegangen, wenn es auch lange Zeit währte, bis die Früchte so weit gereift waren, um geerntet zu werden.

„Es würde zu weit führen, wollte ich Dir, andächtige Gemeinde, heute ein Bild entrollen von den Verhältnissen der damaligen Zeit; denn nicht ein Bild würde es, sondern es müßte sich aus unzähligen Einzelschilderungen zusammensetzen, je nach den verschiedenen Ländern, welche die Juden bewohnten und sie waren vermischt unter allen Völkern der Erde. In Amerika, von wo der Gedanke an die Gründung eines jüdischen Reiches ausgegangen war, herrschte noch die weitgehendste Religionsfreiheit, und vollkommene Gleichberechtigung aller Konfessionen. Im Kongreß, wo jede Sitzung mit einem Gebet eröffnet wurde, erfüllte abwechselnd ein Vertreter der katholischen, evangelischen und jüdischen Lehre diese Pflicht. In Frankreich, dem deutschen Reiche, Italien war äußerlich kein Unterschied zwischen Judentum und Christentum wahrzunehmen, aber dennoch waren unzählige, für die Israeliten unüberschreitbare Schranken aufgerichtet. Vor allem hatten unsere Glaubensgenossen viel zu erdulden unter den geheimen Anfechtungen politischer wie sozialer Vereine, und die religiöse Intoleranz hatte solch' große Fortschritte gemacht, daß selbst sogenannte Antisemitenvereine sich bildeten, deren Haupt- und alleinige Aufgabe es war, das Judentum zu bekämpfen. In ihrem Programm stellten sie mit einer der Begeisterung ähnlichen Beredtsamkeit die Forderung auf, das Volk von dem verderblichen Einfluß der Juden zu befreien. Worin dieser verderbliche Einfluß bestand, vermochten sie freilich nicht anzugeben. Da aber

Gründe zu nennen waren, so führten sie Scheingründe ins Feld, welche die Kurzsichtigen bethörten und den Religionshaß zeitigten, eine Schmach für eine Zeit, welche die Geistesfreiheit als ihre Errungenschaft zu preisen nicht müde wurde.

„Ueber die Vergehen, welche man den Juden zuzuschreiben versuchte, will ich mich hier nicht weiter auslassen, denn die Folgezeit bewies die Ungerechtigkeit dieser Angriffe. Sind wir jetzt nicht ein Volk, einig und friedliebend, wie nur je eines bekannt war? Entwickelt sich das Gewerbe nicht aufs Gedeihlichste in unseren Reihen? Blühen nicht die Künste in unserer Mitte? Oder fehlt uns der Beifall der befreundeten Nationen, zollt man nicht unseren Bestrebungen und Zielen von allen Seiten hervorragende Anerkennung? Und weiter! Straft nicht die Geschichte der Kinder Israels alle gegen sie erhobenen Anklagen Lügen? Wo sind die Verbrechen, welche wir zu ahnden hätten, wo ist die große Anzahl Verbrecher? Wären sie vorhanden, sie würden der verdienten Strafe nicht entgehen. Sind unsere Gefängnisse überfüllt? Die Richter Judäas haben wenig Arbeit. Das Unzulängliche im Menschen bringt es freilich mit sich, daß er nicht frei ist von Fehlern, aber man zeige mir ein Volk, eine Nation, die nur aus guten Menschen zusammengesetzt ist. Dies würde die Erde zum Himmel machen, wenn die Menschen ohne Verirrung vom Tage der Geburt bis zu ihrer Sterbestunde auszuharren vermöchten. Irren, andächtige Gemeinde, ist menschlich, aber edel ist es, zu vergeben. Und das Erdenwallen der Menschen kann nicht frei sein von Fehlern, sonst wären es eben keine Menschen, sondern höhere Wesen, welche die Erde bevölkern. Wer aber vermag nachzuweisen, daß die Juden selbst in den Tagen ihres tiefsten Falles mehr gesündigt, mehr gefehlt hätten, als die Anhänger einer anderen Kirche? Niemand wird dies behaupten können. Wenn ein Jude fehlte, so ward dies dem ganzen Volke zur Last gelegt. Wie konnte

man ein ganzes Volk büßen lassen für die Verirrungen eines Einzelnen? Die Gemüter waren erhitzt und unlautere Menschen stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen. Man suchte einen Gegenstand, an dem man seinen Unwillen auslassen konnte, und Unschuldige fielen zum Opfer. Unfähig zu prüfen, ließ das Volk seine Wut an demjenigen aus, welchen man als die Ursache seiner Leiden bezeichnete. In Oesterreich vor allem fand die schlimme Sache günstigen Boden.

„Andächtige Gemeinde, es war zu einer Zeit, wo man stritt für Menschenwert und Menschenrechte, gegen Sklaventum und Leibeigenschaft ankämpfte; Befreiung aller Geknechteten war die Losung, und während man nach der einen Seite hin eintrat für alles Gute, Edle und Erhabene, glaubte man sich das Recht zu erwerben, nach der anderen Seite zu knechten, zu demütigen, zu unterjochen. Die heiligsten Menschenrechte wurden mit Füßen getreten. Denn was giebt es grausameres als das, was sich unseren Augen enthüllt, wenn wir unsere Blicke nach dem damaligen Rußland wenden! In Würdigung der, humanitären Bestrebungen so günstigen, Zeit, war daselbst die Leibeigenschaft aufgehoben worden. Aber es war mehr als Leibeigenschaft, was die Juden im russischen Reiche zu erdulden hatten, heimatlos, bar aller Rechte, verfolgt, beschimpft, erniedrigt, geknechtet, gab es keinen Ort, wohin sie sich flüchten konnten. Lautes Echo fanden die Leiden der Armen und von vielen Seiten versuchte man, den Juden zu Hilfe zu kommen. Hervorragende Persönlichkeiten in England unterzogen sich der Aufgabe, ein Fürwort für die so hart Bedrängten beim Zaren einzulegen, aber wie die Klagen der Juden eindruckslos verhallten, so fanden auch diejenigen kein Gehör, welche es unternahmen sich für die so schwer Heimgesuchten zu verwenden.

„Natürlich bedurfte es langer Zeit, bis die von Amerika ausgehende Anregung das Interesse weiterer Kreise wachrief.

Nur langsam reifte der Gedanke, er schien vergessen zu sein, um immer wieder von neuem aufzutauchen, in anderer Form, wodurch sich die Zahl seiner Anhänger vermehrte. Zuerst hatte man gelächelt über das Utopische des Vorschlages, dann spottete, kritisierte man; die Ansichten teilten sich, man pries den Gedanken und tadelte ihn. Denn so leicht eine solche Idee ausgesprochen sein mag, so leicht sie auch Wurzel fassen kann, so viel Schwierigkeiten stellen sich einer Durchführung in den Weg. Was von den Judenfeinden als ein Glück gepriesen wurde, konnte zu einer wirtschaftlichen Kalamität werden, deren Folgen für die davon betroffenen Länder unberechenbar waren. Und nichts lag den Juden ferner, als sich von selbstsüchtigen Trieben leiten zu lassen, sie wollten die Länder, wo sie neben vielem Leide auch viel Freundliches erfahren hatten, nicht als Undankbare verlassen. Ihr Andenken sollte, soviel es in ihrer Macht lag, ein gutes sein, mit Segenssprüchen und nicht mit Flüchen sollte die Erinnerung an sie fortdauern. Von diesem Wunsche waren nicht nur die Führer beseelt, sondern alle Kinder Israels gingen von dem gleichen Grundgedanken aus. Jahrzehnte währte es, bis die Bemühungen eines Harrisson, Blackstones auch nur um einen Schritt weiter gediehen waren, und erst viele Jahre nach ihrem Tode ging der Gedanke seiner Verwirklichung entgegen. Die angesehensten jüdischen Männer aus allen Ländern beriefen einen Kongreß ein, um die zu dem gewaltigen Unternehmen notwendigen Vorarbeiten zu besprechen. Jahrzehnte lang währten die Beratungen, an verschiedenen Orten wurden Kongresse abgehalten, bis endlich vor allem zwei Anträge nach reiflicher Ueberlegung Annahme fanden. Auf friedlichem Wege wollte man Besitz von dem gelobten Lande ergreifen und man hoffte, mit Hilfe der Regierungen der verschiedenen Staaten einen käuflichen Erwerb bewerkstelligen

zu können. Große Geldsammlungen wurden veranstaltet, und zu Milliarden wuchsen die Summen an, welche in Form freiwilliger Spenden für den erhabenen Zweck zusammenflossen.

„Der zweite Antrag ging dahin: es sollten mit den verschiedenen Regierungen Unterhandlungen gepflogen werden in dem Sinne, daß den Juden das Recht gesichert würde, zu gehen oder zu bleiben, je nach dem Belieben des Einzelnen; denn vor allem mußte der Schein vermieden werden, als ob die Auswanderung der Juden einer Flucht gleichbedeutend wäre. Mit unauslöschlicher Dankbarkeit ist in der Geschichte unseres Volkes das Entgegenkommen verzeichnet, welches unseren Vorfahren von Seiten der Regierungen und Völker bewiesen wurde, sobald die Angelegenheit soweit gediehen war. Wir können nicht verhehlen, daß von gar mancher Seite mit Frohlocken die Befreiung vom Judentum, wie die Gegner es bezeichneten, begrüßt wurde, aber nicht minder zahlreich waren die Stimmen, welche versicherten, man sähe die Israeliten mit Bedauern scheiden. Jetzt, da die Stunde der Trennung immer näher rückte, gewann eine gerechtere Beurteilung der Juden die Oberhand und man unterließ nicht, zu betonen, welch' treue Bürger sie stets gewesen, wie sie mit Leib und Seele, mit Hab und Gut für ihr jeweiliges Vaterland eingetreten waren. Ihrem Fleiße, ihrem Wohlthätigkeitssinn, ihrer Nächstenliebe versagte man nicht die gerechte Würdigung. Nicht leicht mag unseren Vorfahren eine Trennung geworden sein, welche sie scheiden hieß von den Ländern, in denen man ihnen Heimatrechte eingeräumt hatte; nicht leichten Herzens mochte man sie scheiden sehen, denn eine Massenauswanderung zahlreicher wohlbegüterter Familien konnte nicht ohne materielle Schädigung derjenigen Geschäfte erfolgen, deren Kundenkreis sich zum großen Teile aus der

jüdischen Bevölkerung zusammensetzte. Andererseits wurden dagegen viele gediegene alte Geschäfte aufgegeben, eine Thatsache, welche hinwiederum den Weg zeigte, auf welchem den so sehr Geschädigten Ersatz geboten werden konnte. Nicht immer aber vermag derjenige, welcher in seinem Geschäftszweige Gediegenes leistet, sich gleich in die Erfordernisse einer anderen Branche zu schicken, und so wurde ein Zeitraum von einem Jahrzehnt bestimmt, der dazu benützt werden sollte, die manigfachen Umwälzungen in den geschäftlichen Verhältnissen vorzubereiten. Unsere Glaubensgenossen ließen auch ihrerseits diese Zwischenzeit nicht thatenlos verstreichen. Ein großer Teil von ihnen wandte sich von der merkantilen Thätigkeit ab und suchte seine Erfahrungen im Bauwesen, in der technischen Kunst, im Gewerbe und Handwerk zu bereichern, denn es lag nahe, daß gerade hierfür in der neuen Heimat sich wachsendes Bedürfnis geltend machen würde. Die Zukunft hat gelehrt, wie wohlthuend nach beiden Richtungen, sowohl für uns als auch für die uns stets befreundeten Nationen diese Anordnungen waren, indem sie ermöglichten, daß dieses in seiner Art in der Geschichte einzig dastehende Weltereignis sich ohne nachteilige Folgen vollziehen konnte.

„Andächtige Gemeinde! Ich kann in dieser Festbetrachtung nicht, wie ich gerne möchte, Schritt für Schritt, die Entwickelung dieser, ich darf wohl sagen, großen, historischen That verfolgen, wie es uns heute leider auch unmöglich ist, aller jener Männer namentlich zu gedenken, welche sich um ihre Durchführung unauslöschliche Verdienste erworben haben. Einiger Umstände aber will ich vor allem noch Erwähnung thun, um klarzulegen, mit welcher Würde die heilige Aufgabe betrieben wurde. — Noch waren die Juden in ihrer alten Heimat ansässig, als schon mit allen Regierungen Verträge abgeschlossen wurden, welche, da man über die Gestaltung

der Regierungsform vor der Besitznahme des Reiches Judäa noch kein feststehendes Bild haben konnte, nur provisorisch sein sollten, und noch nicht jene Vollendung zeigten, wie unsere heutigen Vereinbarungen. Die jeweiligen Vorsitzenden des Kongresses, zu dem alles jüdische Volk seine Deputierten entsandte, unterschrieben im Namen der Gesamtheit. Da war vor allem eine schwierige Frage, die gelöst werden mußte. Die Auswanderung der Juden hatte einen bedeutenden Ausfall in den Steuereinnahmen der verschiedenen Staaten zur Folge und es war zu befürchten, daß die plötzlich zu vermehrende Steuerlast für die zurückbleibenden Bürger unerschwinglich sein würde. Andererseits ging es nicht an, daß die Juden diesen Ausfall deckten, indem sie den verschiedenen Staaten jährlich eine vorher genau zu bestimmende Summe überwiesen. Dies hätte sie in ein Abhängigkeitsverhältnis gebracht, das den Absichten keiner Regierung entsprechen konnte, am wenigsten aber den Juden selbst, die dadurch gleichsam fremden Völkern tributpflichtig geworden wären. Die Internationalität des Geldmarktes wies auf folgenden Ausweg hin. Ein großes Anlehen wurde als Entschädigung den Regierungen ohne Entgelt zur Verfügung gestellt, nach dem damaligen Zinsfuße reguliert, und mit einem sorgfältig revidierten Verlosungsplan versehen. Sie alle wissen, daß dieses Anlehen schon längst getilgt ist, und keine Verpflichtungen mehr auf uns lasten. Die Befriedigung, welche ein solches, freiwilliges Anerbieten überall wachrief, war eine große und ungeteilte. Sie bewies, daß man die Selbstverleugnung der Juden anerkannte und zu schätzen wußte. Aber unsere Vorfahren gingen noch weiter, ihre Anhänglichkeit an die alte Heimat zu bekunden. Alles Gute, was man ihnen je erwiesen, schien dauernd ihrem Gedächtnisse eingeprägt, alles ihnen zugefügte Unrecht, alle erlittenen Unbilden schienen

vergessen. Außer ihren beweglichen Gütern besaßen unsere Ahnen bedeutenden Grundbesitz, und so lag die Gefahr einer Katastrophe nahe, wenn eine so plötzliche Veräußerung zahlreicher Liegenschaften vor sich gegangen wäre. Aus der Reihe unserer Mitbrüder wurde daher der Antrag gestellt, daß zur Vermeidung einer solchen Kalamität, deren Folgen unberechenbar gewesen wären, der Verkauf gesetzlich geregelt werden müsse. Dabei trat zu Tage, daß sich in den einzelnen jüdischen Gemeinden Männer von überaus glänzender Begabung befanden, die sich besonders für die Abwickelung schwieriger Staatsgeschäfte befähigt zeigten. Wie man auf der einen Seite die durch den plötzlichen Wechsel des Eigentumsrechtes auf Grundstücke entstehenden Gefahren ins Auge faßte, fand man andererseits Mittel dieser Gefahr vorzubeugen, mehr, sie ganz aus dem Wege zu räumen. Nicht im Kleinen, so wurde beschlossen, durften diese Verkäufe vor sich gehen, keine Güterzersplitterung durfte stattfinden. Jeder Einzelne hatte mit den gewählten Vorständen des jüdischen Volkes zu unterhandeln, welche dann für die Gesamtheit den Ankauf vollzogen und zwar meistens im Tauschwege, indem gleichwertiger Grundbesitz in Judäa als Entschädigung geboten und angenommen wurde. Der erworbene Grundbesitz im Auslande aber, denn als solches konnten von diesem Zeitpunkte an schon die verschiedenen Länder bezeichnet werden, wurde wieder an die Behörden selbst verkauft, welche dann den Uebergang in den Privatbesitz leicht regeln konnten, einen Teil des Erwerbes wohl auch als Staatseigentum behielten, wodurch ihnen Gelegenheit geboten wurde, vieles zur Verschönerung der einzelnen Städte beizutragen, ein Gesichtspunkt, den auch unsere Regierungen bei der teilweisen Neuanlage Palästinas stets ins Auge gefaßt haben.

„So geschah es, daß die große Umwälzung sich in

aller Ruhe und in Frieden vollzog. Mit Segenswünschen auf den Lippen schickten sich unsere Vorfahren an, die alte Heimat zu verlassen, unter Segenswünschen gab man ihnen das Geleite. Manche Thräne floß, da man von den Ländern schied, wo die Eltern und Großeltern gelebt hatten und gestorben waren, wo man die glücklichen Tage der Kindheit verlebt hatte. Die irdischen Ueberreste teurer Angehörigen, welche in kühler Erde Schoß gebettet, den ewigen Schlaf schliefen, mußte man zurücklassen, ein Abschied, der dem pietätvollen Gemüt unserer Vorfahren schwer fiel. Josef hat bei seinem Verscheiden angeordnet, daß, wenn je die Juden in ihre Heimat zurückkehrten, sie seine und der Seinen irdische Hülle mit sich führen möchten, sie in heimischer Erde zu betten, ein Gebot, dem, wie uns die heilige Schrift lehrt, treulich willfahren wurde. Nach Tausenden und Abertausenden bezifferten sich die Ruhestätten geliebter Anverwandten, die man nun zurücklassen mußte im fremden Lande. Man schied und blieb doch für alle Zeit verbunden mit den Orten, wo die Geliebten ruhten. In dem Weh dieses Abschiedsschmerzes war aber ein Trost beschieden: Das Teuerste mußte zurückgelassen werden, doch es blieb in treuer Hut; man nahm das heilige Versprechen mit, daß nichts den Schlummer der Verewigten stören werde und ihrem letzten Ruhelager jene Würdigung zu Teil werde, die unsere heilige Religion vorschreibt.

„Nicht alle Anhänger unseres Glaubens nahmen an der großen Wanderung teil; es stand in jedes Einzelnen Ermessen, ob er bleiben oder gehen wollte. Den im Auslande Verharrenden war das Staatsbürgerrecht im fremden Lande gesichert. Viele von jenen und ihren Nachkommen sind im Laufe der Zeit doch noch zu uns gekommen und unser unendlicher Dank schwingt sich täglich in Lobeshymnen empor, zu dem Throne des Allmächtigen, der alles so wohl

gefügt. Von der Ankunft der Juden in Palästina, von der Entwickelung unseres Reiches habe ich nicht nötig, Euch zu erzählen. Ein hoher Festtag war es für uns Alle, die wir ihn miterleben durften, als zum erstenmal feierlicher Gottesdienst in diesem Tempel gehalten werden konnte. Erfüllt von Dankbarkeit bat der Hohepriester den Ewigen, unsern Gott, seine Gnade weiter leuchten zu lassen über die Kinder Israels. Erfüllt von dem wonnigen Gefühle der Dankbarkeit gelobte die ganze Gemeinde, treu anzuhangen der heiligen Lehre und sich eines Gott wohlgefälligen Lebenswandels zu befleißigen. Unser Gott, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs hat uns treu behütet, sichtbar hat der Ewige seine Gnade über uns leuchten lassen, und uns zurückgeführt in das Land, das er unseren Vätern gegeben. Er hat uns bewahrt vor Seuchen und Krankheiten und jeglicher Gefahr des Leibes und der Seele, er hat uns den Frühregen gesandt und die alles erwärmende, alles verklärende Sonne über uns leuchten lassen, so daß wir säen und ernten konnten. Er hat unserer Hände Arbeit gesegnet. Er hat den Frohsinn in uns wachgehalten und uns den Frieden beschcert. Die Wohlthat seiner heiligen Lehre ward uns zu teil.

„Hochgehobenen Herzens rufe ich Dir heute zu, andächtige Gemeinde, der Ewige, unser Gott, ist ein einziges, ewiges Wesen. Erkennt, daß der Ewige unser Gott oben im Himmel ist und unten auf der Erde. Seinem Schutze vertrauen wir für und für, bewundernd schauen wir auf zu seiner Allmacht Thron und danken ihm, dem Könige aller Könige, dem Heiligen, gelobt sei er! In dem Glauben an ihn sind wir glücklich und in dieser Zuversicht, welche unser Herz mit ungeahnten Wonneempfindungen erfüllt, die uns unsere Zuflucht bei ihm, dem Allmächtigen, finden läßt, breite ich die Hände aus über Dich, andächtige Gemeinde,

und segne Dich mit dem dreifachen Segen, der durch Mose niedergeschrieben und von Aron und seinen Söhnen den Priestern ausgesprochen wurde, wie es heißt: „Gott segne Dich und behüte Dich! Gott lasse sein Antlitz Dir leuchten und sei Dir gnädig! Gott wende sein Antlitz Dir zu und gebe Dir Friede! Amen!“

Drittes Kapitel.

Die Ansprache des greisen Priesters hatte auf die versammelte Gemeinde einen tiefen Eindruck gemacht. Da er nun zum Schlusse gekommen war, und mit ausgebreiteten Armen den Segen über die Anwesenden sprach, befiel jeden Einzelnen eine heilige Stimmung. Es waren Worte voll tiefen Gehaltes für jedes andächtige Gemüt, die der würdevolle Mann auf der Kanzel gesprochen. Mit kurzen Strichen hatte er die Vergangenheit gezeichnet, die wichtigsten Momente aus einer Zeit herausgegriffen, welche den Ausgangspunkt für das jüdische Einigkeitsreich bildete. In Vieler Augen waren Thränen getreten bei Erwähnung der Ahnen, deren vergängliche Hülle im fremden Lande ruhte. Besonders die Aeltesten der Gemeinde waren tief bewegt, denn sie erinnerten sich wohl der Bitte ihrer verstorbenen Eltern, die auf dem Totenbette das Ersuchen an ihre Kinder gerichtet hatten, es doch zu ermöglichen, die Gräber der teuren Dahingeschiedenen wenigstens einmal in ihrem Leben zu besuchen.

Der Gottesdienst nahte sich seinem Ende. Noch folgten die Gebete für König und Vaterland. Die üblichen Schlußworte wurden gesprochen. Die Rabbiner sämtlicher Jerusalemer Synagogen traten zusammen, und geführt von dem Hohepriester, begaben sie sich zu dem königlichen Sitze, um dem Fürsten Judäas das Geleite zu geben. König David war ihnen entgegen gegangen und verbeugte sich vor dem

Hoheprieſter, deſſen Hand küſſend. Dieſer aber erhob ſeine Hände und breitete ſie ſegnend über den König und den Kronprinzen. In geordnetem Zuge verließen Hof und Geiſtlichkeit das Gotteshaus. Stolz leuchteten die Augen aller Hebräer, als ihr Monarch trotz ſeiner Jahre noch in vollſter Manneskraft an ihnen vorüberſchritt, und leutſelig dankte dieſer für die ehrfurchtsvolle Begrüßung ſeines Volkes. Nicht minder ſtolz aber waren die Juden auf den geiſtlichen Fürſten, der dem Könige das Geleit gab.

Während der König aus dem einen Thore den Tempel verließ, trat ſeine hohe Gemahlin aus einem anderen.

Mit lauten, begeiſterten Hochrufen wurden ſie von der den weiten Platz vor der Synagoge füllenden Menge begrüßt. Jetzt, nachdem man die heilige Stätte verlaſſen hatte, wandte ſich König David an den Hoheprieſter.

„Nimm meinen Dank, Rabbi Kohn, für Deine weihevollen Worte," ſagte er, „ſowie für den Segen, den Du über mein Volk und mein königliches Haus geſprochen haſt. Ich hoffe, die heilige Handlung hat Dich nicht zu ſehr ermüdet, ſo daß wir die Freude haben, auch den übrigen Teil des Feſtes durch Deine Gegenwart verſchönt zu ſehen."

„Ich werde nicht verfehlen, zu kommen, Majeſtät. Es iſt ein Freudenfeſt, das wir begehen, und die Freude iſt es, welche Körper und Geiſt neu belebt."

„Alſo auf Wiederſehen, mein lieber Rabbi!"

Huldvoll grüßte der König den Hoheprieſter und die denſelben umſtehenden Rabbiner und Würdenträger des jüdiſchen Reiches, dann wandte er ſich ſeiner Gemahlin zu, ſie zu der harrenden Equipage zu geleiten. Der Kronprinz folgte ihnen, nicht aber ohne vorher dem Hoheprieſter zugeflüſtert zu haben.

„Kommt Deine Tochter mit Dir, hochwürdiger Rabbi?"

„Sie wird kommen, königliche Hoheit!"

„Grüße mir einstweilen das liebe Mädchen.“

Wolf Frankfurter war mit seinem Gaste in der Nähe des Hohepriesters gestanden, und hielt nun Umblick nach Frau und Kindern, um nach Hause zurückzukehren. Bald hatte sich die Familie zusammengefunden und während Ludwig von Fürsprech sich zu der Mutter gesellte, wurde Frankfurter von seinen Enkeln umringt, die nicht müde wurden, Fragen an den geliebten Großpapa zu richten, der ihnen erklären mußte, was sie von der Predigt nicht verstanden hatten.

„Nun, wie gefiel Ihnen der Gottesdienst in unserem Tempel, Herr von Fürsprech?“ wandte sich in deutscher Sprache Frau Frankfurter an ihren Begleiter, der ihr zur Seite schritt.

„Er hat einen tiefen, weihevollen Eindruck auf mich gemacht. Vor allem bewunderte ich die Andacht, der jeder Einzelne sich hingab. Giebt es denn in ihrem Lande keine Männer, die kirchenfeindlich gesinnt und deren Bemühungen dahin gerichtet sind, das Volk von seiner Religion abwendig zu machen?“

„Nein, verehrter Herr, die giebt es nicht unter uns. Wir sind nicht nur in politischer Beziehung ein Reich, sondern bilden, und zwar in erster Linie, eine Religionsgemeinde. Der feste Zusammenhalt, welcher einen besonderen Glanzpunkt in der sechs Jahrtausende umfassenden Geschichte unseres Volkes darstellt, ist auf der religiösen Ueberzeugung unserer Glaubensgenossen begründet. Welch' eine Veranlassung hätten unsere Vorfahren gehabt, sich in das gelobte Land zurückzusehnen, wenn nicht der Wunsch sie erfüllt hätte, offen und ohne Scheu sich ihrem Glauben hinzugeben, leben zu dürfen, wie ihre Väter gelebt haben?“

„Ich erkenne in Ihren Ausführungen das strenggläubige Gemüt, meine Dame, aber vermag denn jedermann zu denken,

wie Sie es thun? Werden nicht die Gedanken Vieler abgelenkt von dem durch ihre Religionslehrer vorgeschriebenen Weg durch Selbstunterricht in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft?"

„Durch Selbstunterricht, sagen Sie, mein Herr. Gestatten Sie mir, daß ich dieses eine Wort herausgreife, um Sie über einen Irrtum aufzuklären, in den Sie verfallen zu sein scheinen. Nicht auf Selbststudium ist unsere Jugend angewiesen, wir haben unsere Schulen und Universitäten, wie es deren in Ihrem Vaterlande giebt, und kein Zweig der Wissenschaft wird auf denselben vernachlässigt. Es ist nur wenig, was ich Ihnen über diesen Gegenstand sagen kann, und ich muß Sie auf meinen Mann verweisen. Bedauern aber fühle ich darüber, daß Sie unsere Landessprache nicht so weit beherrschen, um sich selbst in unseren Lehrsälen überzeugen zu können, wie daselbst unterrichtet wird. Sie könnten dort vielleicht die Entdeckung machen, daß Religionslehre und Wissenschaft keine so entgegengesetzten Begriffe sind, wie man nur zu gerne annimmt, und daß es wohl möglich ist, beide zu vereinigen. Zweierlei ist natürlich vor allem dazu notwendig, der gute Wille und der Glaube. Beides in unseren Kindern zu erwecken und wach zu halten, fällt nun in erster Linie den Müttern zu und darüber kann ich Ihnen jede Frage beantworten, mein Herr, die Sie an mich zu richten belieben."

„Ich werde nicht unterlassen, von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch zu machen; vielleicht werden Sie zu dem Schlusse kommen, daß ich Ihre Liebenswürdigkeit zu häufig in Anspruch nehme. Es sind so viele mir fremd erscheinende Dinge, die mir hier aufstoßen, und die eben so viele Rätsel für mich bilden, daß ich nicht weiß, welche einzelne Frage aus der Legion, die mir auf den Lippen schweben, ich zuerst an Sie richten soll."

„Fragen Sie, mein Herr, ich werde antworten.“

„Wie kommt es, daß Sie meine Heimatsprache ebenso gut beherrschen, wie das Hebräische? Wie geschah es, daß man überhaupt die hebräische Sprache zur Landessprache bei Ihnen erhob? Wäre es nicht einfacher gewesen, die französische, deutsche oder englische Sprache allgemein zu machen, anstatt eine doch auch Ihren Vorfahren im Gebrauche fremde Sprache einzuführen?“

„Aus Ihrer Frage können Sie sich beinahe schon die Antwort ableiten, mein Herr! Welche der in Betracht kommenden Sprachen hätte den Vorzug verdient? Sicherlich würde jedermann für die eingetreten sein, die ihm am geläufigsten war, und doch mußte vor allem darauf die Aufmerksamkeit der den großen Auszug leitenden Persönlichkeiten gerichtet sein, jeden Zwiespalt zu vermeiden. Mit gleichem Rechte, wie unsere Vorfahren die Einführung der deutschen Sprache verlangt hätten, würde von anderer Seite der englischen, französischen, russischen das Wort geredet worden sein. Da zog man es vor, jene Sprache in dem neuen Reiche anzuordnen, welche den Kindern Israels als die geeignetste zukommt. Und war sie es nicht wert, neu aufzuleben? Giebt es unter den Nationen ein Volk, das in verständlicheren Lauten sich unterhielt? Ist unsere Sprache nicht ausgestattet mit einem großen Wortschatze, sind ihre einzelnen Laute nicht musikalisch?“

„Gewiß sind sie dies. Die Chöre, die ich während des Gottesdienstes hörte, waren von bestrickender Wirkung.“

„Wo wäre also noch die Schwierigkeit gewesen, welche der Einführung unserer Sprache im Wege gestanden hätte? Von dem Tage an, wo das Hebräische wieder in sein altes Recht als Umgangssprache eingesetzt wurde, bemühten sich unsere Vorfahren, dieselbe gründlich zu erlernen und praktisch zu verwerten. So geschah es, daß, als endlich die glückliche

Stunde des Einzuges in Palästina schlug, alle Juden, gleichviel aus welchem Erdteile sie kamen, sich zu verstehen vermochten und ein Sprachenwirrwar vermieden wurde. Das Unterlassen dieser Vorsichtsmaßregel hätte leicht ein Scheitern selbst der gediegensten Pläne zur Folge haben können. Muß ich Sie an die Geschichte des Thurmbaues von Babel erinnern?"

Ludwig von Fürsprech lächelte. Der Ernst, mit welchem seine Begleiterin eine biblische Legende als Beispiel anführte, kam ihm, der sich erfüllt von freigeistigen Ideen über alle derartigen Märchen erhaben fühlte, komisch vor.

„Aber Sie haben die erste meiner Fragen noch nicht beantwortet. Wie kommt es, daß Sie in meiner Muttersprache nicht minder bewandert sind als in der Ihrigen?"

„Auf die Kenntnis fremder Sprachen wird bei der in Judäa herrschenden Erziehungsweise ganz vorzugsweise Rücksicht genommen. Vor allem wird aber in jeder Familie neben der hebräischen Sprache noch diejenige besonders begünstigt, welche die Vorfahren während des Aufenthaltes in der Fremde gesprochen haben. Die Angehörigen meines Mannes, wie die Meinigen lebten im deutschen Reiche und die Anhänglichkeit an dasselbe wird in unserem Gemüte durch Ueberlieferung wachgehalten. So wurde im Hause unserer Eltern neben dem Hebräischen das Deutsche gepflegt, so ist es bei uns und so wird es bei unseren Kindern sein."

Man war vor dem Hause Wolf Frankfurters angelangt und dieser harrte nun des Gastes, um sich weiterhin demselben bis zur Mahlzeit zur Verfügung zu stellen, während Frau Rahel ihren häuslichen Pflichten nachging. Es gab heute große Tafel, denn in den meisten Familien pflegte es so gehalten zu werden, daß am Sabbathe wie an allen Festtagen sämtliche verheiratete Kinder und auch die Enkel bei den Großeltern speisten. So sah es fast einem Festmahle

gleich, als man sich endlich zu Tische begab. Den Ehrenplatz nahm der Hausherr ein, ihm zur Rechten saß der Gast, welcher die älteste Tochter als Nachbarin hatte. Zur Linken des Vaters saß die Hausfrau. Bevor die Speisen aufgetragen wurden, bedeckten die anwesenden Männer das Haupt und das Tischgebet wurde gesprochen. Ungezwungene Fröhlichkeit herrschte während der Mahlzeit. Der Gast konnte nicht umhin, der Hausfrau eine Schmeichelei über die Vorzüglichkeit der Speisen zu sagen, welche gerne gehört wurde.

„Es freut mich, wenn Sie Wohlgefallen finden an der Art und Weise, wie bei uns gekocht wird. Die Zubereitung unterscheidet sich gewiß in mancher Beziehung von der bei Ihnen zu Hause üblichen."

„Gewiß, dies wird schon eine Folge der bei Ihnen zu erfüllenden religiösen Vorschriften sein," meinte Ludwig, „aber ich finde alles ausnehmend schmackhaft."

„So ist es auch," mischte sich nun der Hausherr in das Gespräch, „obwohl wir in vielen Fällen einer ganz anderen Zubereitung den Vorzug geben als der im Auslande gebräuchlichen. Wir sind in dieser Beziehung ebenso konservativ geblieben wie unsere Vorfahren. Die Schriften aus jener Zeit, welche die Juden vermischt unter allen Völkern der Erde sah, belehren uns, daß, wohin immer man kam, eine gleichsam jüdische Küche unter den Glaubensgenossen zu finden war, sogar bei dem größten Teil jener jüdischen Bevölkerung, die den religiösen Speisegesetzen keine Rechnung trug. So pflanzen sich Gebräuche fort im Großen wie im Kleinen."

„Sie betonten soeben das konservative Verhalten Ihrer Glaubensgenossen. Auch in der Welt, in der ich lebe, und die sich soviel von der Ihrigen unterscheidet, giebt es Kreise, welche als Konservative gelten, womit man sagen will, daß

sie festhalten an den Sitten und Gebräuchen und in erster Linie an den Anschauungen ihrer Ahnen. Gar manche von diesen Männern — hauptsächlich sind es reiche Grundbesitzer — haben in ihrer Jugend einen Feuergeist gezeigt, der zu der Annahme berechtigt hätte, daß sie aus der Art geschlagen wären, und ihre Denkweise sich der veränderten Zeitlage anbequeme. Dem war nicht so. Im vorgerückteren Alter traten sie in die Fußstapfen ihrer Väter."

„Dies scheint Ihnen rätselhaft, mein Freund, und ist doch so einfach. Nicht nur eine Folge der Erziehung möchte ich den Konservatismus nennen, sondern eine im Laufe des Lebens erworbene Erkenntnis, daß die Lehren, welche unsere Eltern uns gegeben haben, doch am Schlusse die besten für uns waren. In der Jugend natürlich, wenn das Blut noch nicht so ruhig in den Adern fließt, da sträubt man sich gegen eine uns vorgehaltene Schranke, da will man alles besser wissen und zuckt höhnisch die Achseln über den wohl überlegten Rat der Alten. Selbst an Jahren und Erfahrung gereift, dämmert aber die Erkenntnis in uns, daß unsere stürmische Jugend uns Luftschlösser erträumen ließ, die zu erfüllen das Leben, die Wirklichkeit keine Lust zeigen. Und da erinnern wir uns der guten, uns beschieden gewesenen Ratschläge und lenken, wenn auch spät, in die Bahn ein, welche die reife Erfahrung uns gewiesen hat."

„Glauben Sie, daß diese Erklärung, welche ja für Sie und die Ihrigen volle Berechtigung haben mag, auch auf unsere konservativen Aristokraten bezogen werden kann? Ueberhaupt wird sich Ihr Konservatismus mit dem unseren vergleichen lassen? Ich stamme, wie Sie wissen, aus einem altadeligen Geschlecht, habe mich aber, wie schon mein Vater, von Anschauungen losgesagt, die mein Verstand als nicht mehr berechtigt für unser Zeitalter bezeichnet."

„Im Laufe der letzten Jahrhunderte," unterbrach Wolf Frankfurter seinen Gast, „hat es Zeiten gegeben, wo weder Adel noch Hoheit, noch Würde Geltung besaßen, und nun ist doch wieder der Klassenunterschied maßgebend geworden. Nicht ohne Grund, glauben Sie mir. Bei keinem Volke ist eine größere Gleichheit als Grundlage gedacht wie bei uns Juden. Genau genommen, kennt die jüdische Geschichte keinen Adel, wie sie in der Wertschätzung des Einzelnen keinen Unterschied macht, zwischen arm und reich. Und dennoch hat im Laufe der Jahrtausende eine Verschiebung stattgefunden, die ihren Anfang schon zu Jakobs Zeiten genommen hat, wo die Stämme Rohn und Levi geschieden wurden von den zehn übrigen. Diese Unterscheidung war weniger eine soziale als eine religiöse und sie erwies sich als notwendig. Der Mensch ist ehrgeizig, er ist nur Mensch und kann als solcher des Lobes und der Anerkennung nicht entbehren. Beifall spornt zu weiterem, rastlosen Streben an. Vor allem aber ist es der Vater, welchem die Söhne nachzueifern pflegen, und wenn man ihnen im vorhinein Anteil gewährt an dem Verdienste ihrer Ahnen, so wird dies dazu beitragen, ihren Eifer wachzuhalten. Wenn Sie mir erlauben, will ich Ihnen gerne mit einem Beispiele oder besser mit einem Vergleiche dienen. Man pflegt heute noch, wie vor Jahrzehnten zu sagen, was kann der Sohn dafür, wenn sein Vater sich durch Geist, Tapferkeit ausgezeichnet, und sich so um den Staat verdient gemacht hat? Was berechtigt ihn, der vielleicht feig und geistlos ist, seinem Vater im Range zu folgen. Man findet dies unbillig, ungerecht, den Sohn hält man nicht immer für würdig, das vom Vater erworbene Ansehen auf ihn zu übertragen. Für nicht mehr als recht und billig aber betrachtet man es, wenn der Vater, ein Geschäftsgenie sonder gleichen, sich großen Reichtum erworben hat,

daß dieser auf seine Nachkommen vererbe. Mit welch' größerem Rechte, frage ich, als Rang und Ansehen, sollen Reichtümer vererbt werden? So wenig wie sich der Sohn des einen vielleicht aus eigener Kraft zu Rang und Ehre emporzuschwingen vermag, so wenig kann auch der andere imstande sein, von selbst irdische Glücksgüter zu erwerben. Und wessen sich der Sohn unwert zeigt, mag vielleicht der Enkel würdig sein. Jeder, dem die Kraft zu Thaten gegeben ist, kann sich über das allgemeine Niveau erheben, und die Sorge für Haus und Familie ist nicht nur eine Triebfeder der Niedriggeborenen, sondern auch der Hochstehenden."

„Ich verstehe, was Sie sagen wollen, und kann nicht umhin, Ihnen zu danken, daß Sie mir die Erbschaftstheorie in einem neuen Lichte dargestellt haben. Wir sprachen von dem Konservatismus bei Ihnen, im Vergleiche zu dem in meiner Heimat. Und doch finde ich einen wesentlichen Unterschied, ohne ihn mir erklären zu können. Es scheint mir, als ob es eine ganz andere Atmosphäre wäre, in der man sich hier bewegt. Ihr Konservatismus ist nicht der unsrige. Worin aber besteht der Unterschied?"

„Der Unterschied? Er ist wohl weniger in den konservativen Anschauungen zu finden, als in etwas anderem, das Sie aus dem Auge lassen. Bei uns hat sich vor allem noch eine weitere Ueberlieferung behauptet, deren Einwirkung Sie sich nicht zu entziehen vermögen und das ist der Patriarchalismus. Es ist dies eine alte Tradition des Judentums, die in die meisten Religionen übergegangen ist, in keiner aber jene weitgehende Würdigung fand, wie bei uns. Sie gipfelt in dem Gebot: Ehre Vater und Mutter, und die weitgehendsten Folgerungen werden bei uns daraus gezogen. Die Ehrfurcht vor dem Alter wird unseren Kindern von dem ersten Augenblicke an gelehrt, wo ihr Denk-

vermögen es zu fassen vermag, der Autorität des Vaters sind die größten Zugeständnisse gemacht, und nie war noch ein Mißbrauch der väterlichen Gewalt zu verzeichnen. Von dem gleichen Grundsatze ist man auch bei der Wahl des Regierungssystems ausgegangen, indem man ausdrücklich eine „Kammer der Väter" konstituierte, welche die angesehenste Versammlung mit der entscheidenden Stimmenabgabe bildet."

„Und die Jugend wird in Ihrem Reiche vollkommen unterdrückt?"

„Mit nichten, mein Freund! Wie sollte man die Ansichten derjenigen zu unterdrücken versuchen, für die wir ja vorzugsweise wirken. Der Jugend gehört die Zukunft und nicht außer acht darf gelassen werden, daß bei dem unaufhaltsamen Fortschritte unserer Zeit viele Fragen auftauchen können, welche uns Alte nicht mehr berühren. Der Jugend bleibt vollkommene Selbständigkeit eingeräumt, aber die Führerschaft haben wir uns vorbehalten und ich glaube, nicht zum Nachteile unserer Kinder. Bei längerem Aufenthalte in unserer Mitte werden Sie erkennen, wie berechtigt mein Ausspruch ist."

Nun ergriff Jakob, der älteste Sohn des Hauses das Wort:

„Vielleicht interessiert es Sie, verehrter Herr, von jüngerer Seite das sich bestätigen zu lassen, was mein Vater Ihnen soeben erklärte. Ich habe wohl bemerkt, wie wenig einverstanden Sie sich mit seinen Darlegungen zeigten und dennoch kann ich Sie aus eigener Erfahrung versichern, wie gerne wir Jüngeren uns die bewährte Führerschaft der Väter gefallen lassen. Nicht als ob wir auf unsere Selbstständigkeit verzichteten, oder in die eigene Befähigung Zweifel setzten. Aber gleicht nicht das Leben einer Schule und sind wir nicht stets bemüht, unsere Kenntnisse zu vermehren und zu erweitern? Sollten wir nicht dankbar die guten Rat-

schläge annehmen, die uns unsere Väter zu Teil werden lassen?"

„Ohne Zweifel! Dennoch wird es der Jugend nicht erspart bleiben, Lehrgeld zu zahlen. Ich würdige Ihre Grundsätze vollkommen, welche die Erfahrung der Alten zur Geltung zu bringen versuchen. Aber wird diese nicht mehr als aufgewogen durch die Thatkraft der Jüngeren? Hat der Mann, dessen ganzes Leben der Arbeit und Plage gewidmet war, nicht Anspruch auf Ruhe und Erholung im Alter? Würde es nicht zweckentsprechender sein, wenn neue, jüngere Kräfte an die Stelle der verbrauchten träten?"

„Sie betrachten die Sache von einem falschen Standpunkte aus, mein Freund," unterbrach Wolf seinen Gast, „und ich begreife wohl, daß Sie, noch nicht eingeweiht in die Gepflogenheit unseres Lebens, welche sich in vollkommenem Einklang mit unseren staatlichen Institutionen befindet, in Ihrem Urteile zu einem Zweifel sich veranlaßt sehen, den zu lösen nur der vermag, welcher lange unter uns gelebt und Land und Sitten kennen gelernt hat. Es ist ein bedeutender Unterschied zwischen dem aufregenden Leben bei Ihnen und der verhältnismäßigen Ruhe, die Sie bei uns finden. Nicht als ob wir einem frischen, frohen und fröhlichen Volkstreiben abhold wären, im Gegenteil! Aber wir überschreiten niemals das Maß des Zuläßigen, des dem menschlichen Körper Zuträglichen. Die Heiligkeit unserer Feiertage verschafft uns eine regelmäßig wiederkehrende Ruhezeit. Nicht ohne Grund haben wir gesetzlich die vollständige Heiligung der Festtage angeordnet, eine Vorschrift, welche nur, wenn sie vom religiösen Standpunkt aus diktiert wird, in voller Kraft bestehen kann. Und eben diese Feiertage tragen nicht unwesentlich dazu bei, das Familienleben zu befestigen. Der Zusammenhalt im Hause ist aber nicht nur die Grundfeste des Staates, denn der zufriedene Mensch

ist inniger mit seinem Vaterland verbunden als der Unzufriedene, sondern er trägt auch nicht unwesentlich zur geistigen Frische des Greises bei. Ich habe nicht nötig, mich anzustrengen und im Schweiße meines Angesichtes für das Gedeihen meines Geschäftes zu sorgen. Meine Söhne vertreten wacker meine Stelle. Aber sie unterlassen nicht, mich auf dem Laufenden zu halten, sie schämen sich nicht, in wichtigen Fragen meinen Rat einzuholen. Es ist die traurigste Folge, welche der Eigendünkel zu erzeugen vermag, wenn die Söhne sich über ihre Väter erheben. Andererseits aber wäre väterliche Kurzsichtigkeit von gleich großem Nachteile. Wir müssen unserer Nachkommenschaft vollkommen freien Spielraum gewähren, sich zu entwickeln; ja sogar auf die Gefahr hin einmal einen kleinen materiellen Schaden zu erleiden, dürfen wir sie in ihrer Selbständigkeit nicht beengen, in wichtigen Stunden aber stehen wir ihnen zur Seite mit Rat und That, und es ist der schönste Lohn des Alters, sich verjüngt zu sehen in den Kindern. Nichts kann es geben, was gleichbedeutend wäre mit Elternfreude und solche kann es nicht geben ohne Wertschätzung der Eltern; diese aber finden Sie in jeder jüdischen Familie und sie war zu finden zu allen Zeiten. Darin ist auch die Wurzel unserer Kraft zu suchen. Der Zusammenhang in der Familie überträgt sich auf das Zusammenhalten des Volkes. Die Pietät ist es, welche unser Volk stark gemacht hat in den Zeiten tiefster Erniedrigung, die Ehrfurcht vor dem Alter ist es, welche es zu wege bringt, daß man nicht ohne weiteres neue Anordnungen trifft; diese Erkenntnis war zu allen Zeiten unter den Juden verbreitet und sie hat dazu beigetragen, dem neuen Reiche jenen patriarchalischen Charakter zu verleihen, der auf Herz und Seele gleich wohlthuend wirken muß."

„Und dem auch ich mich nicht entziehen kann, werter Herr! Seit ich bei Ihnen weile, fühle ich mich unter einem

Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands

gewissen Bande, den ich mir nicht zu erklären vermochte, den Sie mir aber nun verständlich gemacht haben. Ja, Ihre Jugend ist beneidenswert, denn sie befindet sich unter sie stets schützender Obhut. Wohl kann ich mir jetzt die Folgen dieser Einrichtungen klar machen. In den großen Städten Ihres Reiches herrscht nicht die Verführung, droht nicht das Gespenst des Unheils, welches den Einzelnen so oft zu verschlingen droht."

„Davon ein andermal mehr, mein Freund!" sprach Wolf, der dieses Thema in Gegenwart seiner Enkel nicht weiter erörtert haben wollte.

„Nur noch eine Frage?" bat Ludwig.

„Und wie lautet dieselbe?"

„Leidet unter all' diesen Einrichtungen nicht der Fortschritt Schaden? Die überwältigenden Errungenschaften der Neuzeit in jeder Beziehung werden da wohl schwer Eingang bei Ihnen finden."

„Sie werden sich vom Gegenteil durch den Augenschein überzeugen. Ferne liegt es uns, zurückbleiben zu wollen im Wettstreite der Völker, denn dies würde eine große Gefahr für jeden Einzelnen, wie für den Fortbestand unseres Reiches bedeuten. Nicht abgeschlossen von den übrigen Nationen leben wir, sondern wir stehen mit denselben in regelmäßigen Beziehungen. Jene kommen zu uns, wir zu ihnen. Würden wir da unserer Jugend jene Genüsse vorenthalten, die sie im Auslande findet, es hätte zur Folge, daß Viele sich nach der großen, weiten Welt sehnten, anstatt zufrieden und glücklich in unserer Mitte zu leben. Wir bemühen uns, unsere Kinder dazu anzuhalten, das Schöne zu suchen, dem Häßlichen ferne zu bleiben. Deshalb finden sie auch manches abscheulich, was bei Ihnen als erlaubt betrachtet wird. Dabei hüten wir uns, sie im Genusse zu ermüden, um ihnen die zur wahren Freude notwendige Frische zu erhalten. Ihre

Ansprüche sind keine außergewöhnlichen und so sind sie leicht zufrieden zu stellen. In der Zufriedenheit aber liegt das einzige, wahre Glück der Menschheit. Ich werde Sie in das Theater, in unsere Museen führen. Viel Sehenswertes werden Sie dort finden. Heute schon werden Sie Gelegenheit haben, Augenzeuge zu sein, wie man in Judäa Feste feiert. Nicht einfach ist das Programm, das zur heutigen Denkmalsenthüllung ausgearbeitet wurde. Festvorstellungen in den Theatern, gemeinschaftliches Essen, Tanzvergnügungen sind vorbereitet. Wir können zwar nicht überall hingehen, wo man den heutigen Tag feiert, denn es gäbe, trotz der großen Säle, keinen Raum, der alle Teilnehmer zu fassen vermöchte. Wir werden, nachdem Du, Mutter, Deiner Gewohnheit gemäß, etwas geruht hast, der Enthüllung des Standbildes beiwohnen, dann begeben wir uns in die Festhalle, wo der König selbst beim Mahle den Vorsitz führen wird. Sie können dann auch entscheiden, mein Freund, ob die Jüdinnen ebenso gut tanzen wie Ihre Landsleute."

„Woran ich nicht zu zweifeln wage. Ich bewunderte heute im Tempel die Schönheit Ihrer Damen."

„Dazu werden Sie heute Abend noch viel mehr Gelegenheit haben. Jetzt aber, wollen wir das Tischgebet sprechen."

Mit feierlichem Ernst erfüllte Wolf Frankfurter die religiöse Pflicht, dann trennte man sich, nachdem man vorher noch verabredet hatte, in einer Stunde zu gemeinsamem Ausgange bereit zu sein.

Viertes Kapitel.

Ludwig von Fürsprech hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen und wollte die ihm gewährte Muse zu einem Briefe an seine Angehörigen benützen. Er hatte den Seinen soviel zu berichten von den verschiedenartigen Eindrücken, welche er in sich aufgenommen, aber dieselben waren so mannigfaltig, daß er sie erst verarbeiten mußte, um sie in geordneter Reihenfolge zu Papier bringen zu können. Ludwig war trotz ununterbrochenen, geschäftlichen Verkehrs mit Judäa als völlig Fremder nach Palästina gekommen. Obwohl die Entfernung seines Heimatlandes von dem israelitischen Reiche keine allzugroße war, hatte man dort im allgemeinen nur einen unklaren Begriff von dem jüdischen Leben. Nicht die örtliche Entfernung allein ist maßgebend, das gegenseitige Nähertreten der Völker zu erleichtern, sondern es müssen vor allem gewisse Berührungspunkte gegeben sein, welche ein hervorragenderes Interesse erwecken. Nun schien es Ludwig nicht zweifelhaft, daß man eine Nation wie die Juden nicht aus Büchern kennen lernen kann, besonders da die Verfasser derselben selten einen objektiven Standpunkt einnahmen. Der einzige Ersatz für persönliche Anwesenheit konnte ein Studium der jüdischen Geschichte sein und dieses wurde nur dann gepflegt, wenn jemand sich aus eigenem Antriebe dazu hingezogen fühlte. Es konnte auch kein Zweifel obwalten, aus welchem Grunde von päda-

gogischer Seite diese Vernachlässigung nicht gut gemacht wurde. Man hätte ein Jahrtausende währendes Vorurteil bekämpfen müssen, es wäre notwendig gewesen, allgemein als wahr angenommene Irrtümer richtig zu stellen, und es fällt schwer, einzugestehen, daß man sich getäuscht habe. Man durfte schon damit zufrieden sein, daß man infolge gesteigerter Toleranz den Gesandten des Königsreiches Judäa mit der gleichen Hochachtung begegnete, wie denjenigen anderer Nationen, wobei sich erwies, daß dieses Entgegenkommen von seiten der Fürsten und Regierungen ein weit größeres war, als dasjenige der Völker.

Ludwig dünchte sich in eine andere Welt versetzt, seit er in Palästina weilte. Nicht nur das Volk, auch das Land mit seiner reichen Vegetation war von seiner Heimat vollkommen verschieden. Da blühten Bäume und Blumen, die er nur dem Namen nach kannte, die Sonne schien heller und wärmer, die Lüfte wehten milder. Die Anlage der Städte und Dörfer, welche er auf seiner Reise berührt hatte, bot ihm einen ungewohnten Anblick. Der Orient mit seinen andere Ansprüche machenden klimatischen Verhältnissen machte sich geltend, dabei deuteten die verschiedenartigen öffentlichen wie Privatgebäude einen bewunderswerten Geschmack an, ein Beweis für die ganz außerordentlichen Fortschritte, welche im Laufe der Jahrhunderte erzielt worden waren. Praktische Anordnung verband sich mit künstlerischem Schmucke. Das eigenartige Gepräge kam auch in den schönen breiten Straßen und auf den mit prächtigen Gartenanlagen versehenen Plätzen zur Geltung. Es herrschte trotz des regen Verkehrs überall Ruhe und Friede, die jedoch weit entfernt davon waren, einen peinlichen Eindruck zu machen, sondern nur angenehm berühren konnten. Ludwig vermochte sich nun das Abweichen von den Sitten seiner Heimat zu erklären, indem er sich sagte, daß

all' dies dem patriarchalischen Charakter des Judentums entspräche. Dieses Uebergewicht bejahrter Männer, das ihm stets als eine drückende Fessel erschienen war, leuchtete ihm plötzlich ein, da er unter dem Eindruck desselben stand. Das auf diese Weise erzielte Behagen, der Friede, welchen jedermann in Judäa genoß, bezauberte ihn und er beglückwünschte sich zu dem Entschlusse, gerade Judäa zum Ziele seiner Reise gewählt zu haben. Er nahm sich vor, seinen Aufenthalt daselbst so lange als möglich auszudehnen, um Land und Leute genau kennen zu lernen. Bis jetzt hatte er ja noch wenig gesehen, aber dieses Wenige genügte, seine Neugier anzuregen, und er freute sich an der Seite eines so gediegenen Erklärers, wie sein Hauswirt es war, die Museen besuchen, sich unter das Volk mischen und zugleich Augenzeuge von den innigsten Familienbeziehungen sein zu dürfen. Besonders in letzterer Beziehung bereitete er sich auf Ueberraschungen vor, denn soviel hatte er bereits kennen gelernt, um sich sagen zu müssen, daß hierin eine der hauptsächlichsten Ursachen von dem reinen Glücke der Juden gipfele. Er hatte nur nötig, das Verhalten seiner Hausleute, Eltern und Kinder ins Auge zu fassen, um sich klar darüber zu sein, daß eine gegenseitige Hingabe den so sympathischen Hauch einer von keinem Zwiespalt getrübten Häuslichkeit verbreite. Wie ehrfurchts- und liebevoll erwiesen sich die jüngeren Familienmitglieder, ohne daß sich die verheirateten Söhne und Töchter dabei etwas zu vergeben glaubten, wie es Ludwigs Ansicht bisher gewesen wäre, wenn er sich dem väterlichen Willen in so ausgedehnter Weise untergeordnet hätte. Und mit welch' freudiger Genugthuung schienen anderseits die Eltern wieder nur für ihre Kinder zu leben.

Ludwig durchlebte in Gedanken noch einmal die Ereignisse des heutigen Tages und unwillkürlich trat das

Bild der schönen Dina vor seine Augen. Noch nie war ihm ein Mädchen so begehrenswert erschienen, und wenn er gerecht sein wollte, war sie doch nur die Lieblichste gewesen unter vielen Schönen. Ein Gefühl des Neides beschlich ihn, wenn es nicht ein solches der Eifersucht war, in dem Gedanken, daß es ihm verwehrt bleiben mußte, aufzutreten als Mitbewerber um die Gunst der liebreizenden Jungfrau.

Zwar gab es auch in seinem Lande viele Mädchen, ausgestattet mit allen Vorzügen des Körpers und des Geistes, doch hatte noch keine solch' tiefen Eindruck auf ihn ausgeübt, wie jetzt die Tochter des Hohepriesters. Es war die neben der Schönheit zum Ausdruck gelangende Anmut und Herzensgüte, die ihn so unwiderstehlich anzog. Glücklich war der zu nennen, dem solch ein Weib beschieden war.

Seit Jahrhunderten tobte der Kampf um die Gleichberechtigung der Geschlechter und er hatte zu einem Ziele geführt, das den Männern nicht immer ersprießlich schien. Die meisten Berufsarten, so lange den Frauen verschlossen, waren ihnen nunmehr zugänglich; aber dies war nicht zu erreichen gewesen, ohne daß sie nach und nach sich ihrer vollen Macht bewußt geworden wären. Die Frauen wurden es müde, nur den Männern zur Lieb und Lust zu leben, sie machten ihre eigenen Ansprüche geltend, und da sie nicht mehr auf materielle Hilfe angewiesen waren, indem sie sich die zum Leben notwendigen Mittel zu verschaffen wußten, traten sie mit einer ostentativen Betonung ihrer Selbstständigkeit auf, welche die Männer verletzte. Die Hörigkeit der Frau, wie das abgethane Verhältnis bezeichnet wurde, hatte aufgehört, aber damit war zugleich manches Merkmal echter Weiblichkeit verwischt worden, welches die Frau dem Manne besonders begehrenswert erscheinen ließ. Man hatte nicht mehr für das Wohl der Gattin zu sorgen, sie trat als vollkommen gleichberechtigt in die Ehe, und seitdem die Schwäche

des Weibes zur Legende geworden war, nahm auch die zärtliche Fürsorge des Mannes für sie ab. Die Kämpfer für Frauenfreiheit hatten gesiegt, aber die errungene Selbstständigkeit hatte das weibliche Geschlecht eines großen Teiles seiner es am meisten zierenden Eigenschaften beraubt.

Dies alles schien nicht in das jüdische Reich übergegangen zu sein, und wenn Ludwig als Kind seiner Zeit auch nicht umhin konnte, dies als Schattenseite der jüdischen Sitten zu betrachten, so war ihm doch klar, daß für ihn als Mann die hier herrschende Gepflogenheit vorteilhafter und angenehmer wäre, und der jedem Menschen innewohnende Egoismus ließ ihn nicht dazu kommen, eine für sein Geschlecht vorteilhaft erscheinende Einrichtung zu verurteilen. Aber andererseits freute er sich doch wieder, dieses Verhältnis der Geschlechter als ein den Anforderungen der Neuzeit nicht entsprechendes hinstellen zu können und dadurch in der Lage zu sein, einer Einrichtung seines Landes den Vorzug geben zu dürfen, vor derjenigen in Judäa. Mit Genugthuung dachte er an den Augenblick, wo er dem Freunde entgegentreten und ihm vorhalten würde, er habe doch etwas gefunden, worin die Juden dem Auslande gegenüber im Rückstande wären.

Doch wollte er sich nicht voreilig ein abschließendes Urteil erlauben. Er hatte während der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Palästina schon wiederholt die Erfahrung gemacht, daß es Wolf Frankfurter am Schlusse doch gelungen war, bei solchen Streitfragen Sieger zu bleiben. Aber so bald als möglich, wollte Ludwig die Rede auf dieses ihn sehr beschäftigende Thema bringen.

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach sein Sinnen und auf das auffordernde „Herein" trat Jakob in das Zimmer, ihn zu fragen, ob er schon bereit sei, zu folgen, die ganze Familie wäre bereits versammelt. In wenigen Augenblicken

HEBREW COLLEGE LIBRARY
43 Hawes St.
Brookline, Mass. 02146

hatte Ludwig seine Toilette vollendet und verfügte sich zu den Übrigen, mit dem freudigen Gefühle, daß der heutige Tag zweifellos so angenehm schließen würde, wie er begonnen hatte.

Im festlichen Staate war die Familie versammelt, als Ludwig eintrat, und ohne längeren Aufschub machte man sich auf den Weg. Es war noch früh genug, um nicht fürchten zu müssen, zu spät zu dem Enthüllungsakte zu kommen, und man hatte deshalb auch nicht nötig, sich zu übereilen. Auf der Straße war es sehr lebhaft und alle Leute strebten dem gleichen Ziele zu. Wolf Frankfurter und die Seinen wurden häufig von ihnen begegnenden Bekannten freundlich gegrüßt, manchmal sprach man auch besonders nahestehende Freunde an, um sich gegenseitig nach dem Befinden zu erkundigen. Ludwig bemerkte dabei eine gewisse Herzlichkeit, die ihm wohlgefiel und welche auch auf seine Person ausgedehnt wurde, da Frankfurter nie unterließ, ihn als lieben Freund vorzustellen. Sehr angenehm berührte es ihn dann, wenn man ihm liebenswürdiges Entgegenkommen bewies, das sich aber nie mit Neugierde vermischte. Er zog daraus den Schluß, daß die freundliche Aufnahme, welche ihm bereitet wurde, der landesüblichen Gastfreundschaft entspreche, und man in der Ausübung derselben keine Grenzen kenne, wie man sich auch durch Religionsunterschied nicht beeinflussen lasse.

Es fehlte unterwegs an Gelegenheit, ein ernstes Gespräch anzuknüpfen. Die immer mehr sich verdichtende Menge lieferte den Beweis, daß man sich dem Festorte näherte, schon ward man der die Ordnung aufrechthaltenden Schutzmannschaft ansichtig und auffällig schien Ludwig nur deren geringe Anzahl, und die bereitwillige Folge, welche man ihren Anordnungen leistete.

Die Söhne und Schwiegersöhne Frankfurters trennten sich jetzt mit ihren Familien von dem Vater, der seinerseits den Gast bat, ihm zu folgen.

„Wäre es nicht richtiger, wenn ich mich Ihren Söhnen anschließe, werter Herr?“ fragte Ludwig, „ich habe ja keine Berechtigung, Sie auf den bevorzugten Platz zu begleiten, der Ihnen eingeräumt ist.“

„Sie haben das Recht des Gastes. Folgen Sie uns ohne Bedenken.“

„Wäre es Ihnen dann nicht auch möglich, Ihre Kinder an dieser Bevorzugung, welche jedenfalls Ihren Verdiensten um Staat und Stadt zuzuschreiben ist, teilnehmen zu lassen?“

„Gewiß wäre dies möglich, aber nur dann, wenn ich allein und nicht noch andere mit mir dieses Recht in Anspruch nehmen würden. Es giebt aber keinen Grund, der mir den Vorzug einräumen könnte, und deshalb ziehe ich es vor, keine Ausnahme zu machen. Dies würde leicht zum Mißbrauch einer gewährten Vergünstigung führen.“

„Diese bescheidene Zurückhaltung verdient gewiß die größte Anerkennung. Ist sie hier überall verbreitet?“

„In vielen Fällen. Dies mag einen starken Gegensatz zu dem bilden, was man sich, wie ich wohl weiß, im Auslande von den Juden vergangener Tage erzählt. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo die gerechtesten Beurteiler des Judentums die Anhänger unseres Glaubens von der Sucht, sich hervorzuthun, nicht freisprechen konnten. Aber man hat sich damals nicht die Mühe gegeben, die Ursache dieses Vordrängens zu ergründen.“

„Und worauf glauben Sie, dieselbe zurückführen zu dürfen?“

„Auf Unterdrückung! Wie die Knechtschaft über einen Volksstamm zur Empörung desselben führen kann, — ich habe nur nötig, Sie auf die Helotenwirtschaft in Sparta, oder, um bei der Geschichte meines Volkes zu bleiben, auf die Unterjochung desselben durch die Ägypter hinzuweisen, — so zeitigt auch Zurücksetzung Überhebung und vorlautes

Gebahren. Dies bewahrheitet sich im großen, wie im kleinen, bei Völkern wie bei Familien. Die gleiche Erfahrung wird man ohne Zweifel auch bei unseren Vorfahren haben machen müssen, nur die gesellschaftlich Unterdrückten haben nötig, ihre Rechte geltend zu machen, und indem sie für das, was ihnen zukam, eintraten, erschienen sie aufdringlich, ein Vorwurf, der mehr diejenigen belastet, welche die indirekten Urheber waren. Eine Ausartung im Erstreben eines uns zukommenden Rechtes ist dabei bei der großen Masse nicht immer zu vermeiden. Seit wir hier keiner Zurücksetzung, keiner Schmähung mehr preisgegeben sind, macht sich auch kein Hervordrängen mehr geltend. Man beseitige die verderblichen Ursachen und man wird auch die schädigenden Folgen bannen. Dies aber nenne ich mangelnde Erkenntnis, wenn man die Wechselwirkung zwischen Ursache und Folge verschiebt, wie es hier unbedingt geschehen sein muß."

Es lag etwas imponierendes in dem Wesen Wolf Frankfurters, während er diese Worte sprach. Die Neigung Ludwigs zu dem Freunde wuchs, je mehr er erkennen mußte, wie nicht blinde Eingenommenheit, sondern klare Beurteilung der Thatsachen die Äußerungen des würdigen Mannes bestimmten. Derselbe nahm keinen Anstand, zu bekennen, wenn ihm irgend etwas an seinen Glaubensgenossen mißfiel, aber er begnügte sich nicht, Ankläger zu sein, sondern in wohlkleidender Milde forschte er nach der Quelle, welcher das Übel entstammte, um Material zur Verteidigung zu sammeln.

Nun reichte der alte Herr seiner Gemahlin den Arm, und deutete dem Gast an, ihnen auf die Ehrenplätze zu folgen, welche für sie in Bereitschaft standen. Neugierig ließ Ludwig seine Blicke über die festliche Versammlung schweifen. Sie befanden sich auf einer Estrade, welche man für die Würdenträger des jüdischen Reiches rechts neben der königlichen

Tribüne aufgestellt hatte, während eine zweite solche zur Linken für die Vertreter der auswärtigen Mächte und den Hofstaat bestimmt war. Eine große Anzahl weiterer Vorkehrungen waren für die Bequemlichkeit des Volkes berechnet, und wer keinen Sitzplatz mehr hatte erlangen können, mußte sich bescheiden, sonst einen guten Standpunkt zu finden. Die Häuser, welche den großen Platz umrahmten, waren festlich geschmückt, von den Dächern wehten jüdische Fahnen, weiß blau mit zwölf Sternen im roten Felde, die zwölf Stämme Israels versinnbildlichend. Guirlanden wanden sich von Mast zu Mast, in der Mitte des Platzes aber stand das Kolossalmonument, dessen Umrisse durch die verdeckende Hülle noch nicht zu unterscheiden waren. Der Hauptglanz jedoch schien von den schönen Frauen auszugehen, welche Ludwig überall bemerkte, mochten seine Blicke nach den Fenstern der Häuser schweifen, oder mochte er sie unter die sich drängende Menge richten.

Besonders freudig überrascht fühlte er sich nun, da vor ihrer Tribüne ein Wagen vorfuhr, dem der Hohepriester Rabbi Aaron Kohn und dessen liebliche Tochter entstiegen. Nun sollte auch sein sehnlicher Wunsch erfüllt werden und er das schöne Mädchen kennen lernen. Wolf Frankfurter zögerte nicht, ihn mit Vater und Tochter bekannt zu machen, und im Laufe des sich entwickelnden Gespräches wurde er sogar durch eine Einladung ausgezeichnet, der Folge zu leisten er gerne versprach. Dina gab ihm auf alle seine Fragen muntere Antworten, und er mußte sich gestehen, daß in dem schönen Körper auch ein schöner Geist wohne. Dabei war das Mädchen frei von jeder Selbstüberhebung, wie man sie im Leben gar oft da findet, wo körperliche Schönheit die Veranlassung zahlreicher Huldigungen bildet.

Eine plötzliche Unruhe unter der Menge ließ die Aufmerksamkeit aller Anwesenden sich nach der königlichen Loge

richten, wo eben die Majestäten in prächtigem Sechserzuge vorfuhren. Von dem königlichen Hofstaate und den Honoratioren der Stadt empfangen, verfügten sie sich in das Fürstenzelt, wo Thronsessel für sie in Bereitschaft standen. Nun langte auch in Begleitung seiner Schwester, Prinzessin Ruth, der Kronprinz an; sein Gefährt, mit fünf feurigen hintereinander geschirrten Rappen bespannt, selbst lenkend. Sein erster Blick richtete sich nach der Tribüne, die, wie er annehmen durfte, für die hohen Würdenträger bestimmt war, und während ein freundliches Lächeln sein Antlitz verschönte, nickte er liebenswürdig mit dem Haupte. Ludwig bemerkte wohl, wem in erster Linie dieser Gruß galt, und da er nun seine Nachbarin betrachtete, deren Angesicht von einer sanften Röte übergossen war, hatte er die Bestätigung, daß er sich in seiner Vermutung nicht getäuscht habe.

Er fühlte in seinem Herzen Bedauern mit dem armen Kinde, das in seiner Neigung sich so hoch verstieg, dieselbe auf den Königssohn zu übertragen. Wie viel Kummer und bitteres Herzeleid mußte die Folge davon sein. Gegen den Prinzen aber entstand ein Gefühl des Hasses in ihm, da dieser ohne Bedenken die Neigung des schönen Mädchens zu benützen schien, ein frevelhaftes Spiel mit ihr zu treiben. Denn ernstliche Absichten konnte jener doch wohl schwerlich haben, und wenn auch sein Wille dahin zielen würde, sich aus Liebe über alle ihm obliegenden Rücksichten wegzusetzen, so hätte er doch in Erwägung ziehen müssen, daß es ihm nie gelingen würde, die Einwilligung seiner Eltern zum Eingehen einer nicht standesgemäßen Ehe zu erhalten.

Die Ankunft der königlichen Familie war das Zeichen zum Beginne des Festaktes, der nun einen programmäßigen Verlauf nahm. Die Feier unterschied sich im wesentlichen nicht von der bei solchen Gelegenheiten in Ludwigs Heimat geübten Gepflogenheit. Eine Jubelouvertüre, vom philhar-

monischen Orchester trefflich exekutiert, leitete die Festlichkeit ein, und hierauf folgte ein von den Schülern und Schülerinnen sämtlicher Unterrichtsanstalten gesungener Chor. In der Festrede, die sich nun anschloß, wurde in kurzen Strichen über die Entstehung des Standbildes Bericht erstattet und ihren Schluß bildete ein mit Begeisterung aufgenommenes Hoch auf den König.

Das Stadtoberhaupt richtete nun die Bitte an Seine Majestät, die Erlaubnis zur Enthüllung des Denkmals geben zu wollen, welchem Wunsche der König unter einigen herzlichen Worten, worin er seinen und des Vaterlandes Dank den Veranstaltern des Festes aussprach, gerne willfahrte. Unter den Klängen eines besonders für die Feier komponierten Marsches fiel nun die Hülle und ein Standbild, ehrend für den Meister, der es geschaffen, wie für die Stadt, in der es Aufstellung gefunden, war seiner wahren Bestimmung übergeben: Zeugnis abzulegen von der Vereinigung der Juden zu einem neuen Reiche, von der Freundschaft, die es mit allen Nationen verband, von der Art und Weise, wie man in Judäa die großen Männer, die sich um das Reich verdient gemacht hatten, auch wenn sie keine Juden waren, zu ehren wußte. Auf einem ein architektonisches Meisterwerk bildenden Postamente stand eine Gruppe von Männern, in deren Mitte sich ein Greis von würdevoller Erscheinung befand, der leicht als der Hohepriester des jüdischen Reiches zu erkennen war. In den Händen hielt er eine Urkunde, welche die Reichsverfassung andeuten sollte. Die in Marmor ausgeführten Figuren trugen alle Porträtähnlichkeit mit um die Gründung des Reiches verdienten Persönlichkeiten. Reliefs an den Seiten des Postaments stellten Szenen aus der Zeit der Auswanderung dar, während auf dem, Freitreppen ähnlich aufgeführten Unterbau noch viele Einzelstandbilder Aufstellung gefunden hatten, deren

Repräsentanten alle auf die für Judäa so hochwichtige Zeit Bezug hatten. Der Gesamteindruck war ein glänzender und legte beredtes Zeugnis für die Blüte der Kunst im Reiche Judäa ab. Den laut werdenden Ausrufen beifälligen Erstaunens konnte man die Befriedigung aller Anwesenden entnehmen. Urteile wurden gefällt, bei denen lobende Anerkennung überwiegend war, wenn auch von ein oder der anderen Seite Sachverständige mit einem etwas mehr kritisch angelegten Urteile nicht zurückhielten. Der König hatte die Künstler, welchen die Herstellung des Werkes übertragen gewesen war, zu sich beschieden, um ihnen gegenüber seiner besonderen Zufriedenheit Ausdruck zu verleihen.

Eines hatte vor allem das Erstaunen Ludwigs wachgerufen, daß auch nicht das geringste Zeichen auf die religiöse Bedeutung des Denkmals hinwies. Dieses ihm befremdliche Unterlassen jeder kirchlichen Andeutung — wenn nicht die Figur des Hohepriesters als solche gedacht war — erwähnte er Rabbi Kohn gegenüber.

„Ich begreife wohl," entgegnete der Hohepriester, „daß Ihnen dies in erster Linie auffallen mußte. Es ist kein Vergessen, wie Sie anzunehmen scheinen, sondern entspricht vielmehr den Institutionen unseres Landes. Wir unterscheiden genau zwischen den Ereignissen, welche sich auf die Geschichte unseres Volkes und denen, die sich auf unsere Religion beziehen. Erstere bildlich darzustellen, nehmen wir keinen Anstand. Dies auch auf religiöse Vorkommnisse auszudehnen, widerspräche den uns überlieferten göttlichen Geboten. Denn wollte man Bildnisse in religiöser Beziehung darstellen, so würde man naturgemäß auch auf eine Darstellung des Ewigen selbst gelangen, welche nach unseren Anschauungen nicht statthaft ist. Mögen auch manche reformatorischen Vorschläge Beachtung gefunden

haben, in den Grundzügen dürfen und wollen wir uns von den Ueberlieferungen unserer Väter nicht entfernen."

Ludwig dankte für den freundlichen Bescheid und sprach die Hoffnung aus, daß seine Unwissenheit ihm nicht verübelt werde.

„Verübeln?" sprach lächelnd der Greis, „nur dem Juden können wir es verübeln, wenn er nicht bewandert ist in den Gesetzen seiner Religion. Sie als Anhänger einer anderen Lehre aber haben keinen Grund, sich zu entschuldigen, was immer Ihnen fremd und unbegreiflich bei uns erscheinen mag. Nur ein Wunsch ist es, den wir in solchen Fällen hegen. Niemand möge ein abfälliges Urteil, gleichviel über was es sei, fällen, ohne geprüft zu haben. Wem etwas bei uns befremdend erscheint, der möge fragen. In keinem Falle werden wir ihm die Antwort verweigern. Dann, wenn er unsere Begründung gehört hat, mag er sich seine Ansicht und ein freies Urteil bilden. Ich glaube, dies ist eine umsomehr zu billigende Forderung, als auch wir sie uns zur Richtschnur unserer Handlungen dienen lassen."

„Ich bewundere, hochwürdiger Herr, das Entgegenkommen, welches Sie mir gewähren, wie Sie solches Jedermann entgegenzubringen scheinen und wofür ich Ihnen für meine Person von ganzem Herzen dankbar bin. Mit welch' freudigem Gefühle mich die Toleranz erfüllt, welche ich hier allenthalben zu beobachten Gelegenheit habe, kann ich nicht in Worte fassen. Haben Sie, verzeihen Sie die offene Sprache, auch kein Vorurteil gegen Anhänger eines anderen Glaubens?"

„Nein, mein Herr, die Berücksichtigung, welche wir für unsere Religion verlangen, bringen wir auch jeder anderen entgegen. Es ist nichts schändlicher, als Anfechtung um des Glaubens halber. Mögen die Menschen immerhin verschiedenen Religionen anhängen, die Hauptsache liegt ja im

Glauben selbst. Der Ausspruch eines berühmten jüdischen Gelehrten dürfte Sie belehren, von welchem Gesichtspunkte aus wir den Kern unserer heiligen Lehre betrachten. Ein Heide kam einst zu einem Rabbi mit dem Anliegen, er wolle Jude werden, aber da er nicht vermöge, all' die Vorschriften und Lehren seinem Gedächtnisse einzuprägen, solle der Rabbi ihm in drei Worten den Inhalt der jüdischen Lehre bezeichnen.

„Und welche Antwort ward dem Fragenden?"

„Der Rabbi besann sich nicht lange, sondern sagte einfach: Liebe deinen Nächsten! Wenn du dieses Gebot im Gedächtnisse behältst und darnach handelst, so umfaßt du die Göttlichste aller Lehren."

„Ein erhabener Ausspruch! Und in welche Zeit fällt er?"

„Er ward gethan zu unserer Urväter Zeiten, und wir haben daran festgehalten unentwegt und wir wollen ihn uns auch fortan stets vor Augen halten. Unsere Nächsten wollen wir lieben ohne Einschränkung und solange das Gebot der Nächstenliebe wach ist in dem Menschenherzen, kann weder Haß noch Feindschaft entstehen, auch nicht in Sache des Glaubens. Am Schlusse ist es doch ein Gott, zu dem alle Menschen beten."

Inzwischen hatte die Feier durch Absingen einer Hymne ihr Ende erreicht, und langsam leerten sich die Tribünen. Rabbi Aaron Kohn und seine Tochter verabschiedeten sich von ihren Freunden, was nicht geschah, ohne Ludwig noch einmal zu einem Besuche aufzufordern.

Da zur Abendfeier, welche in einem großen Festmahle mit sich daran schließendem Ball bestehen sollte, keine besonderen Vorkehrungen nötig waren — nur die Damen hatten noch mit Toilettevorbereitungen zu thun — so vereinbarten die Herren einen kleinen Spaziergang. Man gab

den Frauen das Geleite bis nach Hause und schlug dann einen ins Freie führenden Weg ein, wobei Ludwig nicht müde wurde, die bezaubernde Pracht der Gärten und Anlagen zu bewundern. Mag Menschenkunst und Wissen auch die denkbar größten Thaten vollbringen, verschwindend scheint dies alles im Vergleich zu den Herrlichkeiten der Natur. Wie klein muß sich das staubgeborene Geschöpf fühlen, angesichts all' der Wunder, die sich tagtäglich vor seinem Auge offenbaren, vom glanzvollen Sonnenaufgang an bis zum Anbruch der dunklen Nacht, welche die Pracht des Sternenhimmels enthüllt. Das ewige Entstehen und Vergehen in der Natur im Großen wie im Kleinen, im Reiche der lebenden Wesen, wie in der Pflanzenwelt, gleicht eben so vielen Offenbarungen, nur daß der Mensch, durch die Macht der Gewohnheit abgestumpft, verlernt hat, zu sehen mit offenen Augen, zu begreifen mit klarem Verstande. Und wenn er endlich zur Erkenntnis gelangt von dem Walten einer höheren Macht, so verschafft sich sein grübelnder Verstand Geltung und er begnügt sich nicht mehr mit den ihm beschiedenen Herrlichkeiten, sondern er forscht nach den Quellen und Ursachen.

In diesem Sinne sprach Wolf Frankfurter zu seinem Begleiter, der gerne den Ausführungen des greisen Mannes lauschte, während diese Worte gleichzeitig eine prächtige Illustration fanden in der Pracht der landschaftlichen Szenerieen, die sie durchschritten.

Ja, der alte Herr an seiner Seite hatte Recht. Gedankenlos verfolgt man seinen Weg, versucht, nicht mehr zu begreifen als das Nächstliegende, verschließt sein Ohr den gewaltigsten Offenbarungen, um Dingen einen besonderen Wert beizulegen, die sich mit der eigenen unbedeutenden Persönlichkeit befassen. Auf diese Bemerkungen, welche Ludwig nicht umhin konnte, auszusprechen, entgegnete Wolf:

„Man soll sich nicht von einem Extrem ins andere verirren, mein Freund. Ebenso tadelnswert wie Selbstüberhebung ist Unterschätzung des eigenen Ichs. Dem Menschen ward die Kraft verliehen, sich zu einer gewissen Würde zu erheben und dies darf er nicht aus den Augen lassen. Der Verstand ward uns gegeben, ihn zu gebrauchen und der uns anhaftende Forschungstrieb ist eine Folge unseres Denkvermögens. Nur dürfen wir uns durch denselben nicht auf Irrwege leiten lassen. Ueberhebung aber wäre es jedenfalls, wollten wir, bauend auf unsere Größe, ausrufen: „Wir begreifen.“ Mögen die Gelehrten unserer Zeit stolz auf ihre Entdeckungen sein, sie haben ein Recht dazu, denn es ist ein Sieg des Geistes, den sie errungen. Aber auch wir haben Recht, die wir ihnen entgegnen: All' euer Wissen bleibt arm im Vergleiche zu den uns ewig verschlossenen Wundern des Werdens und Vergehens, des Denkens und des Seelenlebens. Der Born der Wissenschaft soll fließen, er soll sich ergießen über die große, wißbegierige Gemeinde. Niemandem darf die Erkenntnis der Naturkräfte vorenthalten werden. Verderblich sind nur die Trugschlüsse, welche mit Ostentation daraus gezogen werden. In der Vergangenheit glaubte man, wissenschaftliche Probleme gelöst zu haben, eine Generation später schüttelte man spöttisch darüber die Köpfe. Vor Jahrhunderten erachtete man, bereits sehr viel erreicht zu haben und in der That waren die Errungenschaften gewaltig. Weitere Fortschritte wurden gemacht und immer noch dauert der Kampf unter den Gelehrten fort. Glauben Sie, mein Freund, es liegt etwas Schönes im Vorbedacht, und nicht leichtfertig darf man den Stab über Ansichten brechen, die uns nicht angenehm klingen. Sechs Jahrtausende sind verflossen und sechs Jahrtausende hat sich der Glaube unserer Väter erhalten. Neue Lehren wurden gepredigt und gewannen immer mehr Verbreitung. Nicht

eine einzelne Glaubenslehre, sondern alle Religionen gerieten in Zwiespalt mit den Vertretern der Wissenschaft. Möchten diese doch aus dem Jahrtausende währenden Bestehen eines Volkes die Lehre ziehen, daß man den Glauben nicht als überflüssigen Ballast über Bord werfen kann. Wir aber, die nicht geschult genug sind, unserer Stimme in dem Widerstreit der Meinungen Geltung zu verschaffen, wir wollen schweigen und denen vor allem Glauben schenken, die uns lieben. Und die Quelle reinster Liebe ist die Religion."

Ludwig antwortete nicht. Seine Ansichten waren nicht diejenigen des Freundes. Würde er in Judäa geboren worden sein, und da gelebt haben, so dürften seine Ideen vielleicht den soeben Gehörten geglichen haben. So aber huldigte er freigeistigen Anschauungen. Ein jeder ist ein Kind des Landes, in dem er lebt und kann sich den daselbst herrschenden Ueberzeugungen nicht ganz entziehen. Andererseits reifte wohl die Erkenntnis in Ludwig, daß die Auffassung, die er soeben vernommen hatte, unbedingt glückbringend sein müsse. Deshalb brachte er auch keine Einwände zum Ausdrucke, denn er fühlte zugleich, daß alle Erörterungen ihn nicht von dem einmal eingenommenen Standpunkte zu verdrängen vermochten. Mitleid mit sich selbst erfaßte ihn. Die Sonne schien nicht mehr so hell zu leuchten, seine Umgebung an Glanz verloren zu haben, da er die in seinem Herzen vorherrschende Leere nicht zu verläugnen im stande war. Ja, der alte Mann da hatte recht, nur der Glaube vermag wahre Herzensbefriedigung zu gewähren, die Wissenschaft aber gleicht einer herzlosen Kokette, die uns wohl in ihren Bann schlagen kann, aber uns nichts für unser Herzblut, das wir ihr weihen, gewährt.

Doch wer einmal in ihren Fesseln schmachtet, vermag sich nicht mehr daraus zu befreien. So sah sich Ludwig

gleichsam dem Verschmachten preisgegeben, während es sich andere an reich besetzter Tafel wohl sein ließen. Und es war ihm nicht möglich, zuzugreifen, obwohl in seinem Bereiche lag, was er beneidete. Der Glaube muß gepflegt sein, soll er sich zur herrlichen Blüte entwickeln, gepflegt wie in Judäa. Darauf glaubte Ludwig die so wohlthuende Harmonie, die er allenthalben bemerkte, zurückführen zu müssen.

Aber bedeutet denn Wissenschaft nicht Freiheit, während Gläubigkeit zu einem Abhängigkeitsverhältnis führen muß? Nein, nicht so leicht wollte sich Ludwig gefangen geben, nicht so einfach die Ueberlegenheit des Glaubens anerkennen. Er erinnerte sich seines heute gehegten Gedankens über die Unterordnung der Frauen in Judäa. War dies nicht ein den modernen Anforderungen wenig entsprechendes Verhältnis? Er hatte eine Waffe in Händen, welche es ihm ermöglichte, für seine Ueberzeugung zu kämpfen.

Nachdem Wolf Frankfurter und sein Gast lange Zeit, in Nachdenken versunken, nebeneinander hergeschritten waren, brach endlich Ludwig das Schweigen.

„Werden Sie es mir nicht als Unbescheidenheit auslegen, wenn ich trotz all' der vorzüglichen Einrichtungen, welche ich bei Ihnen zu beobachten Gelegenheit hatte, nun doch etwas gefunden zu haben glaube, das mir nicht billigenswert erscheint?

„Im Gegenteil, ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie durch Ihren Hinweis dazu beitragen, daß wir dem Übelstande abhelfen."

„Auf die Versicherung hin, daß Sie mir nicht grollen, will ich wagen, zu sprechen. Es scheint mir, daß die Lage der Frauen bei Ihnen eine sehr untergeordnete ist. Weder Selbständigkeit im Kleinen, noch Wirken im Großen wird denselben zugestanden, während bei uns die Gleichberechtigung

des weiblichen Geschlechtes immer mehr anerkannt wird, und schon die bedeutendsten Fortschritte nach dieser Richtung hin zu verzeichnen sind. Ist es nicht eine Ungerechtigkeit, die eine Hälfte der Menschen aus keinem anderen Grunde als ihres Geschlechtes halber zurückzusetzen?"

Wolf Frankfurter lächelte.

„Es wäre vielleicht eine Ungerechtigkeit, vielleicht auch nicht. In Betracht kommt nur die Frage, was man unter Zurücksetzung versteht. Was immer ich Ihnen in dieser Beziehung erwidern würde, Sie würden mich für parteiisch halten und meinen Ausführungen nur wenig Bedeutung beimessen. Deshalb mache ich Ihnen einen Vorschlag. Sprechen Sie darüber mit meiner Frau."

„Hieße dies nicht die Rolle eines Hetzers spielen?"

„Wenn ich eine solche Gefahr fürchtete, würde ich Ihnen den Vorschlag nicht gemacht haben. Befragen Sie meine Frau auf meine Verantwortung. Aber Sie müssen mir auch mitteilen, was Sie über die Zurücksetzung der jüdischen Frauen denken, wenn Sie die Ansicht einer der dabei Beteiligten vernommen haben."

Fünftes Kapitel.

Der im schönsten Schmucke prangende Festsaal des Fürstenhauses erstrahlte im Glanze tausender von Lichtern. Weder Gas noch elektrische Beleuchtung verbreitete diese Tageshelle, sondern man gab Wachskerzen den Vorzug, welche wesentlich dazu beitrugen, dem Ganzen einen feierlichen Anstrich zu verleihen.

Das Fürstenhaus stand in der Reihe der Prachtgebäude Jerusalems obenan. Es enthielt ein großes Theater, das heute zu Ballzwecken Verwendung finden sollte, und einen Festsaal, in welchem bereits die Vorbereitungen zur Tafel getroffen waren. Wände und Plafonds trugen reichen Goldschmuck, abwechselnd mit großartigen Gemälden, die Scenen aus der Geschichte des jüdischen Volkes wiedergaben. Stolz wölbte sich die Decke, die Gallerieen, für die Musik und das Publikum bestimmt, wurden von hohen Marmorsäulen getragen, deren jede nur aus einem Stücke hergestellt war. Die festliche Dekoration des heutigen Abends bestand noch insbesondere in zahlreichen Blumenguirlanden. In silbernen und goldenen Ständern befanden sich Orangenbäume, die sich aus Gruppen von Blattpflanzen prächtig abhoben. Gleicher Schmuck herrschte in den zahlreichen Nebengelassen vor, welche den verschiedensten Zwecken zu dienen, bestimmt waren. Den Ansprüchen größten Luxus'

wie gediegensten Komforts war Rechnung getragen, Spiel-, Rauch-, Buffetzimmer waren ebensowohl vertreten wie lauschige Räume, in denen man sich nach den Anstrengungen des Tanzes erholen konnte.

Ludwig war überrascht, als er an der Seite seines Freundes die herrlichen Räume betrat. Wohl war er auf Außergewöhnliches vorbereitet, das aber hatte er doch nicht erwartet, hier den Luxus zu finden, wie er ihn in Paris und London zu sehen gewohnt war. Dies alles schien ihm im Widerspruche mit den jüdischen Einrichtungen zu stehen. Es wollte ihm nicht einleuchten, wie man nach der einen Seite hin mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit an alten Sitten und Gebräuchen festhalten und andererseits doch wieder den weitgehendsten Forderungen der Entwicklung Rechnung tragen könne. Er verlieh diesen seinen Gedanken zwar keinen Ausdruck, aber sein Begleiter schien sie zu erraten.

„Sie werden erstaunt sein," sagte Wolf Frankfurter, „sich hier in eine Umgebung versetzt zu sehen, die Sie nicht in Einklang zu bringen vermögen mit unseren sonstigen Gepflogenheiten. Ich glaube, Ihnen bereits einmal gesagt zu haben, daß wir nichts, was Fortschritt heißt, unbeachtet lassen. Im Gegenteil wünschen wir, an allen Entdeckungen, an jedwedem Fortschreiten der Kunst teilzunehmen. Wir unterlassen nichts, den Geschmack des Volkes zu bilden. Es soll sich gleich anderen Nationen an dem Schönen und Erhabenen, was Menschenhände hervorbringen, ergötzen. Aber unter der Achtung vor den Werken aus Menschenhand darf die Bewunderung der dieselben doch noch weit überragenden Schöpfungen des Ewigen nicht Schaden leiden. So finden Sie bei uns die Beweise des Fortschritts neben strengem Festhalten an Ueberliefertem. Nicht nur in diesen Räumen können Sie solche beobachten, die gleichen Erscheinungen werden Ihnen überall entgegentreten."

Und dem war in der That so. Bewundernd blickte Ludwig auf die prachtvollen Toiletten der Damen, mit Erstaunen erfüllte ihn das weltmännische Auftreten der Herren. Der Saal hatte sich immer mehr gefüllt, und es war eine ansehnliche Versammlung, die sich zusammenfand, die Feier des heutigen Tages würdig zu beschließen. Neben den Talaren der jüdischen Männer, welche der Nationaltracht vor jeder anderen den Vorzug gaben, fehlten die im Auslande üblichen Moden nicht. Man fand es natürlich, daß jeder sich so kleiden mochte, wie es seinem Geschmacke am besten entsprach, und durch diese geduldete Selbständigkeit ward eine Abwechslung hervorgerufen, die sich zu einem farbenreichen Bilde gestaltete. Die Damen waren, soweit es das Alter erlaubte, vorherrschend in Weiß gekleidet, und wieder bildeten Blumen den hauptsächlichsten Schmuck. Nirgends bemerkte man Vordrängen oder die Lust, Aufsehen zu erregen. Auch die Vertreter der auswärtigen Mächte waren anwesend und schienen sich in dem ihnen doch eigentlich fremden Kreise vollkommen heimisch zu fühlen. Freundlich begrüßten sie sich gegenseitig und tauschten mit den jüdischen Würdenträgern Red' und Antwort. Minister, Beamte und Rabbiner waren ebenfalls in ihren Uniformen und Ornaten gekommen und neben Glanz und Pracht machten sich Geist und Wissen geltend. Während sich dort eine Gruppe von hervorragenden Persönlichkeiten in ein Gespräch über Politik vertiefte, tauschte man hier Bemerkungen über die Verkehrsverhältnisse aus, wobei man sich keineswegs auf diejenigen in Palästina beschränkte, denn nie hatte bis zu dieser Zeit die Internationalität des Verkehrs einen solchen Höhepunkt erreicht.

Doch nicht nur Ernst und geschäftliche Interessen beschäftigten die Anwesenden, auch manches Scherzwort wurde gewechselt, und die Jünglinge bewarben sich ebensogut um

die Gunst der Damen, wie man es in früheren Jahren gethan hatte.

Ludwig empfand es mit besonderer Freude, daß man ihm von allen Seiten mit der größten Rücksicht begegnete und sich in seiner Gegenwart entweder der deutschen, französischen oder englischen Sprache, welche drei er vollständig beherrschte, bediente. Keinem dem er durch seinen Wirt vorgestellt wurde, schien er lästig, überall wußte man ihm etwas Angenehmes zu sagen, nirgends brachte man ihm Mißtrauen oder gar Abneigung entgegen. Kein Wunder war es da, daß er sich rasch heimisch zu fühlen begann und bald vergaß, daß er sich in einem fremden Lande, in einer seinen Gewohnheiten vollständig fernstehenden Umgebung befand. Fremd sein und sich dabei doch heimisch fühlen, erzeugt aber in dem Menschen jene eigentümliche, einem Rausche ähnliche Stimmung, welche ihn veranlaßt, aus sich herauszugehen und sich vollkommen frei und natürlich zu geben. In solchen Augenblicken vermag der Mensch sich in das interessanteste Gespräch zu mischen, und zugleich noch andere, mit dem Gesagten durchaus nicht zusammenhängende Gedanken zu verfolgen. So erfüllte auch ein ihm vollständig neuer Gedanke Ludwigs Sinn: „Wie komme ich hierher? Wie konnte ich je gegen diese Menschen, welche sich doch in nichts von mir unterscheiden, ein Vorurteil hegen, nur weil sie Juden sind? Wie konnte es eine Zeit geben, wo man sie als nicht gleichberechtigt betrachtete, wo man ihren Bestrebungen und Bemühungen alle erdenkbaren Schwierigkeiten in den Weg legte? An wem lag die Schuld, daß eine so große Schranke aufgerichtet war zwischen den Juden und den übrigen Bewohnern der verschiedenen Länder?"

Wäre Ludwig in diesem Augenblicke berufen gewesen, die dem jüdischen Volksstamme zugefügten Kränkungen zu beurteilen, ein Fürsprecher wäre ihnen entstanden, wie sie

sich keinen besseren hätten wünschen können. Und was mag es gewesen sein, das noch vor wenigen Jahrhunderten den Juden Verfolgung und Ächtung zugezogen hatte? Ludwig war sich dessen klar. Vermischt unter allen Völkern der Erde, waren die Juden doch Fremde geblieben, wenn man sie auch gesetzlich als Bürger gelten ließ. Die einheimische Bevölkerung gab sich nicht die Mühe, sie kennen zu lernen. Die Guten wurden als Ausnahmen betrachtet, die Schlechtigkeit des Einzelnen allen in Anrechnung gebracht. In einem Zeitalter, wo Gerechtigkeit und Nächstenliebe thatsächlich hervorragende Siege erfochten, blieb man ungerecht gegen dieses eine Volk, gegen diesen einen Stamm. Die Juden mögen nicht frei gewesen sein von Sünden, aber wahrlich, viel mehr wurde an ihnen gesündigt.

Doch dies waren vergangene Zeiten! Die festliche Versammlung im Fürstenhaus zu Jerusalem dachte nicht an Haß und Verfolgung. Man feierte ja heute die Erinnerung an den Tag, welcher das Reich Judäa neu erstehen ließ. Und man feierte sie auf würdige Weise.

Schon lange hatte Ludwig Umblick gehalten, ob er nicht Dina's gewahr werde, nun erblickte er sie im Kreise ihrer Freundinnen und er eilte hin, sie zu begrüßen.

Noch fehlten nur mehr wenige Minuten bis zum Beginn der Festlichkeit. Der große Raum war ganz gefüllt. Jeden Augenblick mußten die königlichen Herrschaften erscheinen. Am Eingange des Saales hatten die Honoratioren Aufstellung genommen, um die Majestäten bei ihrem Eintritte sofort zu begrüßen. Aller Augen waren dorthin gerichtet.

Endlich gab der Thürsteher das Zeichen, und unter Vorantritt des Hofmarschalls, die hohe Gemahlin geleitend, trat König David ein. Der Kronprinz und Prinzessin Ruth folgten ihnen. Tusch und begeisterte Hochrufe be-

grüßten die Fürstlichkeiten. Wieder beobachtete Ludwig den suchenden Blick des Kronprinzen, wieder bemerkte er das liebliche Erröten Dina's. Soviel war ihm klar, daß es sich von beiden Seiten um eine ernste Neigung handelte. „Um so schlimmer für ihn und sie," dachte er.

Der König zeichnete die ihm Zunächststehenden durch huldreiche Ansprachen aus, während die königliche Frau ihrerseits gleichermaßen verschiedene Persönlichkeiten durch Anreden ehrte. In dem Verhältnisse zwischen Herrscher und Unterthanen kam nicht jene sklavische Unterwerfung zum Ausdruck, welche den Fürsten nicht ehrt und den Diener erniedrigt. Es ist ein erhabeneres Gefühl, über Menschen zu herrschen, als über Sklavenseelen.

Auch der Kronprinz unterhielt sich leutselig mit einigen Gesandten und Ministern, doch brachte er es zuwege, das Gespräch immer rasch abzubrechen und weiter zu eilen. So hatte er es bald erreicht, dahin zu gelangen, wohin sein Herz ihn zog.

Salomon stand vor Dina.

Er reichte ihr die Hand, ihre Blicke fanden sich und senkten sich tief ineinander.

Kurze Zeit schwiegen beide.

Sie schwelgten in dem seligen Gefühle des einander Naheseins.

Die Freundinnen Dina's und die jungen Herren, welche sich in der Nähe befanden, traten einige Schritte zurück, da sie gewahr wurden, daß die ehrende Auszeichnung ausschließlich der Tochter des Hohepriesters galt.

„Ich bin glücklich, dich zu sehen, meine Freundin. Wie lange sehnte ich mich schon, einige Worte mit dir zu wechseln."

„Königliche Hoheit!"

Der Prinz warf einen Blick im Kreise umher, und da er sah, daß sich die Umstehenden etwas zurückgezogen hatten, flüsterte er dem Mädchen zu:

„Liebst du mich noch, meine Dina?“

„Mein Salomon!“

„Du süßes, einziges Herz! Höre, was ich erreicht habe. Heute Abend werde ich an deiner Seite sitzen. Den Ball darf ich mit dir eröffnen. Ist's dir recht?“

„Wie soll ich dir danken?“

„Du sollst mich lieben, mein Mädchen! Und später wollen wir besprechen, ob es nicht Zeit ist, unser süßes Geheimnis zu offenbaren. Ich kann es nicht länger ertragen, eine Scheidewand aufgerichtet zu sehen zwischen dir und mir. Unsere Herzen haben sich gefunden und wenn zwei Menschenkinder sich lieben, so harrt ihrer der Himmel auf Erden.“

„Ich fürchte . . . .“

„Was hättest du zu fürchten? Doch davon später. Solange ich dich noch nicht vor ganz Judäa als meine süße, herzige Braut bezeichnen darf, muß ich mich auch in unserem Verkehr der Etiquette des Hofes fügen, die mich zwingt, jetzt, während mein ganzer Sinn bei dir weilt, hier und dort ein freundlich Wort zu sagen. Dies ist ein unerläßlicher Zwang, dem ich mich nicht entziehen darf, denn mir liegt daran, bei jedermann Wohlgefallen zu finden, um mich wert zu zeigen des Kleinodes, das ich mir zu erringen hoffe. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen, mein Prinz!“

Noch einen Augenblick zögerte er, als ob es ihm unmöglich sei, seinen Blick von dem süßen Antlitz der Geliebten zu wenden. Aber es mußte sein und sie hatten ja den ganzen Abend vor sich.

Man wird morgen in ganz Judäa erzählen, der Kronprinz habe Dina, die Tochter des Hohepriesters, ausgezeichnet vor Allen. Und man wird sich freuen, denn im Volke bereitet es Genugthuung, wenn Herrscher und Unterthanen in freundliche Berührung treten. Nichts aber mochte natürlicher erscheinen, als daß der junge Kronprinz seine Aufmerksamkeit auf jenes Mädchen richtete, das neben ihrer Schönheit auch noch durch ihre Mildthätigkeit bei allen ihren Glaubensgenossen in Ansehen stand. Mildthätigkeit und hilfreicher Beistand im Unglücke werden zu allen Zeiten von guten Menschen gefordert werden. Zwar waren wie in allen anderen Staaten vorzugsweise auch in Judäa Vorkehrungen getroffen, der Armut nach Möglichkeit zu steuern und die organisatorischen Einrichtungen hatten im Laufe der letzten Jahrhunderte die bedeutendsten Fortschritte gemacht. Aber nicht nur materielle Not, nicht Hunger allein bilden die Übel der Menschheit. Diese vermochte man durch ausgiebige Unterstützung zu mindern, aber vor Krankheit, herbem Leide blieb man auch in jenem gesegneten Zeitalter nicht verschont, und hier mildthätig beizuspringen, Verzweifelnden Hoffnung, Darniedergebeugten Trost zu bringen, ist eine Gott wohlgefällige That. Und niemand vermochte darin der edlen Dina gleichzukommen. Neben ihrem Vater, den schon sein heiliges Amt zum Tröster der Heimgesuchten bestimmte, erschien sie am Lager der Kranken, nahte sich denen, welche durch schwere Schicksalsschläge betroffen wurden.

Das ist der Samen, der ausgestreut werden muß, um Liebe zu ernten.

Man begab sich zu Tische. Die hufeisenförmig aufgestellte Tafel war mit künstlerischem Geschmacke gedeckt, neben herrlichen Bouquets in silbernen Vasen standen wahre Kunstwerke von Aufsätzen. Zur Linken des Königs saß seine

hohe Gemahlin, welche den Hohepriester als Nachbar hatte. Die sämtlichen Mitglieder des Fürstenhauses schlossen sich an und auch hierin konnte man das Vorherrschen der patriarchalischen Gepflogenheit wahrnehmen, indem der Kronprinz weiter unten an der Tafel seinen Platz angewiesen erhalten hatte und seinen Onkeln und Tanten die Ehrenplätze eingeräumt waren. Salomons Augen leuchteten vor Glückseligkeit, als er die Geliebte zu Tische führte. Ihm war so wohl, da sie bei ihm weilte. Das Sehnen, welches ohne Unterlaß sein Herz erfüllte, fand nun Befriedigung.

Heilige Allgewalt der Liebe, du verleihst dem Menschen erst den wahren Adel. Du erstickst die bösen Triebe, wenn dir dein Recht wird; du schenchst das Dunkel und läßt es licht werden im Herzen des Menschen. Du spornst an zu edlen Thaten. In dir ruht das höchste Glück, wie du die Spenderin des Friedens bist.

Wie man geliebt zu allen Zeiten, so wirst du dein Recht geltend machen in tausend und abertausend Jahren! Alles mag sich verändern, du bleibst und in keiner Weise bist du dem Wechsel unterthan. Die ewig gleiche Frage wird der Jüngling an das Mädchen richten, ob er im Osten oder Westen seinen Wohnsitz hat, ob seine Wiege unter fürstlichem Dache oder in der Hütte des Volkes steht.

Fürst oder Diener, die Liebe macht keinen Unterschied. Nicht für Kronen ist sie einzutauschen. Sie ist ein Geschenk nach freieigenem Willen.

Aber wie namenloser Wonne ist die Liebe auch Erzeugerin namenlosen Weh's. Farblos wäre das Dasein, wenn nicht dieses alles verklärende Gefühl herrschen würde. Aber so lange die Sonne ihre Strahlen zur Erde sendet, muß es auch Schatten geben. Und eben deshalb bleibt der ewige Friede — Utopie.

Die Liebe kann auch grausamen Schmerz bereiten,

wenn sie unerwidert bleibt. Haß, Neid, Eifersucht ruft sie dann hervor. Die Charaktere der Menschen sind verschieden. Der eine vermag sich still bescheidend zu beherrschen, der andere wird zum Zerstörer.

Ludwig war sich nicht klar über seine Gefühle. Es durfte nicht sein, daß Liebe zu der schönen Jüdin sein Herz erfüllte. Hoffnungslos wäre dieselbe ja gewesen in jedem Falle. Dennoch aber krampfte sich sein Herz zusammen, da er das glückstrahlende Antlitz des jungen Mädchens gewahrte. Aber er mußte sich beherrschen. Es war eine Auszeichnung für ihn, zu dem Feste zugezogen worden zu sein und er wollte fröhlich sein mit den Fröhlichen. Liebenswürdig hatte man ihm seinen Platz zwischen zwei jungen Damen angewiesen, und er würde sehr zufrieden gewesen sein, wenn nicht . . . .

Nein, er darf dies Gefühl nicht aufkommen lassen. Rasch knüpfte er ein Gespräch mit seinen Nachbarinnen an, und im angenehmen Geplauder verlor sich bald das peinliche Empfinden, welches ihn beherrscht hatte.

Rabbi Aaron Kohn erhob sich nun und sprach mit lauter Stimme das Tischgebet.

Dann begann das Bankett. Immer mehr entwickelte sich heitere Fröhlichkeit. Die Anwesenheit der höchsten Herrschaften legte niemandem Einschränkung auf. Der Kronprinz unterhielt sich besonders lebhaft, und in seiner Umgebung herrschte der heiterste Ton. Er war in so jubelnder Stimmung! Was hatte er dem lieben Mädchen an seiner Seite nicht alles zu sagen! Aber noch durfte es nicht sein. Gedulden mußte er sich, bis sie allein waren. Aber das konnte ihnen niemand verwehren, daß die Augen sprachen, was der Mund verschweigen mußte. Und wenn sie sich heimlich die Hände drückten, so waren sie glücklich. Dina teilte die freudige Stimmung des Geliebten. Was sie vorhin

von Furcht gesprochen, es war vergessen. Durfte sie das Glück des heutigen Abends nicht als eine gute Vorbedeutung betrachten? Schien der König ihr nicht wohl gesinnt, da er erlaubte, daß sein Sohn sie heute vor allen Anderen auszeichnete. Wie sie ihn lieben wollte den guten König, den lieben Vater.

Im Eifer des Gespräches hatte man nicht bemerkt, wie es nach und nach im Kreise ruhiger geworden war. Erst die plötzlich eintretende Stille machte den Kronprinzen darauf aufmerksam, und nun verstummte auch hier die Unterhaltung.

Das Stadtoberhaupt schickte sich soeben zu einer Ansprache an:

„Königliche Majestäten!
Hochverehrte Festversammlung!

Mit besonderer Genugthuung nehme ich mir die Freiheit, Dich, erhabener König und Deine erlauchte Gemahlin, unsere geliebte Königin, Dich, vielliebter Kronprinz, Prinzessin Ruth, die Anverwandten des königlichen Hauses, unsern ehrwürdigen Hohepriester, die hohen Herren und Damen alle im Namen der Stadt zu begrüßen. Ganz Judäa ist heute erfüllt von Freude über das Glück des Tages, der uns Gelegenheit geboten hat, durch Wort und That die Männer zu ehren, die sich um unser Volk in so hervorragender Weise verdient gemacht haben. Die That bestand darin, daß wir ein bleibendes Andenken an die glorreiche Vergangenheit innerhalb des Königreiches errichteten, die Worte aber kamen von beredester Seite und wurden den Verdiensten der Gefeierten gerecht. Es wäre wahrlich ein kühnes Unterfangen, wollte ich versuchen, dem Gesagten noch Neues

anzufügen. Aber ein anderes Recht steht mir zu und mit Freuden nehme ich als Vertreter der Bürgerschaft unserer lieben Stadt Jerusalem dieses Recht für mich in Anspruch: Allen denen, welche mitgewirkt haben an dem großen Werk der Dankbarkeit, unsere Erkenntlichkeit dafür auszusprechen, daß das herrliche Kunstwerk eine Aufstellung in unserer Stadt gefunden hat. Vor allem aber ist es unser vielgeliebter König und Herr, dem wir für das Zustandekommen dieses unsere Nation ehrenden Standbildes zu unauslöschlichem Danke verpflichtet sind. Geruhe Deine Majestät, diesen Dank nochmals aus meinem Munde im Namen der gesamten Bürgerschaft von Deiner treuen Haupt- und Residenzstadt entgegenzunehmen, ja, ich darf füglich sagen, im Sinne aller Deiner Unterthanen. Freudig benützen wir diese Gelegenheit, den ehrfurchtsvollen Gefühlen von Liebe und Treue Ausdruck zu geben, welche alle Kinder Israels für Deine Majestät, für Ihre Majestät die Königin, für unseren geliebten Kronprinzen und das ganze königliche Haus empfinden. Hingebung an das angestammte Fürstenhaus ist gleich ehrend für Fürst und Volk. Denn wenn es auch die Pflicht des Unterthanen ist, voll Vertrauen an seinem königlichen Herrn und Schützer zu hängen, wenn die Anhänglichkeit an König und Vaterland auch das erste Gebot für jeden guten Bürger bildet, die Liebe kann nicht befohlen werden, sie entstammt frei dem Herzen. Sie ist ein Tribut, den wir nur da zollen können, wo wir geliebt werden, wo wir wissen, daß unsere Wohlfahrt eine gerechte Würdigung findet. Aus freier Wahl haben unsere Vorfahren dem neugegründeten Reiche die Gestalt eines Königreiches gegeben. Es war dies

in eine Zeit gefallen, wo der Gährungsstoff unter allen Nationen verbreitet war und traurige Folgen, grausame Zwiste hervorrief. Keine Familie hatte für das Judentum soviel gethan, wie das edle Haus der Montefiore und mit Einstimmigkeit fand die Nominierung des Königs David statt. Und was der Vater bei seinem Regierungsantritt versprochen, das hat er erfüllt, und nach ihm sein erlauchter Sohn, sein königlicher Enkel. So kam es, daß Fürst und Volk in Judäa ein harmonisches Ganze bilden, daß der König jeden einzelnen seiner Unterthanen mit gleicher Liebe, mit gleicher Gerechtigkeit umfaßt, und so geschah es, daß alle Bürger Judäas von Stolz erfüllt sind, wenn sie von ihrem Könige sprechen. Wir lieben unseren Fürsten und diese Liebe erfüllt unsere Herzen mit unaussprechlichem Glück. Möge Dir, gnädiger König es gefallen, diese Gefühle, welche uns alle für Dich und Dein königliches Haus beseelen, zu genehmigen und möge es Dir Freude bereiten, wenn wir uns Dir nahen, Dir und den Deinen huldigend mit dem Rufe: Seine Majestät, unser vielgeliebter König, Ihre Majestät die Königin, Seine Königliche Hoheit Kronprinz Salomon, alle Mitglieder des Königlichen Hauses leben hoch! hoch! und nochmals hoch!"

Begeistert erschallten die Hochrufe und man freute sich der Worte des Redners. Die Königshymne wurde stehend angehört. Kaum waren die letzten Töne verklungen, als der König das Wort nahm.

„Ich danke euch, Kinder Israels, für die Huldigung, mit der ihr mich und meine Familie, wie schon so oft, auch in dieser Stunde erfreut habt. Ich danke dir, mein lieber Bürgermeister, für deinen freundlichen Gruß. Du hast wahr gesprochen, die Liebe

des Volkes ist ein freiwilliges Geschenk und sie bildet das herrlichste Kleinod, das einem Fürsten beschcert werden kann. Dem Vaterlande weihen wir alle unsere Kräfte. Darin sind König und Volk eins, daß ihr hervorragendstes Streben dem Wohle des Vaterlandes gewidmet sein müsse. Es ward uns das große Glück zuteil, ein starkes Volk innerhalb der Grenzen unseres Reiches zu werden. Wohlstand herrscht in Stadt und Dorf. Und wie die Liebe gedeiht im Innern, so wächst unser Ansehen nach Außen. Mit Freuden spreche ich es aus am heutigen Tage, daß wir in Frieden leben mit allen Nationen der Erde, und die Angehörigen unseres Stammes, die im Auslande weilen, die Früchte unserer Einigkeit mit uns ernten. Das Reich Judäa nimmt im Rate der Völker die ihm gebührende Stelle ein, eine Errungenschaft, die wir umsomehr zu schätzen berechtigt sind, wenn wir die kurze Zeit seit der Wiedererrichtung des jüdischen Reiches in Betracht ziehen. Aber es ist eine Schwäche des Menschengeschlechtes, im Glücke derjenigen zu vergessen, denen es zum Danke verpflichtet ist. Menschenhände haben vollbracht, was zu unserem Heile gereicht. Aber was Menschenwerk scheint, ist doch Gotteswerk. Der Ewige hat das Füllhorn seiner Gnade über uns ausgeschüttet, ihm müssen wir danken für alle Wohlthaten, die uns beschieden sind. Von Gottes Gnaden stammt das Wohl, dessen wir teilhaftig geworden, und vor ihm, der alle seine Geschöpfe mit gleicher Liebe umfaßt, sind wir Eins, Hoch oder Niedrig, Reich oder Arm. Dies wollen wir nimmer vergessen, dann wird es an glücklichen Stunden nicht fehlen in Judäa. Auf seinen, des Ewigen Namen sind wir vereint, sein Werk ist das Reich Judäa, ihm gebührt der

Dank für das, was wir erreicht haben. Ehre denen, die seine Gnade auserkoren zum Werkzeuge seiner Pläne, Preis aber vor allen Ihm, dem Allmächtigen. Nach Gottes Wort handeln ist das erste Gesetz in Palästina und daran wollen wir festhalten zu allen Zeiten, in jeder Stunde der Freude wie des Schmerzes.

„Ich danke euch, meine Teuren, für eure Liebe, sie findet Wiederhall in meinem Herzen.

„Und so erhebe ich mein Glas und trinke auf das Blühen und Gedeihen Judäas, auf das Wohlergehen meines geliebten Volkes!"

Von Herzen waren dem edlen Fürsten diese Worte gekommen und sie fanden deshalb lautes Echo in den Herzen aller Anwesenden. Und wie die Versammelten im Fürstenhause der gütigen Worte des Königs sich freuten, so erweckte die Ansprache Begeisterung in allen Gesellschaften Jerusalems. Man hatte sie niedergeschrieben und Brieftauben trugen die Aufzeichnung überall hin, wo der heutige Tag durch festliches Zusammensein gefeiert wurde.

Ungestörten, heiteren Verlauf nahm das Fest. Gute Unterhaltung würzte das Mahl; dem Weine wurde tüchtig zugesprochen. Aber noch war der offizielle Teil des Festes nicht vorüber und mancher um die Gunst einer jungen Dame werbende Jüngling mag unangenehm berührt gewesen sein, als er sich in seinen eifrigen Auseinandersetzungen unterbrochen sah, da der Gesandte der amerikanischen Nation sich erhob und zu einem Toaste in englischer Sprache das Wort ergriff.

„Ew. Majestäten! Königliche Hoheiten!
Hochgeehrte Festversammlung!

Gestatten Sie mir im Namen der Vereinigten Staaten von Nord-, Zentral- und Südamerika Ihnen

die herzlichsten Glückwünsche zu übermitteln. Das amerikanische Volk nimmt Teil an dem schönen Feste, das Sie heute begehen, und unser Präsident hat mich beauftragt, die Gefühle der großen Sympathie, welche uns mit Ihnen verbinden, zum Ausdrucke zu bringen. Jahrhunderte sind verflossen, seit von meiner Heimat aus der Gedanke angeregt wurde, den Juden das gelobte Land wiederzugeben, es für die Kinder Israels auf friedlichem Wege zu erwerben. Nicht Wunder kann es uns nehmen, daß gerade Amerika es war, von wo diese Idee ausgehen sollte, und keine andere Nation der Welt wäre gleichberechtigt dazu gewesen. Denn wenn auch Ihre Vorfahren in allen Weltteilen, unter allen Völkern zerstreut lebten und fast überall volles Bürgerrecht genossen, so war doch kein Land, in dem die Gleichberechtigung der Konfessionen so selbstverständliche Anerkennung gefunden hätte, wie in Amerika. Ich möchte diese Thatsache nicht verzeichnen, um gleichsam für unsere Toleranz besonderes Lob zu ernten, denn wir verdienen keinen Dank dafür, wenn wir etwas gewährten, was von uns zu fordern die Israeliten volle Berechtigung hatten. Kein Unterschied im Glauben war maßgebend, als die Vereinigung der Nordstaaten Amerikas vollzogen wurde. Die Bürger waren es vielmehr, welche für die United states mit ihrem Blute eingestanden und diese Bürger, ich darf wohl sagen die Verfechter der amerikanischen Freiheit, hatten wohl Anspruch als vollwertig zu gelten, gleichviel, welchem Glauben sie anhingen.

Diese Gleichberechtigung der Konfessionen ließ auch keinen Hintergedanken wach werden, als von unserer Seite der Vorschlag zur Neugründung des jüdischen Reiches gemacht wurde. Wir haben stets unsere jüdischen

Mitbürger wert gehalten und zu allen Zeiten waren sie wohl gelitten unter uns. Aber der handelt nicht edel, der das Glück des Freundes hemmt, anstatt es zu fördern. Für die gesamte jüdische Nation war die Gründung des eigenen Reiches von Segen. Wir leben in einer Zeit allgemeinen Friedens und ich würde nur eine Mißstimmung in die Freude des heutigen Tages zu bringen fürchten, wollte ich an der Hand von Thatsachen die Berechtigung meiner Äußerung beweisen. Die gemachten kurzen Andeutungen aber sollten klarlegen, wie bar allen Egoismus', wie sogar das eigene Ich verläugnend, die von meinem Vaterlande stammende Anregung war. Und heute, nachdem der damals gepflanzte Samen sich so herrlich entwickelt hat und ein weit seine Äste ausbreitender Baum daraus geworden, ist es jedenfalls verzeihliche Eitelkeit, wenn ich als Vertreter des vereinigten Amerika sage: Wir haben wohlgethan. Aber der gute Wille allein thut es nicht, an den Früchten erkennt man die Thaten. In friedlichem Wettstreite kämpfen die Völker und gedeihliche Entwickelung von Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe ist ihr Stolz. Immer mehr zum Wohle der Menschheit zu erreichen, strengen sich alle Regierungen an. Bürger aller Nationen sind in jedem einzelnen Reiche zu treffen und finden überall freundliche Aufnahme. Die Liebe zum Vaterlande ist es, welche, mit uns geboren, uns veranlaßt, dem teuren Heimatlande den Vorzug zu geben. Und wenn Ihre Glaubensgenossen auch am glücklichsten sein mögen im eigenen Lande, so fühlen sie sich doch auch heimisch überall, wo sie ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben und wo sie, sei es als Angehörige des Reiches Judäa oder als Bürger des

betreffenden Landes, volle Freiheit des Glaubens genießen. Es ist überflüssig, zu erwähnen, daß Amerika stets mit Freuden Juden zu seinen Bürgern zählen wird. Ich bitte Sie, mit mir die Gläser zu erheben und sie zu leeren auf die stets guten Beziehungen Judäas mit den Vereinigten Staaten von Nord-, Zentral- und Südamerika. Ich trinke insbesondere noch auf das Blühen und Gedeihen Judäas. Ihm, dem Lande, welches ich als eine Vereinigung alter und neuer Lebensgewohnheiten bezeichnen möchte, das festhält an den patriarchalischen Sitten der Väter, ohne sich den Anforderungen der Neuzeit zu verschließen, gilt mein Hoch!"

Ludwig wunderte sich über den Beifall, den diese Rede fand. Die Betonung der Anerkennung eines Volkes, in dessen Mitte man sich befand, schien ihm nicht recht am Platze. Er sagte dies auch zu Wolf Frankfurter, der soeben zu ihm getreten war, sich zu erkundigen, wie es ihm gefiele.

„Es liegt eine gewisse Wahrheit in Ihrer Bemerkung," entgegnete Wolf, „aber es wäre unbillig von uns, gutgemeinte Worte auf die Wagschale zu legen. Man glaubt, uns etwas Angenehmes zu sagen, indem man betont, wie man uns hochschätzt, und vergißt darüber, daß man uns etwas in unseren Augen Selbstverständliches versichert. Es scheint eben unmöglich zu sein, mit der Vergangenheit vollständig zu brechen und Vergessen giebt es nicht hienieden. Indem man uns vergessen machen will, daß es eine Zeit gegeben hat, wo es schlimm aussah um religiöse Duldung, erinnert man uns eben daran und veranlaßt, daß die Vergangenheit nicht nur fortlebt in der Geschichte, sondern auch im Gedenken des Einzelnen, so gleichsam eine mündliche, sich vom Vater auf den Sohn vererbende Tradition bildend. Wenn man einmal aufhören wird, uns zu ver-

sichern, daß wir im Auslande gleiche Rechte mit den Bürgern anderer Nationen genießen, wird erst die Stunde gekommen sein, wo dies in Wirklichkeit der Fall ist. Bis dahin aber können noch viele Jahrhunderte vergehen. Wir jedoch wollen denen nicht ihre freundlichen Worte verübeln, die aus gutem Herzen zu uns sprechen, auch wenn sich manche Rede anders ausnimmt in der Beleuchtung des Hörers wie des Vortragenden."

König David ließ den Ministerpräsidenten zu sich entbieten, und beauftragte ihn mit der Beantwortung des letztgehaltenen Toastes. Vorher aber hatte noch Wolf Frankfurter das Wort ergriffen und in herzlicher Weise den Hohepriester gefeiert, was ihm die besondere Anerkennung des Kronprinzen einbrachte. Salomon war in der gehobensten Stimmung. So frei fühlte er sich von allen Pflichten der Etikette — nur Mensch, gar nicht Königssohn. Ihm ward ja das große Glück zuteil, neben dem holden Mädchen seiner Wahl zu sitzen, ihrem freundlichen Geplauder lauschen zu dürfen.

„Wie wäre es, wenn jetzt auch ich eine Rede hielte? Was denkst du davon, Dina?"

„Alle Anwesenden würden hoch entzückt sein, wie ich, mein Prinz."

„Also, du hörst mich gerne reden?"

„Ich würde nicht müde werden, dir zuzuhören, aber —" dies sprach sie im leisesten Flüstertone, „am liebsten ist mir doch, wenn Du nur zu mir, zu mir allein sprichst. Nicht wahr, ich bin ein böses, selbstsüchtiges Mädchen?"

„Du bist das süßeste, lieblichste Geschöpf auf der ganzen Welt. So ist es also nicht nach deinem Sinne, wenn ich jetzt spreche?"

„Mißverstehe mich nicht, mein Prinz! Mit dem höchsten Glücke muß man geizen und ich weiß wohl, daß ich mich

bescheiden muß. Aber auch dann fühle ich ein namenloses Glücksgefühl, wenn ich sehen darf, wie dich alle bewundern. Ich würde mich freuen, wenn du deinen Vorsatz ausführtest."

„So will ich es — natürlich unter der Voraussetzung, daß mein Vater es gestattet."

Er winkte einen Kammerherrn herbei und ersuchte ihn, sein Anliegen beim Könige vorzubringen. Begierig betrachtete er dann die Züge des Monarchen, und als dieser ihm freundlich zunickte, wußte Salomon, daß er dem Vater eine Freude bereite.

Zuvor aber nahm noch der Ministerpräsident, dem die Absicht des Kronprinzen unbekannt war, das Wort. Er sprach die übliche Anrede, dann fuhr er fort:

„Seine Majestät, unser allergnädigster König, haben mich zu bevollmächtigen geruht, in seinem königlichen Namen, wie namens des ganzen Volkes den Dank für die freundlichen Kundgebungen, welche uns gelegentlich der heutigen Jubelfeier seitens der befreundeten Nationen übermittelt wurden, zum Ausdrucke zu bringen. Die freundlichen Worte, die Seine Exzellenz, der Gesandte der Vereinigten Staaten von Amerika im Namen seiner Regierung soeben gesprochen, sie werden von uns herzlichst erwidert, wie Seine Majestät der König auch gerne diese Gelegenheit benützt, zu versichern, daß wir stets bemüht sein werden, die freundschaftlichen Beziehungen, die uns mit den auswärtigen Staaten verbinden, zu erhalten. Die Tradition des jüdischen Volkes bestimmt als höchstes, erreichenswertes Ziel den Frieden. Den Frieden zu pflegen, werden wir stets als eine unserer Hauptaufgaben betrachten und auch nach dieser Richtung hin, unseren Einfluß bei den befreundeten Regierungen geltend machen. Wir,

das älteste Volk der Welt, sind zugleich die jüngste Nation. In unseren Einrichtungen haben wir uns genau den Vorschriften unserer Religion angepaßt, aber wir haben auch die gediegenen Institutionen anderer Staaten uns zum Vorbilde genommen. Dies mag beweisen, daß wir Vorzüge überall da anerkennen, wo wir solche finden. Manche gute Lehre ward uns auch von jenseits des Oceans, und mit dankbarer Anerkennung konstatieren wir dies heute und zollen doppelten Dank den Vereinigten Staaten. Nun aber hat die Anregung, welche vor Jahrhunderten gegeben wurde, ihre Wirkung ausgeübt, wir sind ein starkes Volk, und dies wollen wir uns vorhalten in allen Lebenslagen. Seine Majestät, unser König haben mich beauftragt, auf das Wohl der auswärtigen Regierungen zu toastieren, und mich bevollmächtigt, zu erklären, daß wir die gegenseitigen, freundschaftlichen Beziehungen aller Nationen der Erde als ebenso selbstverständlich betrachten, wie die Tolerierung aller Konfessionen. Lassen Sie uns auf das Wohl der befreundeten Nationen die Gläser leeren. Sie leben hoch!"

Der Ministerpräsident war unbedingt ein feiner Diplomat. Er hatte viele Worte gesprochen und nur ganz leichthin die Bemerkung eingeschaltet, welche den Kernpunkt seiner Rede bilden sollte. Man betrachte die gegenseitig wohlwollenden Gesinnungen für ebenso selbstverständlich wie die Tolerierung des Glaubens — es war eigentlich gar nicht nötig, dies besonders zu betonen. Aber der Wink wurde verstanden und ohne daß er verletzt hätte, beachtet. Die ganze Rede des Ministerpräsidenten war ja in so überaus liebenswürdiger Weise gehalten gewesen, und dabei war es in erster Linie der amerikanische Gesandte, an den sie gerichtet war. Von dieser Seite aber war eine falsche Auslegung um

so weniger zu befürchten, als die Intimität Judäas mit Amerika sprichwörtlich war.

Dennoch hätte dieser kleine diplomatische Zwischenfall vielleicht Mißstimmung hervorgerufen, wenn sich nicht jetzt alle Aufmerksamkeit auf den Kronprinzen gerichtet hätte, der sich erhoben hatte und sich zu einer Ansprache anschickte. Dies geschah außerhalb des Programmes und erweckte deshalb besonderes Interesse. Stolz stand der junge Fürstensohn da, seine Augen leuchteten. Man merkte ihm an, daß frisches, junges Blut in seinen Adern pulsierte und er weder durch Standesgefühl zur Überhebung, noch durch Selbstüberschätzung zur Eitelkeit hinneigte. Er schien in fröhlichster Stimmung und dieser war wohl auch der außergewöhnliche Entschluß, eine Rede halten zu wollen, entsprungen.

„Mein königlicher Herr und Vater!
Liebwerte Frau Mutter!
Edle Festversammlung!

Seine Majestät haben geruht, huldvollst unser aller in beredten Worten zu gedenken, und mit großer Freude haben die königlichen Worte unsere Herzen erfüllt. Ganz besonders aber bewunderte ich die Worte meines Herrn Vaters. Dies erscheint vielleicht natürlich, und wenn ich es betone, so muß ich wohl einen Hintergedanken dabei haben. Ich will denselben enthüllen. Meine geliebten Eltern bilden für uns alle ein leuchtend Vorbild auf der Bahn des Guten. Gerechtigkeit wurde mir stets als erste Fürstentugend gepriesen, und nicht nur durch Worte, sondern auch durch die That, wurde ich von seiten meines königlichen Herrn Vaters täglich darauf hingewiesen. Keinen Unterschied zwischen allen seinen Unterthanen zu machen,

ist sein stetes Streben und die Liebe seiner Unterthanen ist sein größter Lohn. Was dem Könige recht, sollte dem Kronprinzen billig sein. Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich mich zu dieser Tugend noch nicht emporzuschwingen vermochte. Deshalb imponierten mir auch die Worte Sr. Majestät so sehr, der mit gleicher Liebe sein ganzes Volk umfaßt. Blicke ich aber heute umher in diesem edlen Kreise, so ist die Gleichheit meiner Gefühle keineswegs gesichert. Ich wende mich um Beistand an die männliche Jugend, wenn darob ein Vorwurf gegen mich erhoben werden sollte. Denn bei aller Hochachtung, bei aller Zuneigung zu euch, ihr Herren der Schöpfung, sind es doch unsere liebenswürdigen Damen, welchen meiner Ansicht nach die Ehre des Abends gebührt. Künstlerhände haben ihr möglichstes gethan, dem Festsaale einen gediegenen Schmuck zu verleihen, in feenhafter Beleuchtung erstrahlt er, der wahre Glanz aber, der alles verherrlicht, stammt doch aus den schönen Augen unserer Damen. In einen Blumengarten sind wir versetzt und holde Mädchen verkörpern die duftigen Florakinder. Ich will diesen Vergleich nicht weiter ausführen, obwohl es nicht schwer fallen dürfte, für die einzelnen Blumenarten Vertreterinnen in unserem Kreise zu finden. Und wenn wir der Damen gedenken, gedenken wir zugleich des süßen Gefühles der Liebe. Es ist die Liebe, welche den Menschen erhebt und veredelt, es ist die Liebe im Kleinen, welche die Liebe im Großen zeitigt. Es ist die Liebe, welche Geist und Herz stärkt und edles Streben hervorruft. Der Liebe, ihr Lieben alle, gilt mein Hoch und der Liebe schönsten Vertreterinnen: den Damen. Die Frauen und Mädchen Judäas leben Hoch!"

Die Gläser Salomon's und Dina's klangen aneinander und der Jüngling flüsterte dem jungen Mädchen zu:

„Allen bringe ich es aus dies Hoch und doch gilt's dir allein."

Überall hatten die Worte des Kronprinzen Anklang gefunden. Waren sie auch gerade nicht sehr gehaltvoll gewesen, so bewiesen sie doch den frischen Sinn des Prinzen.

Der König erhob sich und gab dadurch das Zeichen, daß die Tafel aufgehoben sei. Dann begab man sich in den Theatersaal, wo sofort zur Polonaise angetreten wurde. Vorher hatte der Kronprinz den das Ballarrangement besorgenden Kammerherrn bei Seite genommen und ihn ersucht, den ersten Tanz recht auszudehnen, und nach demselben für eine möglichst lange Pause Sorge zu tragen.

Sechstes Kapitel.

Das Verhältnis zwischen den verschiedenen Geschlechtern hatte im Laufe der letzten Jahrzehnte eine Verschiebung erlitten. Seitdem man den Frauen und Mädchen gesellschaftlich vollkommene Gleichberechtigung mit den Männern eingeräumt hatte, machte sich die dadurch entstandene Konkurrenz fühlbar, und die bis dahin hochgehaltene Berücksichtigung weiblicher Schwäche ward eine Seltenheit. Da man sich nicht mehr als Schützer aufzuspielen vermochte und die Frau thätig in Politik, Kunst, im Geschäfte eingreifen sah, vergaß man jede Galanterie und Zuvorkommenheit.

Die neueste Zeit hatte ein nüchternes Ansehen bekommen, und die Poesie des Lebens war im Begriffe zu erbleichen, wie die Blüten an Baum und Strauch zu Grunde gehen, wenn keine Strahlen der alles belebenden Sonne auf sie fallen.

Die patriarchalischen Verhältnisse in Judäa brachten es mit sich, daß auch die Stellung, welche die Damen einnahmen, der Herkömmlichen entsprach und ebenso wurden auch noch die übrigen Überlieferungen bewahrt. Ein Ball nahm den in alten Zeiten üblichen Verlauf, man hatte die früher so beliebten Rundtänze beibehalten und tanzte nach Herzenslust vom ersten bis zum letzten Takt der aufspielenden Musik.

Wie anders war es in der Heimat Ludwigs geworden. Wohl gab es auch dort noch Bälle, aber es mangelte an Tänzern. Einem Kontretanz konnte man eher noch etwas Geschmack abfinden, aber sich im Kreise herumdrehen, fand man lächerlich. Man trat an, tanzte ein paar Schritte und sprach mit Fräulein X. von den neuesten Chancen auf dem Baumwollmarkt, oder tauschte seine Ansichten über immer mehr überhand nehmende Konkurrenz aus, woran die Damen den Herren und diese umgekehrt den Frauen die Schuld zuschrieben. Freundliche Bemerkungen wurden dabei selten gewechselt, man stand sich ja im Kampfe ums Dasein feindlich gegenüber. Dies alles fiel heute Ludwig zum erstenmal auf. Er war es nicht anders gewöhnt; er hatte die Poesie früherer Jahre nicht gekannt, folglich entbehrte er sie auch nicht. Nun einem Bilde aus der Vergangenheit, die ihm ein Märchen erschien, gegenübergestellt, erschien ihm Vieles in anderem Lichte. Wie angelegentlich die Pärchen, die nun zur Polonaise antraten, sich unterhielten. Wie sich einige derselben verliebt betrachteten! Man merkte es ihnen an, daß die gegenseitige Nähe sie beglücke. Wenn in solcher Übereinstimmung zwei Menschenkinder den Bund fürs Leben schlossen, so lag darin ein ethisches Moment, die Aussicht auf eine Zukunft voll Licht und Sonnenschein.

Wie anders pflegte man dies in Ludwigs Kreisen zu behandeln. Noch war kein Jahr vergangen, seit seine Schwester sich vermählt hatte. Stundenlange Konferenzen waren vorher abgehalten worden, wobei die zu verlobenden jungen Leute die Hauptstimme führten. Man beriet nämlich den Ehekontrakt. Beide Teile hatten gleichviel Mittel, die der Braut wurden noch in das bereits bestehende Geschäft — dasselbe wurde taxiert und seinem Werte entsprechend angesetzt — eingelegt, so daß dieses bedeutend vergrößert werden konnte. Ludwigs Schwester hatte darauf bestanden,

daß die bisherige Firma Robert Löffler in Robert und Julie Löffler umgewandelt werde. Natürlich hatte sie volle Unterschrift. Während ihr Mann der Fabrik vorstand, wollte sie den Verkauf leiten. Keiner durfte dem Andern, ohne dessen ausdrücklich geäußerten Wunsch, in seiner Sparte etwas einsprechen. Nur wenn die Bilanz beim Jahresschluß ein ungünstiges Resultat ergab, war eine Kontrolle gestattet. Das Hauswesen leiteten beide Teile gemeinsam, worunter hauptsächlich zu verstehen war, daß niemand für Dienstleistungen engagiert werden sollte, der nicht beiden Teilen genehm wäre. Über die Erziehung der Kinder sei ein Einiggehen zu erstreben. Bei Meinungsverschiedenheiten entscheidet betreffs der Knaben der Vater, während über die Mädchen die Mutter das Bestimmungsrecht hatte. Bis auf die kleinste Kleinigkeit war alles klausuliert worden, und Ludwig war der vollen Überzeugung gewesen, daß alles wohl gelungen sei. Sie waren eben praktische Menschen! Nun dämmerte in ihm zum erstenmal der Gedanke, daß es ein Glück geben könne, von dem er bisher keine Ahnung gehabt habe, daß die Liebe wohl mehr zu bieten im stande sei, wie er ihr zuschrieb. Wie viele in der Heimat, die ihm als unbedeutend erschienen waren, weil er sie im Wettstreite um eine bürgerliche Stellung überholt hatte, mochten erkannt haben, was ihm bis heute verschlossen geblieben war. Er hatte, da er zum Manne heranwuchs, vergessen, ein Mensch zu sein und daß man nicht nur lebe, um zu arbeiten, sondern auch arbeite, um zu leben.

Da er nun ein ihm bisher fremdes Glück in Judäa kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, so wollte er sich dies verschaffen, er wollte neu aufleben nach seiner Rückkehr.

Und diese Umwandlung sollte gleich beginnen. Mutig wollte er sich hineinstürzen in den Strudel frisch pulsierenden

Lebens. Wolf Frankfurter soll ihn gleich mit einigen jungen Damen bekannt machen. Er will tanzen, sich unterhalten, anstatt ohne Unterlaß nach Dina zu sehen, die glückstrahlend am Arme des Königssohnes einherging.

Die Polonaise hatte ihr Ende erreicht. Süße, schwelgende Walzerlaute ertönten, und im Kreise drehten sich die Paare.

Die Liebenden versanken in Seeligkeit. Sie vergaßen die Welt um sich, da sie eng aneinander geschmiegt durch den Saal schwebten. Die Musik traf wie aus weiter Ferne ihr Ohr, und sie wähnten Himmelsharmonieen zu hören. Hier und da ein leise geflüstertes Kosewort, ein vielsagender Blick.

Von väterlichem Stolze war sein Herz erfüllt, da Rabbi Aaron Kohn sein schönes Töchterlein betrachtete. Auch der Königin Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf den Tanzenden. Ob ihr Mutterherz nicht erriet, daß ihr Liebling gewählt, daß er gut gewählt? König David machte keine Bemerkung über des Sohnes nicht zu verkennende Begünstigung Dina's. Aber sie konnte ihm nicht entgehen, und seine Stimmung blieb eine gute. Salomon bemerkte dies, da sein Blick auf den Vater fiel, und er flüsterte seine Entdeckung der Geliebten zu.

Sie rasteten im Tanze. Noch durften sie beisammen weilen, aber nur mehr kurze Zeit war ihnen vergönnt. Es galt, sie auszunützen. Salomon geleitete Dina nach dem an den Theatersaal anstoßenden Palmengarten. Dieser glich in seiner Bauart den Wintergärten, wie sich solche in von der Natur weniger bevorzugten Gegenden befinden. Ein lauschiges Plätzchen war bald ausgewählt, keine Beobachter waren zu fürchten, jetzt konnten sie allem Zwange entsagen, sich frei gestehen, wie sehr sie sich liebten.

Aber noch kam keine Silbe über die Lippen des Jünglings. Stumm umschlang er die Geliebte, bedeckte ihr

Stirn und Augen mit heißen Küssen, und dann fanden sich die Lippen.

Aber auch freudige Erregung hat ihre Grenzen, und nach und nach vermochten sie sich ruhig zu unterhalten, von der Zukunft zu sprechen, wie andere vernünftige Menschenkinder. Anfangs freilich wollte es schwer halten, die Gedanken ausschließlich auf den ernsten Gegenstand des Gespräches zu richten, und oft unterbrachen sie sich, Liebesworte austauschend.

„Ich danke dir, mein Prinz, für die liebevolle Auszeichnung, welche du mir heute zu teil werden ließest," hatte Tina begonnen, „ich weiß, du bist deinem guten Herzen gefolgt, aber wird dein Vater dir nicht darob zürnen?"

„Er wird es nicht; Papa hat gute Augen und er wird erkannt haben, daß es mehr als eine Auszeichnung der schönen Tochter unseres verehrten Hohepriesters war, welche mich heute an dich fesselte. Er wird die in meinem Herzen lodernde Flamme entdeckt haben und mich beglückwünschen, wenn ich ihm sage, daß ich nicht nur liebe, sondern auch die Neigung meines Lieblings gewonnen habe. Du liebst mich doch?"

„Mehr als mein Leben!"

„Und was kann mein Vater anders wollen, als das Glück seines Sohnes und das Wohlergehen seines Volkes? Beides ist verbürgt durch dich. Ich werde der glückseligste Gatte werden, und wenn dereinst — möge die Zeit noch recht, recht ferne sein — die Pflicht mich auf den Thron meiner Väter ruft, so werde ich meinem Volke eine Königin geben, die ihm tiefe Liebe entgegenbringen wird. Dies werden meine Eltern erkennen und ihr Segen wird uns nicht fehlen."

„Ich werde ihnen eine gute Tochter sein."

„Schon morgen, meine Dina, werde ich mit Mama sprechen. Ich vermag nicht mehr, das süßeste Geheimnis meines Lebens ihr zu verschweigen. Sie wird sich unseres Glückes freuen und mit ihr der Vater. Und ohne Umschweife wollen wir unser Geständnis machen, dann erst beginnen schöne Tage vollen, reinen Glückes. Keine trennende Schranke wird mehr zwischen uns aufgerichtet sein, dann darf ich täglich, stündlich zu dir eilen. Und wenn getrennt, darf ich von dir reden. Das ist nur ein halbes Glück, das sich vor der Welt verbergen muß! Bist du einverstanden, Geliebte?"

„Voll und ganz! Auch ich sehne mich, das Glück meines Herzens nicht länger verbergen zu müssen, wie es mir nie möglich war, meine Liebe zu dir zu verheimlichen. Aber ganz Judäa liebt seinen Kronprinzen. Wie soll ich dir danken, mein Salomon, für deine Liebe?"

„Danken, du süßes, teures Kind? Gewährst du mir nicht so viel, wie ich dir? Was bedeutet Thron und Krone gegen eines Menschen Herz? Und im Austausche unserer Herzen bist du es, die reicher beschenken kann, denn du bist edler, besser als ich."

„Nein, mein Teurer, schmähe mir meinen Liebling nicht! Ja, ich bin dein, mit allem was ich bin und habe. Mein ganzes Sein ist dein eigen."

„Meine Dina, meine Braut, mein Weib!"

Schritte waren in der Nähe vernehmbar und sie mußten sich trennen. Noch ein Kuß, nun noch der Letzte! Dann verließ der Kronprinz die Stätte, wo er die glücklichste Stunde des heutigen Tages verlebt hatte. Dem ihn suchenden Kammerherrn erteilte er die Erlaubnis zur Fortsetzung des Balles.

Dina war allein zurückgeblieben. Noch konnte sie sich nicht trennen von dem trauten Orte, wo sie den Schwüren

des Geliebten gelauscht hatte. Sie war sein mit der ganzen Liebe eines hingebungsvollen Herzens und auch nicht der geringste Zweifel an ihn, den Geliebten, kam ihr bei. Aber stellte er es sich nicht zu leicht vor, den Segen der Eltern zu gewinnen? Und was wird ihr Vater dazu sagen? Wird er sie nicht schelten, wird er ihr nicht vorwerfen, daß sie sich seiner väterlichen Liebe unwert gezeigt habe, indem sie ihre Neigung so lange vor ihm geheim gehalten? Hatte sie etwas Unrechtes gethan, einem jungen Manne ihre Liebe zu schenken, ohne des Vaters Einwilligung? Nein, nein! Gott selbst ist es, der die Liebe pflanzt in des Menschen Herz, und wie hätte sie anders können, als ihm gestehen, wie sehr sie ihm zugethan sei, da er, um ihre Liebe flehend, zu ihr gekommen war. Sie war sich keiner Schuld bewußt und dies wird ihr die Kraft verleihen, was vielleicht auch die nächsten Tage Schweres bringen würden. Und wenn sie wird kämpfen und leiden müssen, so wird es für ihn sein und für ihn ist ihr nichts zu schwer.

Man suchte sie! Nicht länger durfte sie sich ihrem Grübeln hingeben, man gönnte ihr nicht Muse, sich in herrlichen Luftschlössern zu ergehen. Ein junger Mann hatte sie aufgesucht und wollte sie zum Tanze führen. Ja — in den Ballsaal, dort wird sie Salomon sehen, wenigstens in seiner Nähe sein.

Aber sie blieb für den Rest des Abends eine zerstreute Gesellschafterin. Sie vermochte nicht, ihre Aufmerksamkeit auf das zu richten, was man ihr sagte. Dies bemerkte auch Ludwig, als er später mit ihr tanzte und auch er wurde einsilbig. Ihm war der Grund ihres absonderlichen Wesens nur zu klar, und dennoch war er zufrieden. Er hatte sie für wenige Augenblicke im Tanze umschlungen halten dürfen, er durfte sich erfreuen an ihrem Anblicke. Nie konnte er dieses holde Mädchen erringen, das wußte er. Aber war es

nicht schon Glück genug, sie sehen, hören, zu ihr sprechen zu dürfen?

Ludwig konnte sich des tiefen Eindruckes, welchen Dina auf ihn gemacht, nicht erwehren, er konnte sich nicht länger verhehlen, daß er sie liebe, hoffnungslos liebe.

Und selbst der Schmerz der Liebe erschien ihm als ein Glück.

Der Ball war zu Ende, er hatte einen durchaus harmonischen Verlauf genommen; die Jugend hatte sich vergnügt, und infolgedessen waren auch die älteren Herrschaften in angeregter Stimmung, denn die Freude der Kinder überträgt sich auf die Eltern. Es war dem Kronprinzen nicht möglich gewesen, im weiteren Verlaufe des Festes sich länger als auf einige Augenblicke Dina zu nähern, aber das ließ er sich nicht nehmen, sie beim Weggehen aufzusuchen und ihr, soweit es für den Königssohn anging, das Geleite zu geben. Und da er ihr den Abschiedsgruß entbot, zog er ihre Hand an seine Lippen. Galanterie einer Dame gegenüber macht man auch einem Fürstenkinde nicht zum Vorwurf.

Rabbi Aaron Kohn hatte bis zum Schlusse des Balles ausgeharrt. Keine zärtlich besorgte Mutter konnte mehr die liebe Tochter in ihre Obhut nehmen — sein trautes Weib hatte schon lange das Zeitliche gesegnet — er aber überließ sein Kind keinem fremden Schutze und wollte sich auch nicht um die Freude bringen, Dina vergnügt zu sehen. Sorglich trachtete er, daß das Mädchen sich warm in den Mantel hülle und Prinz Salomon hätte beinahe den Rabbi um dies väterliche Vorrecht beneidet.

„Du hast dich gut unterhalten, mein Kind?“ fragte der Vater, als sie die harrende Equipage bestiegen hatten.

„Köstlich, mein Vater, es war so schön!“

„Ich habe gar nicht gewußt, daß du so großes Vergnügen am Tanze hast. Sollte nicht noch ein anderer Grund

vorhanden gewesen sein, der zur Freude meiner Dina beigetragen hat?"

„Papa!"

Dina's Antlitz bedeckte sich mit flammender Röte, was sich in der elektrisch beleuchteten Kutsche nicht verbergen ließ. Lächelnd fuhr der alte Herr fort:

„Vateraugen sehen scharf mein Kind, auch wenn ihre Sehkraft infolge der Jahre geschwächt ist. Und auch einem weniger scharfen Blick konnte es nicht entgehen, daß du sehr glücklich warst. Prinz Salomon hat dir gewiß viel Angenehmes gesagt."

„Vater, verzeih'," flüsterte das Mädchen, welches sein Geheimnis enthüllt sah und verbarg das Antlitz an des Vaters Brust.

„Ich habe dir nichts zu verzeihen, mein Liebling. Du liebst Prinz Salomon. Schon lange ahnte ich, daß du sein Bild im Herzen trägst, dein träumend Wesen hat es mir verraten. Ich zolle dir Beifall, mein Kind, du hast gut gewählt. Es ist nicht des Prinzen hohe Stellung, welche mich deine Liebe billigen läßt, es ist vielmehr die Zuversicht, welche ich in das edle Herz unseres Kronprinzen, in seine männliche Denkungsart setze."

„Und du bist nicht böse, Väterchen, daß ich so lange geschwiegen habe, obwohl schon Wochen vergangen sind, seit er mir seine Liebe gestanden?"

„Ich bin dir nicht böse, mein Kind! Ich begreife, wie süß das Geheimnis der Liebe ist. Das ist kein Vergehen, keine Sünde, wenn reine Herzen in Liebe erglühen, und es liegt in der Natur des Menschen, daß man dieses Geheimnis hütet, bis endlich die Stunde schlägt, wo man den Segen der Eltern erfleht. Du aber, mein Kind, der leider die Mutter viel zu frühe genommen wurde, hattest niemand, dem du deine Liebe hättest offenbaren können.

Wohl kann ich mir erklären, daß der Vater in diesen Stunden der Tochter die Mutter nicht ersetzen kann."

„Nein, Papa, das war es nicht! Bist du mir nicht Vater und Mutter zu gleicher Zeit gewesen, hast du mich nicht mit all' der Liebe und Sorgfalt umgeben, wie es nur die beste Mutter zu thun im stande ist? Hast du nicht in allem stets Rücksicht genommen auf die mädchenhafte Schwäche deines Kindes? Wie undankbar wäre es da gewesen, wenn ich aus Scheu vor dir geschwiegen hätte! Nein, Papa, es giebt nichts, das ich dir nicht hätte anvertrauen können. War nicht Zeit meines Lebens mein Herz ein offenes Buch vor dir? Wenn ich aber dennoch geschwiegen habe, so geschah es, weil ich mir so überaus kühn erschien in meiner Liebe. Habe ich denn ein Recht auf ihn? Aber heute, mein Vater, war er es selbst, der die Siegel von meinen Lippen nahm und mich bat, dir alles zu gestehen, wie er unsere Liebe seinen Eltern enthüllen wird. Du aber, mein Vater, wirst du uns deinen Segen spenden?"

„Von ganzem Herzen, mein Kind! Ich liebe Salomon wie meinen eigenen Sohn und segnend werde ich eure Hände in einander legen und wissen, daß ich dann getrost der Stunde entgegensehen kann, in der der Ewige mich zu sich beruft. Ich lasse dich in guter Obhut zurück."

„Sprich nicht so, Vater!"

„Wie du erschreckt bist, mein Liebling! Der Gedanke an den Tag, wo wir von hinieden scheiden, und vereint werden, mit denen, die uns im Leben nahe standen, hat nichts Schreckliches für einen alten Mann. Deiner Jugend freilich erscheint der Gedanke an das Ende des Lebens unfaßlich. Doch du hast recht, wir wollen das Glücksgefühl dieser Stunde nicht durch düstere Gedanken trüben. Erzähle mir von deiner Liebe."

Und Dina erzählte.

Nicht unüberlegt hatte der Greis die ernsten Worte gesprochen. Hohes Glück war seinem Kinde beschieden und Glück macht leicht übermütig. Zwar hatte er nicht zu befürchten, daß Stolz und Überhebung Besitz von Dina's Herzen ergreifen würden, denn sie war aufgezogen in Demut. Aber in den überschäumenden Becher des Glückes einen Tropfen Wermut zu gießen, thut dem Glücke keinen Eintrag, es besänftigt nur die Aufregung des Gemüts und vertieft die Empfindung. Diese Wirkung übten des Vaters Worte auch auf Dina aus. Sie erzählte ruhig dem Vater von ihrer Liebe und zum Schlusse fragte sie ihn, ob nicht der König seine Einwilligung versagen werde.

„Hoffe, mein Kind," beruhigte der Vater die Zweifelnde, „König David ist ein gütiger Fürst und nichts liegt ihm mehr am Herzen als das Glück seines Kindes."

Von den freundlichen Worten, die heute während des Banketts der Monarch zu ihm gesprochen, während sich Dina und Salomon so angelegentlich unterhielten, verrieth er nichts. Zweifelte er auch nicht, daß der Fürst seine Einwilligung geben würde, so wollte er doch Dina nicht in ihren Hoffnungen all' zu sehr bestärken, denn der Mensch erträgt Glück leichter als Verlust und sollten sich, was ja durchaus nicht ausgeschlossen war, dem Wunsche der Liebenden Hindernisse in den Weg stellen, so war es besser, sie hatten sich keinen zu sanguinischen Erwartungen hingegeben.

Trotzdem zweifelte Dina nicht mehr, daß ihr innigstes Hoffen sich erfüllen werde, seit ihre Liebe die Billigung des teuren Vaters gefunden hatte. Jetzt durfte sie ihren Salomon lieben, jetzt war es keine Sünde mehr! Schwer war es ihr doch gefallen, ein Geheimnis vor dem Vater zu haben, vor dem sie noch nie in ihrem Leben etwas verborgen gehalten hatte. Von wonnigen Gefühlen erfüllt,

begab sie sich zur Ruhe. Sie war so glücklich, so unsagbar glücklich.

„O wie schön ist die Welt und wie gütig Gott," jubelte ihr Herz in dankbarer Empfindung und sie durchlebte im Geiste nochmals die glücklichen Stunden des heutigen Tages; jedes Wort, das der Geliebte gesprochen hatte, wiederholte sie sich und dann gedachte sie der Zukunft, einer Zukunft, so glückverheißend, so verlockend, daß ihr Herz zu springen drohte vor unterdrücktem Jubel und vor Seligkeit.

Für den Geliebten, für den Vater, für alle gute Menschen betend, schlief sie ein.

Im anstoßenden Gemache aber saß der Hohepriester noch lange wach, im Gebete versunken. Auch sein Herz war mit Dank erfüllt für den gütigen Schöpfer, der die Huld seiner Gnade der geliebten Tochter hatte zu teil werden lassen. Rabbi Aaron Kohn war ein alter Mann, und wenn ihm auch das Leben keine Last war, so sah er doch ruhig der Todesstunde entgegen. Auch seine letzte Sorge war jetzt von ihm genommen.

„Wenn ich zu dir komme, mein Weib," flüsterte er, „dann wirst du mich willkommen heißen können, denn ich lasse unseren Liebling, unser Kleinod nicht schutzlos auf Erden zurück. Unsere Seelen werden sich dann vereinen und dem Ewigen ein Jubellied singen, seine Herrlichkeit preisen und ihm danken für seine unendliche Liebe und Güte."

* * *

Wolf Frankfurter und seine Angehörigen hatten sich ebenfalls bald nach dem Hohepriester vom Balle entfernt, und Ludwig war natürlich mit ihnen gegangen. Er konnte nicht umhin, den herrlichen Verlauf des Festes zu rühmen und in der That war er hochbefriedigt von demselben, da er seinem Entschluß, sich unterhalten zu wollen, treu ge-

blieben war. Zwar wurde er des drückenden Gefühles nicht los, daß er einen Schatz entdeckt habe, ohne die Möglichkeit zu sehen, ihn zu heben, aber er war ein zu ehrlicher, gerechter Mensch, um deshalb noch länger irgend welchen Unwillen gegen den Kronprinzen, wenn auch solcher am gleichen Tage in seinem Herzen wach geworden war, zu empfinden.

„Ein schönes Paar!“ dachte er und obwohl es ihn verlangte, die Ansicht Frankfurters zu hören, ob denn eine Vereinigung der Beiden je möglich wäre, so brachte er es doch noch nicht über sich, heute schon in ruhigem Tone darüber zu sprechen. Deshalb machte er auch keine diesbezügliche Bemerkung; aber ein anderes Anliegen hatte er noch auf dem Herzen.

„Ich möchte Sie bitten, mein lieber Freund,“ sagte er zu Wolf Frankfurter, „mir Gelegenheit zu verschaffen, einen tieferen Einblick in die Denkungsart und Lebensgewohnheiten Ihres Volkes zu gewinnen. Ich fühle mich in einer Weise gefesselt, daß der Wissensdrang, welcher mich erfüllt, leicht begreiflich erscheinen mag. Ich glaube, daß gar manche für die Allgemeinheit zu verwertende Anregung Ihrer Nation entstammen könnte. Wollen Sie mir meine Bitte erfüllen?“

„So weit es in meiner Macht steht, gerne. Ich freue mich an der regen Anteilnahme, welche in Ihnen wachgerufen wurde. Aber es wird nicht genügen, wenn Sie sich auf die Beobachtungen innerhalb unseres Reiches beschränken, auch wenn ich es an den ausführlichsten Erläuterungen nicht fehlen lasse. Um alles zu verstehen und seinem wahren Sinne nach zu begreifen, ist es nötig, daß Sie genau die Geschichte unseres Volkes studieren. Mit Vergnügen stelle ich Ihnen meine Bibliothek zur Verfügung.“

„Ich danke Ihnen und werde gerne von diesem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen.“

„Die Geschichte meines Volkes muß man kennen, um

einer gerechten Beurteilung desselben fähig zu sein. Aber noch notwendiger erscheint mir, genaue Kenntnis der Litteratur. Doch jetzt ist es zu spät, uns darüber zu unterhalten. Wir wollen es in geeigneterer Stunde nachholen."

Man trennte sich, um sich zur Ruhe zu begeben. Ludwig, ermüdet wie er war, sank bald in festen Schlaf. Aber sein aufgeregter Geist rastete nicht. Schwere Träume quälten ihn. Er sah einen Engel vor sich her schweben und wollte ihn haschen, aber der Engel floh vor ihm, immer weiter und weiter und er rastlos nach in wilder Jagd. Da plötzlich war der Engel verschwunden und er hielt inne in der Verfolgung. Zu seinem Glück! Denn noch einen Schritt weiter und er wäre rettungslos verloren gewesen; vor ihm gähnte ein tiefer Abgrund. Und da er um sich blickte, gewahrte er eine wilde Landschaft mit hohen Felsen und rauschenden Sturzbächen. Über ihm aber wölbten sich dichte, düstere Wolken. Das ist die Finsternis, dachte er, die ewige Finsternis. Und es wurde immer düsterer um ihn her, so daß Grauen ihn erfaßte. Er wollte fliehen, aber er fühlte sich wie festgebannt. Und plötzlich, da ward es helle um ihn. Wie er aber um sich blickte, nach einer Erklärung suchend für das Wunder, erblickte er einen lichten Stern am Himmel gegen den all' die drohenden Wolken nichts auszurichten vermochten. Und wieder erblickte er den Engel, dessen Antlitz ihm zugewendet war.

Und während er wähnte, himmlische Sphärenmusik zu hören, wurde ihm leicht, so leicht. Die Wildnis wurde plötzlich zum blühendsten Thale, in dem sich tausend und abertausend Menschen tummelten. Unter der Menge erblickte er Dina an der Seite eines jungen Mannes. Sie schritten auf ihn zu und sprachen freundlich mit ihm.

Ludwig erwachte; er fühlte sich so leicht und froh. Welch' sonderbaren Traum hatte er doch gehabt. Die Fin-

sternis, war dies nicht der Unglaube, der des Menschen Herz erfüllt? Und da er den Engel verfolgend ihn nicht erreichen konnte und sich dem Abgrunde nahe sah, hieß dies nicht, daß er auf falscher Fährte wandle, wenn er hier sein Glück suche? Der Stern aber, was sollte er bedeuten; versinnbildlicht er nicht den Glauben?

Und Dina mit ihrem Geliebten hatte sich ihm genähert, da der Glaube aufgegangen war in seinem Herzen. Nicht ihresgleichen war er geworden und doch vereinigten sie sich im Thale des Friedens. Die Offenbarung dämmerte ihm. Seelig die, die rein sind im Glauben! Nicht feindselig dürfen sich die Konfessionen gegenüberstehen, nicht sich bekämpfen. Im friedlichen Thale sollen sie sich lagern dicht neben einander.

Ja, der Glaube macht selig!

Siebentes Kapitel.

Trotz der Anstrengungen des Festtages befand sich König David am folgenden Morgen zur gewohnten Stunde in seinem Arbeitskabinet. Man konnte ihm die überstandenen Strapazen nicht anmerken und in vollkommener geistiger und körperlicher Frische oblag er der gewohnten Thätigkeit, sich Klarheit über alles zu verschaffen, was seinem königlichen Urteile unterbreitet wurde.

Der Fürst verfügte über eine ebenso erstaunliche Arbeitskraft wie Pflichttreue, allen seinen Obliegenheiten kam er mit unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit nach, gleichviel ob die betreffenden Angelegenheiten von größerer oder geringerer Tragweite waren. „Was uns von unserem Standpunkte aus nebensächlich erscheinen kann und muß," hatte er oftmals geäußert, „das ist für die einzelne Persönlichkeit, um die es sich handelt, nicht selten von weitgehendster Bedeutung. Die Gerechtigkeit verlangt gleiche Würdigung aller Fragen und es würde uns schlecht anstehen, wollten wir ein kleines Vergehen weniger gründlich prüfen wie ein großes Verbrechen. Die Strafe richtet sich nach der Sünde, aber ein Irrtum im Urteil ist ebenso schwerwiegend, wenn es sich um Geringes als wenn es sich um Großes handelt."

Vor allem war König David bedacht, in jeder Angelegenheit sich die Selbstständigkeit des Urteils zu bewahren

und die erste Stunde des Tages, nach dem er dem Morgengottesdienste in der kleinen Schloßsynagoge beigewohnt hatte, benützte er dazu, die am vorhergegangenen Tage ihm gehaltenen Vorträge noch einmal zu durchdenken, sich ein eigenes Urteil zu bilden und darnach seine Entscheidungen und Beschlüsse zu treffen. König David war durchdrungen von der Verantwortlichkeit seiner hohen Mission. Die ersten Könige der Juden waren Weise gewesen und hatten weit hervorgeragt über alle Kinder Israels. Sie bildeten das Vorbild für sein Haus, ihnen gleichzukommen an Weisheit und Einsicht, war nicht möglich, aber es galt sich würdig zu zeigen, ihr Nachfolger zu sein. Davids Vater und Großvater hatten in Frieden den Thron innegehabt seit der Neugründung Judäas, und nach Kräften dazu beigetragen, die Einigkeit wachzuhalten und einzustehen für des Reiches Wohlfahrt wie für das Glück des Volkes.

Und auch er hielt die Zügel der Regierung in festen Händen und widmete seine ganze Kraft der erhabenen Aufgabe, zu der er berufen war. Und wie er, so wird es dereinst sein Sohn thun. Der erste Gedanke mußte immer dem Heile Judäas gewidmet sein, dann erst durfte der Fürst an die Seinen und an sich selbst denken.

Aber auch nach dieser Richtung hin konnten die Gedanken des Monarchen, der jetzt nachdenklich vor sich hinblickte, nur angenehme sein. Er durfte berechtigte Hoffnung hegen, daß sein Salomon fortbauen würde, was die Väter begonnen. Nur eine Sorge war es noch, die sein Herz bedrückte, die rechte Gemahlin für den Sohn zu finden, denn wenn schon bei jedem Menschen die Ehefrage die wichtigste des Lebens bildet, so trifft dies noch ganz besonders bei demjenigen zu, der berufen ist, einen Thron einzunehmen. König David wußte ganz wohl den Einfluß zu würdigen, den seine Frau auf ihn ausübte. Das Weib, mit dem wir

in stetem Einvernehmen leben, bildet einen Teil unseres Ichs und klärt und mildert die rauhen Seiten des Mannes. Milde ist aber eine nicht minder notwendige Eigenschaft eines Herrschers, wie Strenge, und beide müssen im rechten Augenblick zur Geltung kommen.

Seit gestern wußte König David, wohin sich die Neigung des Kronprinzen gewendet hatte und er fand keinen Grund, mit der Wahl des Sohnes unzufrieden zu sein. Dina war nicht nur reich an Schönheit, sondern auch voll Seelenadel. Sie wird Salomon glücklich machen, dachte der Fürst, und ein glücklicher König ist ein guter König.

Salomon hatte gestern noch den Eltern angedeutet, daß er ihnen ein Geständnis zu machen habe und der König zweifelte nicht, daß dies die Offenbarung seiner Liebe betreffen würde. Aber der Sohn mußte sich gedulden, bis die Stunde geschlagen hatte, wo die staatlichen Angelegenheiten erledigt waren. Der diensthuende Kammerherr meldete soeben den Ministerpräsidenten und der Monarch befahl, ihn sogleich vorzulassen. Er erhob sich von seinem Platze und erquickte sich an einem Schluck klaren Wassers, das stets für ihn bereit stand. König David war nicht anspruchsvoll in seinen Gewohnheiten.

Der Minister trat ein und verbeugte sich tief. Der König reichte ihm freundlich die Hand.

„Pünktlich wie immer, liebe Exzellenz, das lobe ich mir. Doch, damit ich nicht vergesse, nochmals meinen Dank für die geistreichen Worte deines Toastes. Andere einer die Menschen! Es ist ein Glück, daß wir nicht empfindlich sind, sonst würde uns diese ewige Versicherung der Liebe doch endlich einmal ermüden. Mit diesen Beteuerungen mag man vor Jahrhunderten unsere Vorfahren gequält haben — die Zeiten haben sich geändert. Wir dürfen glauben, weil wir thatsächlich eine teilweise Veränderung in den Anschau-

ungen der Völker miterlebt haben. Wird aber jene Zeit kommen, wo in Wirklichkeit niemand mehr seines Glaubens wegen angefeindet wird? Dies wäre der Anbruch eines goldenen Zeitalters! Was meinst du, Excellenz?"

„Majestät haben recht! Es ist leicht, daß die Lippen von wohlgefälligen Worten überfließen, von denen das Herz nichts weiß. Noch ist Falschheit nicht verschwunden auf Erden. Von Jahrhundert zu Jahrhundert steigerten sich die Anforderungen an Bildung des Geistes, und fast im gleichen Schritte ging lange Zeit die Bildung des Herzens zurück."

„Es ist dies eine Frage, welche unserem Minister der Schule zur Ausarbeitung vorgelegt werden sollte," entgegnete der König, dann fortfahrend und auf die von dem Minister dem Portefeuille entnommenen Schriften weisend, fragte er: „Liegt Wichtiges vor?"

„Wichtiges und Überraschendes, Majestät! Soeben ist ein Schreiben des Staatsministeriums Seiner Majestät des Zaren von Rußland eingelaufen."

„Von Rußland, dem einzigen Reich, mit dem wir in keinen näheren Beziehungen stehen?"

„Dies scheint man auch in Petersburg mit Bedauern entdeckt zu haben."

„So? Glaubst du? Man wird uns nicht verdenken können, wenn wir ein gelindes Mißtrauen gegen ein Land nicht zu unterdrücken vermögen, von welchem unseren Vorfahren nur wenig Gutes wiederfahren ist. Gieb mir das Schreiben!"

Mit einer Verbeugung überreichte der Minister das Aktenstück dem Könige, der sich sogleich anschickte, dasselbe zu prüfen.

„Vom Ministerpräsidenten unterzeichnet! Im Namen Sr. Kaiserl. Majestät. Also ein offizielles Aktenstück in

aller Form. Wir wollen sehen!“ sprach er vor sich hin und machte sich an die Lektüre.

„Einem hohen Staatsministerium des Königreichs Judäa,“ las der Fürst, „unterbreitet unterfertigtes Staatsministerium Sr. Kaiserl. Majestät des Zaren von Rußland ergebenst, daß unser erhabener Kaiser und Herr im Einklange mit den Ansichten seiner Regierung ein schmerzliches Bedauern darüber empfindet, daß zwischen dem Kaiserreich Rußland und dem Königreiche Judäa, trotz des bereits anerkannten, mehr als hundertjährigen Bestehens des letzteren Reiches, an dessen gedeihlicher Entwickelung wir das höchste Interesse nehmen, daß trotzdem, wie ein hohes Staatsministerium Sr. Majestät dem Zaren mitzuteilen die Ehre hatte, das Reich Judäa mit allen Staaten Europas im diplomatischen Verkehre steht, ein solcher weder von der hohen Regierung Sr. Majestät des Königs David III. noch zur Regierungszeit von Seiner Majestät erlauchten Vorfahren mit dem russischen Reiche angebahnt wurde. Diese Thatsache muß uns bei dem steten Wohlwollen, welches wir für das Königreich Judäa und sein erlauchtes Herrscherhaus empfinden, und das thatsächlich zu beweisen, wir nie eine Gelegenheit versäumt haben, noch versäumen werden, befremden. Das Staatsministerium Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen möchte nun durch diesen Hinweis, im Einverständnisse und im Sinne, ja teilweise sogar auf die direkte Initiative Sr. Majestät des Zaren hin die Anregung zu einem diplomatischen Verkehr geben und würde es mit Freuden begrüßen, wenn durch Abordnung gegenseitiger ordentlicher Gesandtschaften diese Verbindung hergestellt würde.

„Natürlich müssen wir ersuchen, daß in Rücksicht auf

das verhältnismäßig noch kurze Bestehen des Königreiches Judäa im Vergleiche zu der Dauer unseres Reiches diesbezügliche Unterhandlungen von der hohen Regierung des Königreiches Judäa angeregt werden. In Anbetracht aber des ehrwürdigen Alters der jüdischen Nation, glauben wir, daß ein Entgegenkommen unsererseits nicht mißdeutet werden könne und beweisen dasselbe durch diese, von uns gegebene Anregung, welche als vertraulich zu betrachten, wir ein hohes Staatsministerium des Königreiches Judäa ersuchen. Dagegen sind wir ermächtigt, im Namen Sr. Majestät des Zaren, seiner vollkommenen Billigung dieser Anregung Ausdruck zu verleihen, welche in der Erwartung ergeht, daß dieselbe ein gedeihliches Resultat zur Folge haben möge.

„Im Namen Sr. Majestät des Kaisers haben wir noch den Ausdruck besonderer Verehrung für Seine Majestät den König von Judäa zu übermitteln und ersuchen demgemäß ein hohes Staatsministerium, dies an allerhöchster Stelle gebührend zu unterbreiten."

„In der That, eine überraschende Anregung," meinte der König, nachdem er die Schrift zweimal gelesen. „Trotz der Liebenswürdigkeit und des anerkennenswerten Entgegenkommens heißt es hier, Vorsicht nicht aus den Augen zu lassen. Es ist uns noch nicht viel Gutes von dieser Seite geworden und wir wollen uns hüten, einen diplomatischen Fehler zu begehen. Es mag dies ein geschickter Schachzug der russischen Regierung sein, aber an uns liegt es, die Folgen genau ins Auge zu fassen. Nenne mir deine Meinung, mein lieber Minister."

„Geruhen Deine Majestät, die Bedeutung dieses Schriftstückes zu würdigen. Es enthält die vollkommene Anerkennung des Königreiches Judäa, die in solch klarer Weise uns von dieser Seite noch nicht zu Teil wurde. Bedenken wir, daß

der Orient stets für die Russen hervorragendes Interesse bot, so können wir uns zu diesem Siege nur beglückwünschen."

„So wollen wir uns beglückwünschen — aber nicht mehr verlangen, als wir brauchen können. Ich begrüße es mit Freuden, wenn wir mit allen Nationen in den freundschaftlichsten Beziehungen stehen und Rußland dabei eingeschlossen zu wissen, kann uns nur angenehm sein. Aber diese plötzliche, gleichsam über Nacht emporgeschossene Freundschaft und Liebenswürdigkeit muß doch einen ganz besonderen Grund haben. Rußland wirbt nicht um unsere Freundschaft, wenn es sich nicht einen Vorteil daraus verspricht, und diesen Vorteil kennen zu lernen, ist mein Wunsch. Wir müssen vollkommen klar sehen, bevor wir in einer solch wichtigen Angelegenheit irgend welche Entscheidung treffen. Lies mir das Schriftstück noch einmal vor!"

Der Minister gehorchte. Bei dem Passus über das von seiten Rußlands dem Königreich Judäa stets bewiesene Wohlwollen, wurde er von dem Könige unterbrochen:

„Worin bestanden denn diese Zeichen des Wohlwollens? Ich kenne keine, höchstens, daß Rußland uns keine Schwierigkeiten in den Weg legte. Die Vergangenheit scheint aber bei den Russen vollkommen in Vergessenheit geraten zu sein. Man ließ nicht ab, unsere Vorfahren zu verfolgen, ihnen den Aufenthalt im russischen Reiche zu verwehren. Rußland ist, soviel ich weiß, zur Zeit das einzige Reich, wo keine Juden wohnen. Sind dies Beweise von Wohlwollen? Unsere Gesandten haben die Rechte unserer Staatsbürger im Auslande zu schützen, da würde der Bevollmächtigte in Petersburg recht wenig Mühe haben. Doch lies weiter."

Der Minister las zu Ende.

„Und nun deine Ansicht!" befahl der König.

„Soweit ich, ohne gründlich über die durch diese Anregung gegebene Sachlage nachgedacht zu haben, mir erlauben

darf, eine Ansicht vor Deiner Majestät zu äußern, muß dieselbe befürwortend lauten. Es kann für uns nur erfreulich und für unsere nie verläugneten friedlichen Bestrebungen nur fördernd sein, wenn uns die gleich guten Beziehungen wie mit anderen Ländern auch mit Rußland verbinden. Die Vergangenheit sollte, soviel an uns liegt, ruhen und wir dürften durch eine entgegenkommende Haltung voraussichtlich nur gewinnen."

„Unterschätze die Vergangenheit nicht, mein lieber Minister. Auf die Vergangenheit hat sich die Gegenwart aufgebaut und unsere Gegenwart ist wieder die Vergangenheit der Zukunft. Auch ich billige es in der Theorie, ein freundliches Entgegenkommen nicht so einfach von der Hand zu weisen. In der Praxis mag sich aber die Sache doch etwas anders ausnehmen. Verzeihen geht leicht Hand in Hand mit Vergessen, aber Thatsachen lassen sich nicht aus der Welt schaffen. Unseren Vorfahren ward im russischen Reiche eine keineswegs menschenwürdige Behandlung zuteil. Studiere genau die Geschichte jener Tage und halte in dem Staatsrate, den ich in dieser Sache zu berufen gedenke, einen diesbezüglichen Vortrag. Wir dürfen uns nicht den Anschein geben, als hätten wir die, unseren Glaubensgenossen in früheren Zeiten zugefügten Kränkungen vergessen, es würde dies leicht den Glauben erwecken, als hätten wir die Fähigkeit eingebüßt, uns zugefügtes Unrecht zu empfinden. Dem ist aber nicht so! Einen Angriff auf unseren Glauben müssen wir mit aller Energie abwehren, wie wir eine Beleidigung unserer Menschenwürde uns nicht ruhig gefallen lassen können. Beides ist unseren Ahnen in Rußland widerfahren, und noch habe ich von keiner Schrift oder mündlichen Bemerkung gehört, daß man heute bedauere, was vor Jahrhunderten mit Ostentation geschehen. Ich verlange eine und sei es auch nur rein formelle Genugthuung."

„Können Majestät in dem uns geäußerten Wunsche, die diplomatischen Beziehungen mit Rußland zu eröffnen, nicht diese Genugthuung sehen?"

„Vielleicht — vielleicht auch nicht! Die Kränkungen widerfuhren unseren Ahnen angesichts der ganzen Welt, und wenn sie auch stets bei den gerecht und edel Denkenden Mißfallen erregt haben, so war ihr Einfluß auf unsere Gegner doch nicht zu unterschätzen. Die Genugthuung aber, welche diese Anregung deiner Ansicht nach enthält, und ich gebe zu, daß eine derartige Auslegung der Berechtigung nicht entbehrt, soll geheim bleiben. Dadurch verliert sie an Bedeutung und vor der Welt würden wir als die Bittenden dastehen. Die Menge aber ist das Schiedsgericht in den Angelegenheiten der Völker. Judäa soll auf festem Grund errichtet sein. Lasse die Vorarbeiten erledigen und berufe für morgen den Staatsrat, dem wir in geheimer Sitzung die Angelegenheit vorlegen wollen. Du kannst den Herren vertraulich die Tagesordnung mitteilen, aber öffentlich darf auch nicht ein Wort davon verlauten. Das Referat besorge du selbst. Liegt sonst noch etwas von Belang vor?"

„Nein, nichts von besonderer Wichtigkeit."

„Gut; wir können dann die weiter vorliegenden Arbeiten auf morgen verschieben. Ich wünsche die besagte Angelegenheit mit thunlichster Beschleunigung erledigt zu sehen. Liegt kein Begnadigungs- oder Unterstützungsgesuch vor?"

„Nein, Majestät!"

„So ist es gut! Ich wünsche, daß an der für morgen zwei Uhr anzuberaumenden Sitzung die Präsidien der beiden Kammern beratend teil nehmen. Ich lege der Sache so große Wichtigkeit bei, daß ich keine Entscheidung treffen will, ohne die Vertreter der Nation gehört zu haben. Übrigens kannst du Rothschild für Nachmittag zu mir bescheiden lassen."

„Ich werde die Befehle deiner Majestät pünktlichst besorgen," entgegnete der Minister, sich zum Abschiede tief verbeugend. Der Wunsch des Königs, Rothschild bei sich zu sehen, erschien ihm sonderbar und sein Erstaunen prägte sich auf seinem Antlitze aus. Der König, der dies bemerkte, lächelte.

„Und somit auf Wiedersehen, mein lieber Minister. Wenn für morgen Vormittag etwas Wichtiges vorliegt, benachrichtige mich. Andernfalls fällt der Vortrag aus. Überlege die Angelegenheit mit Rußland reiflich; vor allem liegt mir daran, Klarheit darüber zu erhalten, welche Veranlassung die russische Regierung zu dieser so plötzlich erwachten Liebenswürdigkeit hat."

Der Minister war entlassen und sich verbeugend, entfernte er sich. Nachdenklich blieb der König zurück. Es war eine wichtige Entscheidung, die seiner Regierung da zufiel und es bedurfte des Aufwandes aller diplomatischen Geschicklichkeit, das richtige Maß zwischen zu viel und zu wenig zu halten.

Das elektrische Schlagwerk der Uhren, welches in allen Sälen des Schlosses zu hören war, kündete die zwölfte Stunde an. Der König begab sich in den kleinen Speisesaal, wo die Familie sich täglich zum Frühstücke und zu den Mahlzeiten einfand. Man hätte, beim Anblick der daselbst herrschenden Einfachheit, eher auf einen bürgerlichen Haushalt als auf eine königliche Tafel schließen können. Im Kreise der Seinen wollte der König nichts von Ceremonien wissen. „Meine hohe Stellung soll mich nicht um das Glück bringen, mich stets auch als Gatte und Vater zu fühlen", hatte schon der Großvater Davids gesagt, und an dieser Ansicht hatten auch seine Nachfolger auf dem Throne festgehalten. Eltern und Kinder aus dem Königsschlosse verkehrten ohne jeden Etikettezwang mit einander und dies vermehrte nur die Ehrfurcht und Zuneigung

anstatt denselben Eintrag zu thun. Als jetzt der Vater ins Zimmer trat, gingen ihm seine Kinder entgegen, ihn begrüßend und ihm die Hand küssend. Er aber schritt auf seine Frau zu und neckte sie, weil sie sich zum ersten Frühstücke nicht eingefunden hatte.

„Das kommt davon, wenn man euch schwache Frauen mit auf den Ball nimmt! Fühlst du dich auch angegriffen, Ruth?“ wandte er sich an die Prinzessin Tochter.

„Nicht im geringsten, Papa!“

„Dagegen scheint mir dein Bruder noch an den Folgen zu leiden. Schäme dich, Salomon, ein Mann!“

Der Kronprinz konnte in der That eine gewisse Aufregung nicht verbergen.

„Ich bewundere deinen Scharfblick, Papa,“ gestand er unverhohlen ein, „aber vielleicht giebt es ein Mittel, die Nachwehen des gestrigen Balles recht leicht zu verscheuchen.“

„Und welches Mittel wäre dies, mein Sohn?“

„Es liegt in deiner Macht, Papa, und wenn du mir nach dem Frühstück gnädigst Gehör geben wolltest . . .“

„Sehr freundlich von dir, daß du mir wenigstens jetzt Ruhe gönnst,“ meinte der König, seinem Sohne wohlwollend auf die Schulter klopfend. „Aber ich rathe dir, deine Schmerzen erst Mama mitzuteilen. Ich kann mich dir heute nicht widmen, da wichtige Staatsgeschäfte vorliegen. Übrigens wünsche ich morgen deine Gegenwart in der Staatsratsitzung und ich glaube fast, daß, da dein Leiden kurierbar erscheint, die Heilung so lange verschoben werden kann. Wird bis dahin wohl nicht lebensgefährlich werden?“

„Was fehlt dir denn?“ fragte Ruth, die, im Backfischalter stehend, ganz die Neugier dieser Jahre besaß.

„Nichts für Kinder!“ neckte der Bruder.

„Du bist böse!“

Salomon aber schlang seinen Arm um das Schwesterchen und versuchte, sie mit einem Kusse zu versöhnen. Er mußte heute Jemand haben, an dem er seine Zärtlichkeit auslassen konnte. Sein Herz jubelte, da der Vater so gütig zu ihm gesprochen und kein Wort des Vorwurfes über sein gestriges zuvorkommendes Benehmen Dina gegenüber hatte.

Es war serviert und die Unterhaltung lenkte sich auf allgemeine Gegenstände. Das Hauptwort führte hier nicht der König, sondern Prinzessin Ruth. Es war für den Fürsten geradezu eine Wohlthat, sich nach den anstrengenden Regierungsarbeiten bei dem lustigen Geplauder des Töchterleins zu erholen. Natürlich war es das Thema „Ball", welches heute von Ruth am meisten ausgenützt wurde, und sie verstand solch treffliche Bemerkungen über die einzelnen Persönlichkeiten zu machen, daß sich der König höchlich amüsierte. Daß dabei die Grenzen der Zulässigkeit von Ruth nicht überschritten wurden, versteht sich von selbst, denn ihr gutes Herz ließ sie Niemand weh thun. Jetzt wählte sie sich zum Zielpunkt ihrer Neckereien den Bruder.

„Salomon war übrigens gestern ein sehr schlechter Gesellschafter."

Der Kronprinz hatte an etwas dem Gespräche ferneliegendes gedacht und dem Geplauder des Mädchens keine Aufmerksamkeit geschenkt. Jetzt schreckte er auf.

„Was meinst du, Ruth?"

„Ich meine, mein Herr Bruder, daß du gestern kaum einen Augenblick für deine Schwester Zeit hattest."

„Die Pflichten eines Kronprinzen, mein kleines Schwesterchen, legen ihm viele Rücksichten auf."

„So z. B. mit Dina Rohn zu tanzen und sie immer wieder aufzusuchen."

„Ruth!"

„Ich habe ja gar nichts dagegen und begreife wohl, daß man neben der herrlichen Dina die kleine Ruth vollkommen vergißt.“

Salomon sagte nichts, sondern schloß der kindlichen Plauderin den Mund mit einem Kuß. Diese aber fühlte sich dadurch gar nicht gerührt, sondern fragte ganz erstaunt:

„Warum bist du denn heute gar so zärtlich? Ist dies ein Ausdruck der Reue, Herr Bruder?“

Salomon aber war feuerrot geworden und flüsterte ihr zu: „Das ist ein Ausdruck des Glückes!“ und da die Prinzessin dies eigentlich nicht recht verstand, so schwieg sie.

Die Eltern aber hatten mit Freude dem Geplauder ihrer Kinder gelauscht. Die Königin wollte dem Sohne zu Hilfe kommen und ihm aus der Verlegenheit, in der er sich augenscheinlich befand, helfen, auch ihm zu gleicher Zeit etwas Angenehmes sagen.

„Dina war, glaube ich, gestern in der That die Königin des Balles.“

„Oho!“ meinte Ruth.

„Und sie verdiente es,“ ergänzte der König, „sie ist ebenso brav wie schön.“

Salomon war heute für Ruth geradezu ein Rätsel. Jetzt küßte er den Eltern die Hand und bat, sich zurückziehen zu dürfen.

Nun, da er gegangen war, schien der Prinzessin ein Licht aufzugehen.

„Ich glaube gar, Dina hat unsern Salomon bezaubert,“ und der Gedanke schien ihr so sonderbar, daß sie ein herzliches Gelächter anstimmte und ausrief: „Da giebt's eine Hochzeit!“

„Ruth!“ klang es strafend von des Vaters Lippen, der zwar Munterkeit und gute Laune sehr billigte, aber doch den Übermut der Prinzessin dämpfen wollte. Nun blickte

er auf die Uhr und da er bemerkte, daß die Musestunde vorüber war, hob er die Tafel auf.

„Ich habe Rothschild zur Audienz befohlen, und Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige. Doch neben den Staatsgeschäften wollen wir die wichtigen Familienangelegenheiten nicht vernachlässigen. Sprich du mit unserem Sohne."

„Und was soll ich ihm sagen, wenn er . . ."

„Gieb ihm den Bescheid, welchen dein Mutterherz für den richtigsten empfindet."

„Mein König, mein geliebter Gatte!"

König David küßte Frau und Tochter auf die Stirne und verließ mit freundlichem Gruße den Speisesaal. Nun aber vermochte Ruth ihre Neugierde nicht mehr zu stillen, sie fiel der Mutter um den Hals und bat, ihr doch zu sagen, was geschehen sei.

„Gedulde dich meine kleine Ruth, heute kann ich dir noch nichts sagen."

„Ich bin aber doch gar so sehr neugierig."

„Für eine Prinzessin ist Neugierde eine schlechte Eigenschaft."

„Warum für eine Prinzessin? Ich bin gerade so gut ein Mädchen, wie jede andere und alle Mädchen sind neugierig."

„Du aber wirst deine Neugierde im Zaume halten."

„Giebt es Hochzeit? Ich habe Dina so gerne."

Die Mutter lächelte und gab dem vorlauten Kinde einen Kuß. Elternliebe ist gütig und nachsichtig und gleicht sich, wo sie zu finden ist, im Königsschlosse oder im Bürgerhause.

Sobald König David die Seinen verlassen hatte, trat der Ernst wieder auf sein Antlitz, der ihn nie verließ, wenn er sich den Staatsgeschäften widmete. Wenn er bei den Seinen weilte, unterschied er sich wenig von jedem anderen Familien-

vater, er ließ sich den Genuß nicht rauben und leistete nach jeder Richtung hin dem Familienleben Vorschub. Im Kreise der engeren Familie wird in das Herz des Kindes der Keim zur wahren Lebensfreude gepflanzt; da bilden die Eltern die besten Lehrmeister für ihre Kinder, die Liebe, welche dabei zu Tage tritt, gleicht einer Sonne, welche alle guten Eigenschaften im menschlichen Gemüte zeitigt, welche Selbstaufopferung rstehen läßt und freiwillige Unterordnung lehrt. Innerhalb der Familie sollte der Kronprinz erfahren, wie die gegenseitige Wertschätzung in allen Kreisen der Bevölkerung gepflegt werde, er sollte die Liebe des Vaters und der Mutter würdigen lernen, um dereinst voll und ganz den Pflichten des Herrschers gewachsen zu sein, dessen erste und heiligste Aufgabe es ist, ein Vater aller seiner Landeskinder zu werden.

Dem vertraulichen Tone aber war eine Grenze gezogen, sobald der Fürst in Berührung mit der Öffentlichkeit trat. Da mußte die Würde der Majestät gewahrt werden, denn wenn auch die Urteilsfähigen und Einsichtigen die Herablassung ihres Königs wohl zu würdigen wußten, einem Teile der Bevölkerung konnte man doch nur durch Betonung der Machtstellung imponieren. Dies war in Judäa wie in allen übrigen Ländern, dies war in der Vergangenheit so und wird sich nicht ändern in alle Zukunft.

Als König David in sein Arbeitskabinet trat, erfuhr er auf seine Frage, daß Rothschild bereits im Audienzzimmer harre. Er befahl, ihn sogleich vorzulassen.

Rothschild war ein Mann in den vierziger Jahren, eine freundliche, aber keineswegs hervorragende Erscheinung. Mit einer tiefen Verbeugung hatte er das Zimmer betreten und harrte nun der Anrede des Königs.

„Ich ließ dich rufen, mein lieber Rothschild," begann der Monarch, „um mir von dir über die allgemeinen Geld-

verhältnisse Bericht erstatten zu lassen. Es interessiert mich, zu erfahren, wie nach dieser Richtung hin die gegenwärtige Lage beschaffen ist."

„Die Situation ist günstig, Majestät. Der Friede, welcher in der gesamten, zivilisierten Welt herrscht, trägt wesentlich zur gedeihlichen Entwickelung des Handels und Gewerbes bei. Was besonders die Geldverhältnisse anbelangt, so sind dieselben sehr gut. Die europäischen wie auswärtigen Werte sind größtenteils in festen Händen, dabei ist Geld flüssig und auf den Börsen leicht zu erhalten."

„Also eine günstige Zeit für neue Emmissionen. Da wird das Finanzgenie Rothschild wohl kaum müßig sein und die günstige Konstellation des Marktes gerne ausnützen. In welcher Fühlung steht die Jerusalemer Börse mit den übrigen Börsenplätzen?"

„Wir haben den hohen Rang, welchen wir uns erobert, vollständig behauptet, Majestät. Die Kurse unserer Börse sind ebenso maßgebend, wie die aller anderen Börsen."

„Also muß in Finanzgeschäften hervorragende Rücksicht auf die sich von hier aus geltend machenden Strömungen genommen werden? Dieser Gegenstand interessiert mich. Nimm Platz, mein lieber Rothschild, und erläutere mir einmal die Stellung unserer Börse."

„Dieselbe kommt vollkommen derjenigen aller anderen großen Börsen gleich und die Jerusalemer Kursmeldungen verfehlen ihre Einwirkung auf die Schwesterbörsen nicht, wie dies bei der solidarischen Abhängigkeit der Börsen von einander ja natürlich ist. Fast alle im Auslande geschaffenen Werte von Belang gelangen bei uns zur Notierung und wir sind kapitalkräftig genug, um einem eventuell von ein oder der anderen Seite beabsichtigten Einbruch stets wirksam entgegentreten zu können, wenn wir von einem solchen Schaden fürchten."

„Und der Matador unserer Börse heißt jedenfalls Rothschild?"

„Majestät geruhen gnädigst . . ."

„Gnädigst — nein!" sagte der König, ziemlich strenge. „Ich freue mich allerdings, wenn in meinem Lande genügend Mittel vorhanden sind, erfolgreich den internationalen Wettkampf in finanzieller Beziehung zu bestehen, aber ich will nicht, daß das Kapital zu einer ausschließlichen Großmacht werde, daß der durch den Reichtum geschaffene Einfluß mißbraucht werde. Das Kapital muß in den Dienst des Landes gestellt werden, dessen Staatsangehörige seine Besitzer sind. Den Reichen ist der ihnen beschiedene Mammon ein Pfund, von dem sie den weitgehendsten Gebrauch zum Heile ihrer Mitmenschen machen sollen."

„Habe ich mir in etwas das Mißfallen deiner Majestät zugezogen?"

„Nein, Rothschild, du obliegst deinem Geschäfte und über die Verwendung, welche du von deinen Reichtümern machst, steht mir, deinem Könige, kein Urteil zu, wie ich dir auch keine Vorschriften mache, bis zu einem gewissen Punkte, auf den wir vielleicht noch zu sprechen kommen. Da wir aber einmal dieses Thema behandeln, so will ich nicht unterlassen, dir meine Meinung über diesen Gegenstand zu erkennen zu geben. Du bist der Erbe der Millionen deiner Väter, deren Reichtum seit Jahrhunderten sprichwörtlich geworden ist. Du bist auch der Erbe des Namens, der zu allen Zeiten ein hochangesehener war. Ein Vorwurf aber kann deinem Hause nicht ganz erspart bleiben. Was das Haus Rothschild für die Juden gethan hat, was es dazu beitrug, das teilweise Elend seiner Glaubensgenossen zu mildern, war nicht von jener Höhe, wie es einer solch hervorragenden Familie würdig gewesen wäre. Man kann sich emporschwingen zu großem Ansehen und Einflusse — Ehre dann

demjenigen, welcher auf seiner Höhe die nicht vergißt, welche mühsam und beladen sind. Der Name des Barons Hirsch, der vor Jahrhunderten gelebt hat, wird noch heute mit Auszeichnung genannt, aus keinem anderen Grunde, als weil er seinen Glaubensgenossen wie allen schwerbedrängten Menschen stets hilfreichen Beistand leistete. Ein offenes Herz und eine offene Hand zieren den Menschen mehr als äußerlicher Glanz und Pracht. Ich will damit keinen Vorwurf gegen dich und die Deinen aussprechen, Rothschild; deine Ahnen mögen ebensogut das Herz auf dem rechten Fleck gehabt haben und das ist nicht die schlechteste Weise, sich zu bewähren, wenn die rechte Hand nicht weiß, was die linke thut. Aber die Thaten müssen sich je nach den Verhältnissen des Einzelnen richten, und Millionenspenden, wie sie bei Baron Hirsch an der Tagesordnung waren, lassen sich schwer im Geheimen vollziehen. Doch diese Bemerkungen gelten nur im allgemeinen und seien auf keinen einzelnen bezogen. Etwas anderes ist es, wenn finanzielle Unternehmungen mit unseren Regierungsplänen nicht in Einklang zu bringen wären. Es sind im Laufe der Jahre große Emmissionen herausgekommen, aber niemals wurde diesbezüglich eine Anfrage an unser Ministerium gerichtet."

„Ich ahnte nicht, daß Deine Majestät derartigen Unternehmungen politisches Gewicht beilegen."

„Ob dies in unseren Intentionen liegt, darüber zu entscheiden, ist nicht deinem Ermessen anheimgestellt. Von heute an nehme ich Interesse daran, und es würde mich freuen, wenn stets über größere Unternehmungen vorher dem Finanzminister Bericht erstattet würde. Liegen vielleicht zur Zeit ähnliche Geschäfte vor?"

„Nur ein einziges, Majestät. Das russische Reich beabsichtigt eine neue Anleihe von einer Milliarde aufzunehmen. Man hat mit uns Unterhandlungen angeknüpft."

„Und Ihr?“

„Die Bedingungen sind günstig, der Erfolg nahezu gesichert. Es würde sehr wenig Geschäftstalent verraten, wollte man solche Geschäfte zurückweisen.“

„Wurde von deiner Seite schon eine Zusage gemacht?“

„Noch keine bindende, Majestät.“

„Die auch ohne unsere ausdrückliche Einwilligung nicht gegeben werden soll. Nicht als wollten wir euch irgend welche Schwierigkeiten in den Weg legen. Ein jeder ist verantwortlich für seine Thaten. Wir werden befehlen, dich zu der morgen stattfindenden Staatsratsitzung zuzuziehen, da wirst du die Gründe unserer Handlungsweise kennen lernen. Ich wünsche, daß unsere Einmischung in deine Unterhandlungen mit der russischen Regierung geheim bleibe. Du als der Älteste deines Hauses wirst wohl eine Verzögerung deiner Entschließung nicht begründen müssen.“

„Ich werde dem Befehle deiner Majestät unbedingten Gehorsam leisten!“

„Wir wollen abwarten, wie die befreundeten Nationen die Nachricht dieser neuen Anleihe des russischen Reiches aufnehmen. Auch über die Verwendung wollen wir im Klaren sein. Es freut mich, bei dir so unbedingtes Entgegenkommen zu finden. Geld ist eine Macht, nicht immer eine gute. Sie richtig zu verwenden, ist in der Menschen Hand gegeben. Das aber heiße ich einen schlechten Gebrauch davon machen, wenn man sie denen zur Verfügung stellt, die das eigene Volk knechteten. Wer dies thut, erweist sich selbst den schlechtesten Dienst. Es kann keine Achtung bei denen erwecken, welchen man zu Gefallen ist, wenn man derer vergißt, die einem am nächsten stehen sollten.“

„Es werden von uns keine weiteren Schritte geschehen, ehe wir uns der Billigung deiner Majestät versichert haben,“

versicherte Rothschild, den die Worte des Königs tief erschüttert hatten.

„Darauf rechne ich, mein lieber Rothschild," engegnete König David, wieder ganz der leutselige Fürst.

Die Audienz war beendet. Der König war nachdenklich geworden.

„So war ich auf der richtigen Fährte," sprach er vor sich hin, „Geld regiert die Welt. Daher also die plötzlich erwachte Neigung der russischen Regierung zum Reiche Judäa. Wir dürfen die uns unbekannten Pläne, die Rußland hegen mag, nicht blindlings unterstützen. Es wird notwendig sein, die Ansichten der verschiedenen Regierungen kennen zu lernen. Da wird es Arbeit für meine Herren Diplomaten geben."

Dann befahl der König, sein Reitpferd vorzuführen. Er wollte vor der Mittagstafel noch seinen gewohnten Spazierritt machen, denn er ließ nie außer Acht, Körper und Geist frisch zu erhalten. Dies war er den Seinen, war er seinem Volke schuldig.

Achtes Kapitel.

Wolf Frankfurter saß mit seinem Freunde im gemütlich eingerichteten Wohnzimmer, während seine Frau, ihren häuslichen Geschäften obliegend, ab und zu ging. Soeben hatte der älteste Sohn vorgesprochen, sich nach dem Befinden der Eltern zu erkundigen und dem Vater einige geschäftliche Mitteilungen zu machen. Die Fenster des nach dem Garten gelegenen Gemaches waren geöffnet, und angenehme Lüfte erfüllten den Raum mit einem erfrischenden Duft. Ludwig von Fürsprech hatte bis jetzt gelesen, und zwar seinem Vornehmen getreu, ein Buch aus der Bibliothek seines Gastfreundes: „Die Judenfrage im Laufe der letzten Jahrhunderte" betitelt. Es war von einem jüdischen Gelehrten verfaßt und enthielt mit Quellenangaben viele Zitate aus anderen Werken, durch welche der Autor die von ihm aufgestellten Behauptungen belegte.

Nun unterhielten sich die Herren und naturgemäß kam die Rede wieder auf den Verlauf des gestrigen Festes. Ludwig, der seine vollkommene Selbstbeherrschung wieder gefunden, nachdem er sich am frühen Morgen eine Strafpredigt über seine Zuneigung zu Dina gehalten hatte, verfügte nun über die nötige Ruhe, das Gespräch auf dieses ihn trotz allem sehr beschäftigende Thema zu bringen. Er hatte soeben die Frage aufgeworfen, ob eine so hervor-

ragende Auszeichnung, wie sie der Tochter des Hohepriesters seitens des Kronprinzen zuteil geworden sei, nicht die Hoffnung in dem jungen Mädchen erwecken müsse, der Prinz würde sich ernstlich um sie bewerben.

„Sie haben mit guten Augen beobachtet," entgegnete Frankfurter, wobei ich mir wohl erklären kann, daß Ihre Aufmerksamkeit dem anerkannt schönsten Mädchen unserer Stadt sich zuwendete. Die Gefahr, die Sie anführen, mag nun thatsächlich vorhanden sein, wenn ich auch in Wirklichkeit nichts Bedenkliches darin erblicken kann."

„Nichts Bedenkliches, sagen Sie, wenn das Herz eines jungen Mädchens mit unerfüllbaren Hoffnungen und Wünschen erfüllt wird, wenn diese Bevorzugung gar die Veranlassung zu einer ernstlichen Liebe wäre?"

„Ich gehe noch einen Schritt weiter, und nehme sogar an, daß diese von Ihnen so sehr gefürchtete Voraussetzung bereits eingetreten ist. Meiner Ansicht nach kann kein Zweifel darüber herrschen, daß diese beiden jungen Herzen in Liebe für einander schlagen und ich nehme keinen Anstand, zu sagen, daß sie für einander geschaffen zu sein scheinen."

„Wohl stimme ich Ihnen darin bei, es wäre ein schönes Paar! Aber liegt auch nur im Entferntesten die Möglichkeit vor, daß eine Ehe zwischen einem Thronfolger und der Tochter eines Geistlichen geschlossen werden kann? Dies wäre doch wahrlich keine standesgemäße Heirat."

„Sie betrachten dies von Ihrem Standpunkte aus und mögen wohl recht haben, wenn Sie die Verhältnisse Ihres Vaterlandes in Betracht ziehen. Aber anders muß es erscheinen, wenn Sie den bei uns geltenden Maßstab anlegen. Die Fürsten Europas lenken ihre Blicke, wenn ihre Söhne und Töchter in den Stand der Ehe treten sollen, auf Prinzen und Prinzessinnen nahestehender Höfe. Dies kann und darf der Königssohn von Judäa nicht, denn er muß sich

sein Weib suchen unter den Mädchen Israels. Da könnte er nun überhaupt keine nach Ihren Ansichten standesgemäße Heirat eingehen, denn bei dem verhältnismäßig noch kurzen Bestehen des jüdischen Reiches ist die königliche Familie noch nicht so sehr verzweigt, daß er innerhalb derselben zu wählen im stande wäre. Aus dem Auslande aber kann der Prinz sich sein Weib nicht holen, denn selbst angenommen, eine Prinzessin würde seine Werbung annehmen und sich entschließen, als Jüdin den Thron mit dem Gatten zu teilen, unser Volk würde schlecht zufrieden mit einer solchen Wahl sein. Der Religion der Väter treu anzuhängen, ist ein heiliges Gebot in Israel. Ebenso wie der Jude, welcher Ihren Glauben für den Seinigen umtauschen würde, in Ihren Augen nicht als vollwertiger, überzeugungstreuer Christ gilt, ebensowenig würde es umgekehrt bei uns der Fall sein. Um bei unserem Beispiele zu bleiben, eine Fürstin, die nicht von jüdischen Eltern abstammt, würde nie als wahre Jüdin anerkannt werden. In der Jugend muß der Glaube in des Menschen Herz eingepflanzt werden, um zu einem starken Baume sich entwickeln zu können; und einer Glaubenslehre sich zuwenden aus äußeren Rücksichten, hieße sich in einen Widerspruch mit der wahren Überzeugungstreue setzen."

„Ja, Sie haben recht. Nicht unter den Fürstentöchtern kann der Kronprinz Judäas wählen. Ich sehe ein, welch' enge Grenzen ihm gesteckt sind. Aber er kann wählen unter den edelsten Frauen und Mädchen Ihres Reiches. Wer von ihnen würde nicht mit Freuden die Werbung des Fürstensohnes annehmen? Und wird König David nicht von seinem Sohne verlangen, daß er seine Wahl treffe unter den Ersten des Reiches?"

„Er würde es vielleicht, wenn es ein Hoch und Niedrig im Reiche Judäa gäbe."

„Sie haben keinen Adel?"

„Wir haben keinen anderen als den, welchen uns das jahrtausende Bestehen unseres Volks sichert. Würden wir einen Adel von Königs Gnaden besitzen, er würde nach den bei Ihnen geltenden Anschauungen nur sehr geringwertig sein, denn Sie müssen bedenken, daß erst drei Generationen das Bestehen des Königreiches erlebt haben. Sie dürfen nicht außer Acht lassen, daß in unserer Mitte das Gesetz der Gleichheit obwaltet. Wohl erkennen wir die Macht des Königs an, und schon in der Väter Zeiten fand dieselbe höchste Würdigung. Aber unter den Bürgern soll kein weiterer Unterschied gemacht werden als derjenige des persönlichen Verdienstes. Die Grundlage unseres Reiches bildet unsere Religion und wenn da Einzelne berufen wären, eine hervorragende Stellung einzunehmen, so wären es nur die Angehörigen der Priesterkaste. Aber es ist nicht gut, wenn die staatliche und kirchliche Macht in denselben Händen liegt und deshalb wurde bestimmt, daß Judäas König nie zugleich Hoherpriester sein könne."

„Sie haben keinen Adel, sagen Sie? Ich denke mir, daß Sie demselben nur dem Namen nach keine Geltung beilegen. In Wirklichkeit werden doch auch bei Ihnen diejenigen eine Sonderstellung einnehmen, welche eine lange Reihe von Ahnen aufzuweisen haben."

„Und zwar schwarz auf weiß, meinen Sie, mein Freund? Ich verkenne nicht die Berechtigung des Adels von Ihrem Standpunkte aus, aber er steht in Widerspruch mit den jüdischen Institutionen. Der Adel bei Ihnen wird als eine Auszeichnung verliehen, welche eine Belohnung für dem Vaterlande geleistete Dienste einschließt. Die Verschiedenartigkeit der sozialen Verhältnisse ließ die Bürgerschaft sich in Klassen spalten. Wem die Mittel zu Gebote standen, konnte seinen Nachkommen eine sorgfältigere und gediegenere Erziehung zu teil werden lassen, als es denjenigen möglich

war, die im Schweiße ihres Angesichts ihr täglich Brot verdienen mußten. So stand bald dem Adel die Bürgerschaft gegenüber. Wie anders ist es in der Geschichte des Judentums, dessen große Männer stets aus der Mitte des Volks entstanden sind. Der Gesetzgeber Moses hat schon das Prinzip der gesetzlichen Gleichheit betont und darauf basieren auch alle Einrichtungen des neuen Reiches. Die verdienten und hervorragenden Männer werden geehrt und ausgezeichnet, aber es ist keiner unter ihnen der einem anderen gegenüber Vorzugsrechte geltend machen könnte, denn alle Kinder Israels betrachten sich als Nachkommen der Erzväter und sind stolz auf auf das seit Jahrtausenden währende Bestehen ihres Stammes. Gewiß, einen edlen Vater gehabt zu haben, ist des Sohnes größter Stolz. Als unsere Väter vor einem Jahrhundert Besitz ergriffen von dem gelobten Lande, da mußten sie ins Auge fassen, daß der Verkehr mit den übrigen Nationen eine von den Anforderungen der Zeit gebotene Notwendigkeit sei, und deshalb wurde beschlossen, die Familiennamen, welche wir in der Fremde uns zuzulegen gezwungen worden waren, fortzuführen. Der jüdischen Sitte aber würde das Zurückgreifen auf frühere Gepflogenheit mehr entsprochen haben, wo der Name des Sohnes ausdrücklich mit dem Namen des Vaters verbunden wurde. „Wolf ben Moscheh", das heißt Wolf, Sohn des Moses" lautet der Aufruf, wenn mir die Auszeichnung zu teil wird, zu der Vorlesung der heiligen Thora direkt zugezogen zu werden und ebenso lautet die Ansprache an den Kronprinzen in den Räumen des Gotteshauses Salomo ben David, Salomon Sohn des David. So wird der Sohn im Vater geehrt und überträgt sich das Verdienst des Vaters auf den Sohn."

„Sie betonen so gerne die Gleichheit, welche ein Grundprinzip in Ihren Einrichtungen bildet. Was kann man als Beweis anführen, das schlagend dafür spräche?"

„Es gäbe viele solche Exempel, aber ich will Ihnen das Sprechendste vorführen. Die Majestät des Todes ist es, welche alle Ungleichheit auf Erden aufhebt. Von dem Augenblicke an, wo der Mensch vor seinen höchsten Richter berufen wird, haben die Vergünstigungen hienieden ihr Ende erreicht, in einer anderen besseren Welt stehen wir dem unbestechlichen Urteil des Allmächtigen gegenüber, der die Thaten der Menschen nach ihrem wahren Werte abmessen, belohnen und bestrafen wird ohne Ansehen der Person, was dem gerechtesten irdischen Richter nicht möglich ist, denn der Mensch vermag sich nicht zu befreien vom Menschlichen. Der Gleichheit nach dem Tode geht dem jüdischen Zeremoniell zufolge die Gleichheit im Tode voran. In der nämlich einfachen Weise wird der König zu Grabe getragen wie der letzte seiner Unterthanen, der gleich einfache Sarg umfängt die sterbliche Hülle des Reichen wie des Armen, der nämliche kleine Raum auf dem „guten Orte", wie der Friedhof im Volksmunde heute noch bei den Juden genannt wird, genügt für den Fürsten wie für den Bürger. Und die Gleichheit, die hier zum Ausdrucke gelangt, findet auch Anwendung in der Synagoge. Da gilt der König nicht mehr wie sein Knecht, am höchsten erscheint dort derjenige, welcher geläutertsten Herzens vor den Altar des Ewigen tritt. In gleicher Ehrfurcht beugt des Königs Majestät das Haupt, wie der Jüngling, der durch die Feier seines 13. Geburtstages soeben erst in religiöser Hinsicht selbstständig geworden ist, wenn der Hohepriester den Segen über die Gemeinde spricht. Und so liegt — um auf den Ausgangspunkt unseres Gespräches zurückzukommen — nichts vor, was den König veranlassen könnte, einer Verbindung seines Sohnes mit Dina, der Tochter des Hohepriesters, seine Einwilligung zu versagen, wenn nicht persönliche Gründe maßgebend sein sollten. Und daß solche

weder in der Person des Vaters noch der Tochter zu finden sind, dafür glaube ich bürgen zu können."

„Darüber auch nur den geringsten Zweifel zu hegen, wäre mir ebenfalls nicht in den Sinn gekommen. Das Mädchen ist ein Bild keuschester Anmut und sein ganzes Wesen bildet einen Spiegel der Reinheit seines Herzens. Das Reich Judäa würde in ihr eine schöne und edle Fürstin erhalten."

„Und was noch mehr ist, eine gute! Und so wird die Wahl des Kronprinzen gewiß auch wahren Jubel überall entflammen, wo man die holdselige Tochter Rabbi Kohns kennt. Neidlos wird man ihr Glück betrachten, man wird sich freuen, daß gerade sie zu hoher Stellung auserwählt ist, denn sie wird berufen sein, Segen um sich zu verbreiten. Gott schütze sie!"

„Sie zweifeln also wirklich nicht, daß die Liebe des Kronprinzen eine wahre ist?"

„Es wäre Unrecht, solchen Zweifel zu hegen. Prinz Salomon kennt keine Verstellung. Seine offene Huldigung am gestrigen Tage wird von allen denen, welche davon Zeugen gewesen sind, auf die gleiche Weise ausgelegt werden."

Die Frau des Hauses gesellte sich nun zu den Herren und auch sie schloß sich von ganzem Herzen den Lobeserhebungen des Gatten an. Da erinnerte sich nun Ludwig der ihm tags zuvor zu teil gewordenen Erlaubnis, mit Frau Frankfurter ein Gespräch über die Frauenfrage anknüpfen zu dürfen, und er war nunmehr um so begieriger auf ihre Antwort, als es ihn interessierte, zu erfahren, welchen Einfluß zu üben und welche Stellung einzunehmen Dina als Königin Judäas berufen sein würde. Deshalb lenkte er auch sofort das Gespräch auf dieses Thema.

„Sie sagten" begann er, die „Tochter des Hohepriesters dürfte eine Königin ganz nach dem Sinne des Volkes sein,

sie werde Glück spendend wirken. Wohl mag ihr Wille der beste sein, und mögen ihre Absichten dahin gehen, nach Kräften zum Heile des Volkes thätig zu sein; aber mangelt ihr nicht die Gelegenheit dazu, indem das weibliche Geschlecht bei Ihnen weder im Staats- noch im Privatleben in den Vordergrund zu treten Gelegenheit hat?"

„Weißt du, wo unseres Freundes Rede hinzielt, liebes Weib? Wir führten gestern ein Gespräch, in dessen Verlauf er sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß die Gleichberechtigung der Geschlechter in Judäa noch nicht jene Höhe erreicht habe, wie in seinem Vaterlande. Ich glaube, unser lieber Gast geht in seinen Anschauungen so weit, anzunehmen, daß die Frauen bei uns absolut rechtlos seien."

„Nein, das nicht! Aber ich vermisse jenen Fortschritt, welcher die Frau dem Manne gegenüber unabhängig macht. Schon vor Jahrhunderten, als eine rechtliche Gleichstellung noch nicht durchgeführt war, genoß die Frau alle gesetzlichen Rechte, d. h. sie stand unter dem Schutze des Gesetzes, so daß sie keineswegs der rauhen Willkür des oft tyrannischen Gatten unterworfen war. Eine ähnliche Vergünstigung, wenn diese Bezeichnung nicht zwiefagend für einen einfach natürlichen Rechtszustand ist, wird der Frau ja wohl auch bei Ihnen gewährt werden. Aber dies ist zu wenig, während in anderen Staaten vollkommene Gleichberechtigung durchgeführt ist."

„Diese wenigen Worte haben dich über die Anschauungen des Herrn von Fürsprech unterrichtet. Ich riet ihm gestern, diesen Gegenstand lieber mit dir als mit mir zu erörtern, da er mich in solcher Angelegenheit doch für parteiisch halten muß."

„Ich bin gerne bereit, mein Herr, Ihnen Red' und Antwort zu stehen. Sie treten für Gleichheit der Geschlechter ein und wollen dem Manne als Pflicht auferlegen, dieselbe durchzuführen. Wie aber, wenn es noch keiner

Frau in Judäa eingefallen wäre, sich über Zurücksetzung zu beklagen?"

„Dies würde in meinen Ansichten nichts ändern, denn eben die bescheidene Zurückhaltung der Frauen sollte dann die Männer veranlassen, denselben die ihnen zukommende Stellung einzuräumen. Das Weib steht auf gleicher Stufe wie der Mann."

„Ich will Ihnen nicht widersprechen," entgegnete die würdige Frau lächelnd, „was aber sagen Sie dazu, wenn wir nur deshalb keine Forderung auf Gleichstellung erheben, weil unsere Gatten und Söhne uns eine Lage bereiten, welche uns mehr als gleichgestellt erscheint, ja welche wir sogar für eine Vorzugsstellung ansehen."

„Das ist nicht möglich! Und wenn sich solche Anschauungen finden, so beruhen sie auf einer Kurzsichtigkeit, die vielleicht erst recht die Männer anklagt."

„Die armen Männer! Aber ich sehe schon, mein Herr, mit allgemeinen Redensarten werden wir uns niemals verständigen. Entwickeln Sie uns ein Bild der vielgepriesenen Frauenfreiheit, von der ich weiß, daß sie Jahrhunderte lang erstrebt wurde, obwohl ich zweifle, daß meine Glaubensgenossinnen in alter Zeit sich jemals daran beteiligt haben. Ihrem Bilde will ich dann das meine gegenüberstellen, und wir wollen sehen, ob dadurch das Gefühl des Bedauerns und Mitleides, welches Sie für uns empfinden und das Sie immerhin ehrt, nicht verschwindet."

„Es wird mir nicht allzu schwer fallen, in dieser Frage Sieger zu bleiben, meine werte Frau. Ist das Bild, welches ich Ihnen von dem Zustande bei uns entwerfen kann, nun auch gerade kein verlockendes — denn die Wirklichkeit schlägt immer die Erwartungen und die Hoffnungen, welche man auf die Gleichstellung der Geschlechter gestellt hat, haben sich nur teilweise erfüllt — so ist doch in keinem

Falle, wenn auch noch so große Opfer gebracht werden müssen, die goldene Freiheit zu teuer erkauft. Ich will nicht durchgehends mit lichten Farben malen, indem ich aus dem reichen Material über die Frauenfrage einige Beispiele, die besonders für meine Behauptungen sprechen würden, herausgreife, sondern ich will in meiner Schilderung mich mit der Durchschnittssachlage begnügen. Und da gipfelt die erste große Errungenschaft unserer Zeit eben in dieser gerühmten und nicht genug zu rühmenden Freiheit. Zu allen Zeiten hat der Mann es für sein gutes und ausschließliches Recht gehalten, nach freieigenem Willen schalten und walten zu dürfen, während man der Frau Fesseln anlegte und sie nicht nur der Freiheit des Handelns, sondern auch der Freiheit des Willens beraubte. Der Mann war ihr zum Herrn gegeben und Gehorsam galt als erste Frauenpflicht. Was aber gab dem Manne ein Recht zu dieser willkürlich angemaßten Herrschaft? War er besser, edler, klüger? Nein, er war stärker, das war alles und man konnte sich nicht zu jener hohen geistigen Stufe emporschwingen, das rein körperliche Übergewicht zu beschränken und fußte unaufhaltsam auf die Macht des Stärkeren über den Schwächeren, eine Ungerechtigkeit, wobei diejenigen, welche dafür einzutreten nicht müde wurden, stets sich auf das Naturgesetz beriefen. Sie hatten damit einen Beweis sich erkünstelt, der des Scheines der Berechtigung nicht entbehrte, allerdings nur des Scheines! Von Natur aus ist der Mann der gewährende, die Frau der empfangende Teil. Aber diese nun einmal unabänderliche Thatsache immer mehr zu vergrößern und auszubeuten, anstatt sich für einen Ausgleich zu bemühen, blieb ungerecht, wenn auch bei dem der Menschheit angeborenen Egoismus begreiflich. Der Fortschritt der Zeit brachte es mit sich, daß nach und nach die Frauen sich ihrer unterdrückten Lage bewußt wurden und sich nach Befreiung

aus der sie erniedrigenden Stellung zu sehnen begannen. Die Mutigsten unternahmen den Kampf gegen ihre Unterdrücker und im Laufe der Zeit fanden sie auch Unterstützung von der Seite, wo sie es am wenigsten erwartet hatten: einige einsichtsvolle Männer gesellten sich ihnen bei und stellten sich die Aufgabe für die Befreiung der Frauen aus einer demütigenden Lage zu streiten. Und die Lage war wirklich demütigend, die Frau war sozusagen dem Manne hörig; ihm war alles gestattet, ihr alles untersagt. Die Frau war nicht mehr als die Sklavin im Hause, wenn auch nach außen hin scheinbar gleichgestellt. Die Erfolge des Gatten umgaben auch sie mit einem Schimmer von Ehre und Ansehen, eigenes Verdienst kam nie in Betracht; höchstens hieß es, sie sei eine gute Hausfrau und Mutter. Als ob die Aufgabe des Weibes damit erfüllt sei, dem Manne das Leben angenehm zu gestalten und ihre Kinder gut zu erziehen. Nicht nur für andere, sondern auch für sich selbst zu leben, ist des Menschen gutes Recht, das den Frauen immer vorenthalten wurde. Und wie der Gatte seinem Weibe gegenüber den Herrn hervorkehrte, so hielt der Bruder sich für mehr als die Schwester. Nicht einmal in der Ehefrage ward den Mädchen die Begünstigung der eigenen Wahl gestattet. Aus den Händen des Vaters gingen sie in die eines aufgedrungenen Gemahls über. Sie wechselten nur die Herrschaft — ohne Aussicht, sich je aus der Sklavenkette, in die man sie durch die Ehe unlöslich geschmiedet, befreien zu können, mochte der Gemahl auch roh, herzlos, häßlich sein. Wie anders dagegen heute, nachdem die Gleichstellung der Frau endlich in unseren Tagen zur Durchführung kam. Der Anfang mußte damit gemacht werden, die Frau unabhängig in materieller Beziehung zu stellen. Dies ist geschehen. Kein gewerblicher, künstlerischer oder wissenschaftlicher Beruf ist ihr mehr verschlossen und mit Genug-

thuung können diejenigen, welche für die Gleichberechtigung der Frauen eingetreten sind, auf das erreichte Ziel blicken, denn ihre Schützlinge haben sich bewährt. Die hervorragendsten Ärztinnen teilen die Professorensitze auf den Universitäten mit ihren Kollegen, die geschicktesten Arbeiter stellt das weibliche Kontingent und in der Kunst sind sie zu voll ebenbürtigen Rivalen geworden. Ja, selbst auf dem Gebiete der Erfindungen haben sie sich als gleichwertig gezeigt, und das alte Vorurteil von der geistigen Überlegenheit der Männer ist längst als unberechtigt erkannt worden. Keine Frau hat mehr nötig, sich, um nicht darben zu müssen, an einen ungeliebten Mann zu fesseln, keine thörichte Beschränkung der Lebensweise der Frau verbietet ihr mehr, sich ohne Mannesschutz unter die Menschen zu mischen und das alte Sprichwort: „Selbst ist der Mann", hat seine Bedeutung verloren, seit die Frauen bewiesen haben, daß es ihnen nicht an Mut, Kraft, Ausdauer und Fähigkeiten fehlt, es dem Manne gleichzuthun. Und da nun der Beweis erbracht ist, wie berechtigt die Anforderungen auf Gleichberechtigung der Geschlechter war, da die Frauen sich auf der errungenen Höhe behaupten, schweigen auch diejenigen, welche die erbittertsten Gegner jeder Frauenemanzipation waren. Ja, man würde es heute als eine Schmach empfinden, wollte man den mühselig errungenen Sieg zu schmälern versuchen. Die Frau ist zur vollebenbürtigen Gefährtin des Mannes geworden, ihre Stimme gilt in politischen Fragen ebensoviel wie diejenige des Mannes, sie kann ihren Sitz im Reichstage einnehmen und die Schlagfertigkeit der einzelnen Abgeordnetinnen erregt die gleiche Befriedigung, wie sie der schneidigste Parlamentarier zu erwecken vermag. Es hat sich gezeigt, daß nur falsche Vorurteile den Frauen solange dieses Recht streitig gemacht haben. Keine Unzulänglichkeiten, die aus der Ver-

schiedenheit der Geschlechter entstanden wären, sind zu verzeichnen. Im Gegenteil, Männer und Frauen verkehren gegenseitig, als ob sie sich in keiner Beziehung unterschieden. Man läßt das Recht gelten um des Rechtes willen, gleichviel, von welcher Seite es stammt. Und haben die Frauen nicht ebensoviel Interesse an der Entwickelung des Vaterlandes, an den anzunehmenden oder abzulehnenden Gesetzen? Gewiß und deshalb war es auch nicht mehr als billig, die allgemeine Stimmberechtigung durchzuführen. In jeder Frau wurde so dem Vaterlande ein neuer Bürger gewonnen, und schon viele gesunde Ideen verdanken wir der weiblichen Initiative. Ja, anfangs mag es sonderbar berührt haben — ich kann mir dies wohl denken — als zum erstenmal in einer Volksversammlung eine Frau das Wort ergriff, aber gar rasch hatte man die Zweckdienlichkeit dieser Einrichtung erkannt und diese Erkenntnis ging Hand in Hand mit der allgemeinen Billigung. Die Gewohnheit kam zur Geltung und heute findet man ebensowenig etwas Sonderbares dabei, wenn eine Frau über die Beschaffenheit des Körpers dociert, als wenn sie eine politische Rede hält. Daß durch diese Verschiebung der sozialen Stellung der Frau, die aus einem Hörigkeits- in ein Freiheitsverhältnis geraten ist, eine Veränderung in vielen anderen Dingen eintrat, ist natürlich. Und doch läßt sich kein Nachteil verzeichnen. Es giebt noch ebensoviele gute Ehen wie früher, das Band zwischen Eltern und Kind ist das gleiche geblieben, nur ist dabei die gegenseitige Achtung noch gestiegen. Die Frauen haben logisch denken gelernt und sind dem Manne ebenbürtige Gefährtinnen geworden. Die Eheleute verstehen sich, üben Toleranz, auch wenn ihre Ideen in politischen und sozialen Fragen manchmal verschieden sind. Nicht immer werden sie sich in solchen schwierigen Fragen zu einigen verstehen, dann vertritt eben jeder nach Außen hin, *seine*

Überzeugung, ohne daß sie sich darüber verfeinden. Die errungene Selbständigkeit der zweiten Hälfte der Menschheit, betrachte ich als den größten Sieg unserer Zeit, und eben deshalb muß es mich sonderbar berühren, daß ich in Ihrem Lande, wo alles auf mich den günstigsten Eindruck macht, diesen Fortschritt vermissen muß und wenn Sie sagen, meine Dame, daß Sie und Ihre Glaubensgenossinnen nicht begehren, an dieser Errungenschaft teilzunehmen, so erscheint mir dies bedauerlich und nur dadurch erklärlich, daß man — verzeihen Sie mir diese Offenheit — den jüdischen Mädchen jene Bildung versagt, daß man ihnen nicht die Erziehung zu Teil werden läßt, welche das Verlangen in ihnen erwecken müßte, dem Manne gleichgestellt zu sein."

Während Ludwig sich durch seinen Eifer für die Sache zu dieser langen Auseinandersetzung hatte hinreißen lassen, und mit Feuer für die Institution seiner Heimat eintrat, blieben seine eifrig lauschenden Zuhörer ganz ruhig und er konnte zu seinem Erstaunen gar keine Veränderung bei der Frau des Hauses wahrnehmen. Unwillkürlich dachte er daher, daß sie die Tragweite seiner Enthüllungen nicht begreife, denn er nahm an, daß er ihr doch zum Teile neues durch seine Schilderung geboten habe. Über diesen Irrtum wurde er sogleich aufgeklärt, als Frau Frankfurter sich ihm zu entgegnen anschickte.

„Sie schilderten Zustände in Ihrem Vaterlande, ohne mir damit etwas bis jetzt Unbekanntes mitzuteilen. Wir sind wohl unterrichtet über die Lage der Frauen im Auslande."

„Und machen dennoch keine Anstrengung, sich gleiche Begünstigung zu erwerben?"

„Welche Begünstigungen sollten uns denn zu teil werden, die wir heute noch nicht besitzen? Ich will nun meinerseits versuchen, verehrter Herr, Ihnen die Stellung, welche die jüdischen Frauen einnehmen und wohl zu allen Zeiten

eingenommen haben, zu schildern, dann werden Sie vielleicht von selbst zu der Überzeugung gelangen, daß wir nur deshalb so anspruchslos erscheinen, weil man uns aus freien Stücken gar viel gewährt. Sie betonen mit Hartnäckigkeit, die Frau sei bei uns die Hörige des Mannes, nur *seine* Stimme gelte innerhalb des Hauses, er sei der Alleinherrscher und die weiblichen Hausbewohner seien zu unbedingter Unterwerfung verpflichtet. Der physischen Stärke des Mannes schreiben Sie die errungene Herrscherstellung zu, die Kraft des Stärkeren hat es erreicht, das schwache Weib zu unterjochen und zu demütigen. Wie nun, wenn ich Ihnen sage, daß unsere Schwäche unsere stärkste Waffe ist, daß unsere Schwäche gerade uns ein gewisses Übergewicht giebt, daß wir gerade ihr eine Vorzugsstellung verdanken."

„So ist dies ein Widerspruch, der sich schwerlich wird begründen lassen."

„Ich will es dennoch versuchen. Der Mensch hat eine hohe Stufe der Entwickelung erklommen, die Rohheit und Grausamkeit, welche vor Jahrhunderten dem Menschengeschlechte angehaftet haben mögen, sind mehr und mehr verschwunden, nach jeder Richtung hin haben sich die Menschen vervollkommnet und verfeinert, und nicht zuletzt war es der Gerechtigkeitssinn, der dabei zur Ausbildung gelangte. Die Gerechtigkeitsliebe aber war es in aller erster Linie, welche den Schutz der Schwachen und Unmündigen zeitigte. Die Frauen galten als schwächliche Wesen, obwohl sie im Ertragen von Leiden euch Männer wohl bedeutend übertreffen dürften. Ihre Schwäche aber verlieh ihnen in den Augen des Mannes einen eigenen Reiz; da sie von Natur aus schwächlich angelegt waren, mußte man sie hegen und pflegen, durfte man sie nicht dem rauhen Kampfe des Lebens aussetzen, sie nicht der bitteren Not preisgeben. Dazu kam ein in des Menschen Herz gepflanztes Gefühl — die Liebe — welches

den Mann veranlaßt sich in den Dienst des Weibes zu stellen, für sie zu arbeiten, zu verdienen, um ihr die Sorgen des Lebens abzunehmen, um ihrer Schwäche nicht eine unerträgliche Last aufzubürden. Nicht überall herrscht Reichtum und Überfluß, gar oft gilt es, den harten Kampf um das Dasein auszufechten, dies alles nahm der Mann auf sich, er sorgte Tag und Nacht, um nur den Kummer, die drückende Sorge nicht aufkommen zu lassen, jede Wolke von der Stirne des geliebten Weibes zu vertreiben. Und diese Arbeit im Gewühle der Welt, diese rastlose Jagd nach Erwerb, um für Nahrung zu sorgen, war sie gar so verlockend, so angenehm, daß das Weib mit neidischen Blicken den Gatten hätte betrachten sollen, der nicht zuließ, daß sie sich damit beschäftigte? War es gar so hartherzig, so egoistisch von dem viel angeklagten Geschlechte der Männer, daß sie harte, schwere Bürden auf ihre starken Schultern luden und doppelte Arbeit leisteten für sich und das geliebte Weib, nur um jene zu schonen? Diese Kurzsichtigkeit uns zuzuschreiben, hieße uns thöricht schelten. Dankbar erkannte das Weib die zärtliche Rücksichtnahme des Gatten an und dankbar wollte sie sich zeigen. Was lag da näher, als daß sie versuchte, ihm nach des Tages anstrengender Arbeit angenehme Stunden in seinem Heim zu bereiten? Und wenn es dann dabei so weit kam, daß die Frau die Dienerin des Mannes schien, worin lag die Ursache? In der Stärke des Mannes? Keineswegs! Viel eher in seiner Schwäche. Er hatte sich den ganzen Tag geplagt, war müde, wenn er nach Hause zurückkehrte — sein Weib war frisch und munter. Er hatte gearbeitet, sie sich — wenn sie auch nicht müssig gewesen war — nicht überanstrengt. Der arme, geplagte, übermüdete Mann mußte die Teilnahme des Weibes wachrufen, die Empfindung mußte in ihr entstehen, daß er nicht nur für sich, sondern auch für sie sich so erschöpft habe, und

freiwillig übernahm sie jene Liebesdienste, die als sklavisch zu bezeichnen schon deshalb unzulässig ist, weil sie eben freiwillig übernommen sind. Und wenn wir krank und siech daliegen, dann erweisen uns unsere Männer die gleichen Wohlthaten, wie wir sie ihnen gewähren in unseren gesunden Tagen. Sie werden in keiner jüdischen Familie, wo wahre Frömmigkeit vorherrscht, wo die Menschen von Edelsinn erfüllt sind, eine tyrannische Herrschaft des Familienoberhauptes finden. Die Gleichstellung ist durchgeführt, aber nicht auf Grund irgend welcher Gesetzgebung, sondern als eine Folge gegenseitiger Wertschätzung. Ihre Vorwürfe, mein Freund, befassen sich hauptsächlich damit, daß die höheren Berufsgeschäfte bei Ihnen den Frauen erschlossen sind und bei uns nicht. Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß eine Frau sich nach einer sogenannten höheren Thätigkeit sehnen soll, wenn ihr die Höchste zugewiesen ist. Außergewöhnliche Menschen bilden eine kleine Minderheit und nur Wenige giebt es, die zum Besten der Allgemeinheit zu wirken im stande sind. Der Wirkungskreis jedes Einzelnen ist ein beschränkter und ich halte es für ein großes Feld der Thätigkeit, seine Kinder zu guten und nützlichen Menschen und Staatsbürgern zu erziehen. Unterschätzen Sie den weiblichen Einfluß auf die Erziehung nicht. Sie sagen wir jüdischen Frauen haben keine Stimme im Rathe unseres Volkes. Hat denn jeder einzelne die Macht, seine Stimme zu erheben? Tausende wählen immer einen Vertreter und zwar den Besten, mit ihren Ansichten am meisten Übereinstimmenden. An eine vollständige Übereinstimmung werden Sie doch kaum glauben. Und dennoch geben Sie sich zufrieden, dennoch erachten Sie es für einen Sieg, wenn der Mann Sie im Parlamente vertritt, dem Sie ihre Stimme gegeben haben, obwohl in vielen Fällen seine Ansicht nicht die Ihre ist. Ist da der Einfluß, den wir Frauen ausüben, nicht bedeu-

tend größer, indem wir unsere Anschauungen auf unsere Kinder vererben? Oder glauben Sie, daß sich unsere Söhne den Ideen, welche im Elternhause Geltung haben, verschließen können? Ja, wenn man mit ängstlicher Peinlichkeit alle Gespräche vermeiden wollte, die über das Alltägliche hinausgehen, hätten Sie recht. Aber unsere Männer halten uns keineswegs für geistig beschränkt, und nehmen keinen Anstand, alle Fragen des Staates, der menschlichen Gesellschaft, wie auch insbesondere diejenigen der Familie mit uns zu beraten, und unsere Ansichten, wenn solche treffend sind, gelten zu lassen. Wir sind so in allem vertreten durch unsere Männer, und wir sind gut vertreten. Mein Herr, die Einigkeit in der Familie ist eine der ersten Forderungen zur gedeihlichen Entwickelung eines Staates und sie bringt die Gleichstellung der Geschlechter mit sich als etwas ganz Selbstverständliches, ohne daß eine Verbriefung dieses Rechtes notwendig wäre. Es wäre jetzt noch eine Frage zu behandeln: die Bildung der Frauen in Judäa. Glauben Sie nun ja nicht, daß wir darin, im Vergleiche mit dem Auslande zurückgeblieben seien. Ich habe kein Urteil darüber, wie vor einem Jahrhundert die Bildung unserer Glaubensgenossinnen beschaffen war, aber ich weiß, daß unsere Männer in ihren Gattinen vollebenbürtige Gefährtinnen finden wollen. Unseren Töchtern wird in guten Schulen Gelegenheit geboten, ihren Geist zu bilden und ihre Kenntnisse in all' den Gegenständen zu bereichern, die für sie wissenswert sind. In der Naturgeschichte, Geographie, Geschichte, Litteratur, in Sprachen, überall sind sie bewandert und ich glaube, daß kein Halbwissen vorherrscht, sondern gründliches Erfassen. Die Unterhaltungen im häuslichen Kreise, der Ehrgeiz der Kinder bilden die Triebfeder, die sie anspornt, ihren Eifer anstachelt. So wären unsere Töchter vorbereitet, gleich denen Ihrer Heimat, sich mit begründeter Aussicht auf Er-

folg in den Kampf der öffentlichen Thätigkeit zu stürzen, aber sie begnügen sich, als gleichberechtigte Gefährtinnen des Mannes zu gelten und haben keine Lust, sich in den Streit der Meinungen zu mischen."

„Beweist dies nicht mangelnden Ehrgeiz? Ihre Mädchen werden eben nicht zur Selbstständigkeit erzogen, sie würden sich vielleicht ängstlich fühlen, wenn sie vor einem großen Zuhörerkreis ihre Ansichten vertreten müßten."

„Dies will ich keineswegs bestreiten. Die Gewohnheit ist von maßgebender Bedeutung. Aber wenn das Bedürfnis vorhanden wäre, würde dem von Ihnen gerügten Mangel bald abgeholfen sein. So ist es nicht der Fall, weil die Frauen Judäas Befriedigung in der ihnen angewiesenen, oder besser, in der von ihnen selbstgewählten Thätigkeit finden. Und ihr Wirkungskreis ist kein kleiner, beschränkter, und auch keineswegs der Poesie baar. Oder ist das Arbeitsfeld der Frau, die ihre Kinder zu an Geist und Körper gesunden Menschen erzieht, nicht eben so ausgedehnt, wie das des Lehrers, der einen Teil, den geringeren Teil, desselben Programms erfüllt, oder des Feldherrn, der seiner Truppe Lehrmeister ist? Wenn ich Ihnen nun gestehe, daß ich wohl bewandert in der von Ihnen zur Sprache gebrachten Frauenfrage bin, und die bei Ihnen früher und jetzt erschienen Bücher gelesen habe, so mögen Sie daraus erkennen, daß uns Jüdinnen der Weg zu der von Ihnen gepriesenen Erkenntnis keineswegs verschlossen ist. Wir verfolgen Schritt für Schritt die Vorkommnisse der Außenwelt und hegen dennoch keine Sehnsucht, ebenso zu handeln. Ein Fehler, ein nicht zu unterschätzendes Übersehen ist es, das Sie sich zu Schulden kommen lassen. Ja, das Bedürfnis zur vollkommenen Befreiung des Weibes von der Vorherrschaft des Mannes ist vorhanden, sobald das Familienleben, das Glück am häuslichen Herde im Verschwinden begriffen

ist. Dieses zu verhindern aber soll man nach Möglichkeit bestrebt sein und Ihre Frauenfrage ist es, welche dem Familienglücke die Grundlage entzieht. Giebt es ein höheres Glück hienieden als einem Menschenkinde in der aufopferungsfähigen Liebe eines treuen Freundes beschieden sein kann? Giebt es einen Ersatz für die innige Hingebung der Gatten zueinander? Welcher Lohn, der unseren Thaten beschieden sein kann, mag dem gleichkommen, welchen wir in der ehrfurchtsvollen Liebe unserer Kinder finden? Wo ist ein Glück, das dem gleichzustellen wäre, das Elternliebe, Elternschutz über das Haupt der theuren Kinder verbreitet? Euere modernen Bestrebungen, seit Jahrhunderten verfolgt, rauben der Welt das Licht, die Sonne, die alles verklärt. Die Schattenseiten sucht Ihr von allem hervor, und seid es selbst, die der leuchtenden Sonne den Zutritt verwehrt! Von der abstumpfenden Beschäftigung beim brodelnden Kochtopfe sprecht Ihr und nennt es eine Erniedrigung des Weibes, das versumpfen muß bei solcher Hausarbeit. Warum lenkt ihr enre Blicke nicht auf die nach einer anderen Richtung hin sich erstreckende weibliche Thätigkeit? Ihr bezeichnet als erquickend, erhebend eine Wanderung im Frühling durch Wald und Flur, das Erwachen der Natur zu belauschen. Der Beobachtung, wie Baum und Strauch gedeihen, legt ihr eine erhebende Wirkung bei und die Mutter soll versumpfen, soll geistig tot werden, wo sie doch Schritt für Schritt die Entwickelung eines Menschenkindes, ihres eigenen Fleisch und Blutes verfolgen und überwachen darf. Die Freuden der Mutter wiegen alle Schmerzen auf und erheben das Weib über das Alltägliche. Und am Alltäglichen hängt auch der Mann. Oder sind die erhabensten Beschäftigungen in Kunst und Wissenschaft nicht auch auf materieller Grundlage errichtet? Will der Maler nicht seine Bilder verkaufen, arbeitet der Gelehrte nicht für Honorar, läßt der Arzt sich nicht für seine Besuche bezahlen?

Und ist es nicht die Mehrzahl aller Künstler und Gelehrten, die sich an der Jagd nach dem Gelde beteiligen? Die hohe Stufe, welche wir Frauen erringen sollen, liegt also zum großen Teile darin, wir sollen mitverdienen, uns beteiligen an dem wilden Kampfe ums Dasein. Das heißt man dann Befreiung aus den Sklavenketten, in denen wir schmachten. Wie sieht es denn aus mit dem gepriesenen Glücke Ihrer freien Frauen und Mädchen? Bietet denselben der Doktortitel, die Geschäftsthätigkeit Ersatz für das verlorene Familienglück? Und wie kann man von Knechtschaft und Hörigkeit sprechen, wo es Liebe ist, die uns umgiebt, Treue die man von uns verlangt, und uns in gleichem Maße gewährt?"

Die edle Frau hatte tapfer für ihren Standpunkt gesprochen. Nun blickte sie gespannt auf Ludwig, um zu sehen, welchen Eindruck ihre Worte hervorgerufen hatten.

„Ich sehe ein," meinte Ludwig, „daß ich mich in einem Irrtum befunden habe, wenigstens nach der einen Richtung hin, indem ich die Stellung der jüdischen Frau unterschätzte. Die Hochhaltung der Frau im Familienkreise, das begreife ich wohl, muß eine Befriedigung erzeugen, die eine Beteiligung am Wettstreite der großen Welt vielleicht nicht zu gewähren im stande ist. Ich sehe ein, daß man Verschiedenes mit verschiedenem Maßstabe messen muß. Ja, das Glück, welches Sie so verlockend zu schildern verstehen, ist schön und ich gebe zu, daß man im Besitze desselben nichts Besseres begehren mag. Aber dennoch möchte ich für mein Land die errungene Freiheit, die gewonnene Selbstständigkeit der Frauen nicht preisgegeben wissen und würde mit aller mir zu Gebote stehenden Macht für das Erreichte kämpfen."

„Sie haben eben das schöne Familienglück nicht kennen gelernt," behauptete Frau Frankfurter.

„Sie mögen nicht ganz Unrecht haben. Aber dieses Familienglück, bei Ihnen infolge Ihrer patriarchalischen

Zustände vielleicht heimischer als bei uns, kann doch nur einer Minderheit der Bevölkerung zu teil werden."

„Und weshalb nur einer Minderheit, wenn alle, Männer wie Frauen, ihre Schuldigkeit thun?" fragte Frau Frankfurter, die keinen Schritt nachgeben wollte. Kaum aber hatte sie dies gesagt, als sie die Berechtigung des ihr gemachten Einwurfes erkannte. „Und wenn Sie recht haben," fuhr sie deshalb fort, „daß nicht überall die äußeren Verhältnisse ein schönes und glückliches Familienleben begünstigen, so vermag dies noch lange nichts in meinen Anschauungen zu ändern, denn unter solchen Umständen würde das Glück auch bei Ihrer vielgepriesenen Freiheit ausbleiben. Ich entnehme den Zeitungen Klagen über Arbeitsmangel in der ganzen Welt. Was hilft es den Frauen, wenn sie beim allgemeinen Wettkampfe sich zu beteiligen auch ein Recht haben, ohne jedoch einen Vorteil daraus ziehen zu können? Alle dürfen jede Berufsthätigkeit erstreben, eine kleine Minderheit erreicht das Ziel. Indem man der weiblichen Thätigkeit neue Wege wies, vielmehr alle öffnete, hat man der Gerechtigkeit vielleicht Rechnung getragen, aber einen nennenswerten Vorteil nicht erzielt, denn statt nur Frauen sind jetzt Frauen und Männer ohne Arbeit und das Proletarierwesen hat wahrlich in der großen Welt nicht abgenommen."

„Je mehr Sie auf die Materie eingehen, desto mehr muß ich zu meiner Beschämung eingestehen, daß ich zu rasch im Urteile war. Ich sehe jetzt wohl ein, daß freier Wille der Frauen in Judäa die Verhältnisse so gestaltet hat und nicht von einer gewaltsamen Unterdrückung seitens der Männer die Rede sein kann. Ich wähnte, man halte ihnen die Zustände im Auslande verborgen, damit sie nicht gleiche Rechte erstreben und nun muß ich wahrnehmen, daß bei vollkommener Kenntnis der gegebenen Verhältnisse, die Frauen selbst es sind, welche ihrer Lage den Vorzug geben. Ich

unterwerfe mich Ihren Ansichten, denn Sie werden gewiß für sich das beste Teil erwählt haben. Das aber scheint mir klar, daß das Glück des einen nicht dasjenige des andern zu sein braucht. Wie aber — wenn ich mir noch eine Frage zu diesem Gegenstande erlauben darf — erreichen Sie das von Ihnen so sehr gerühmte Familienglück?"

Nun mischte sich zum erstenmal Wolf Frankfurter in das Gespräch.

„Diese Frage zu beantworten werden Sie vielleicht mir gestatten. Was unsere Frauen begehren, und womit jede Frau zufrieden sein wird, ist Achtung, Liebe und Vertrauen. Eine Art Knechtschaft des weiblichen Teiles der Bevölkerung konnte sich deshalb so lange behaupten, weil die Kinder oft in Mißachtung der Frau erzogen wurden. Und doch seid z. B. Ihr Deutschen es in erster Linie gewesen, welche das Lob der Frauen gesungen. Ehre Euch darob! Aber Ihr solltet über Euere Fortschritte in der Neuzeit nicht des edelsten Erbes, das Euch von Eueren Vätern übermittelt wurde, vergessen: die Frauen hoch zu halten, denn sie sind und bleiben die wahren Wohlthäter der Menschheit. Diese ihre fördernde Kraft kann ihnen aber nur dann erhalten bleiben, wenn sie die Ausnahmestellung bewahren, die sie so lange eingenommen haben; keine untergeordnete, sondern eine erhabene. Vermischen sie sich aber mit den Männern, bemühen sie sich, diesen ähnlich zu werden, so hört der Gegensatz auf und der oft rauhen Art und Weise des Mannes ist nicht das versöhnende Element mehr gegenüberzustellen. Die wahre Achtung vor dem Geschlechte aber, dem unsere Mütter und Frauen angehören, muß dem Kinde anerzogen werden, indem ihm das Gebot: „Ehre Vater und Mutter" immer wieder vorgeführt wird. Der Knabe muß erkennen, was er alles der sorgenden Liebe seiner Mutter zu verdanken hat, und die Dankbarkeit gegen dieses eine weibliche Wesen

wird sich auf das ganze Geschlecht übertragen. Wenn er die Mutter ehren wird, wird er auch die Schwester und dereinst die Gattin lieben. In der Erziehung darf nie ein Unterschied zwischen Söhnen und Töchtern gemacht werden. Die Brüder müssen eintreten für ihre Schwestern und, wenn es diesen nicht vergönnt sein sollte in einem Gatten einen Lebensgefährten zu finden, so träfe Schmach die Blutsverwandten, welche die Armen einsam und verlassen ihrem Geschicke preisgäben. Das Familienleben ist es, welches die solidarische Haftbarkeit im Verwandtenkreis als ein selbstredend zu erfüllendes Gebot erscheinen läßt, und wenn bei uns auch kein Gesetz befiehlt, für seine weniger vom Glücke begünstigten Angehörigen einzutreten, so würde doch derjenige, welcher sich dem entziehen wollte, vor ganz Israel als verfehmt dastehen, und jeder anständige Mann würde ihn verachten und seinen Umgang meiden. Sehen Sie, mein junger Freund, das sind die Grundlagen, auf welchen unser Gemeinwesen errichtet ist, und sie scheinen mir nicht so ganz unzweckmäßig. Deshalb nimmt die Frau in unserer Mitte, trotz der scheinbaren Nicht-Gleichberechtigung, doch eine, der Ihrer Damen wohl ebenbürtigen Stellung ein. Es giebt eben Dinge, die nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit dem Herzen geordnet werden müssen, und Anordnungen, welche auf Naturgesetzen begründet sind, entbehren nie einer wahrhaft sittlichen Unterlage. Naturgesetz ist aber die Verschiedenheit der sich gegenüberstehenden Dinge, und, wenn Menschenneitelkeit glaubt, Änderungen eintreten lassen zu müssen, in der Hoffnung, dadurch die Welt zu verbessern, so ist dies in vielen Fällen Überhebung. Nicht die Welt zu bessern, soll unsere Aufgabe sein, mein Freund, uns selbst zu veredeln, den Menschen in uns zu vervollkommnen, sei unser Streben. Der Menschheit aber leisten wir den größten Dienst, wenn wir auf unsere Kinder übertragen, was wir

an uns versuchen. Vielleicht können Sie aus all' diesen Andeutungen den Schluß ziehen, welchen Einfluß auch bei dem beschränkten Wirkungskreis der Frau eine reine und edle Königin auszuüben vermag."

„Wohl vermag ich dies, mein werter Freund, aber dennoch wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mich gelegentlich noch weiter darüber belehren wollten. Eine persönliche Frage aber habe ich für jetzt noch auf dem Herzen. Der Hohepriester und Fräulein Dina waren so gütig, mich zu einem Besuche aufzufordern. Könnte ich heute schon, ohne fürchten zu müssen, aufdringlich zu erscheinen, dieser Einladung Folge leisten, vielleicht unter dem Vorwande, mich erkundigen zu wollen, wie dem Fräulein das gestrige Fest bekommen sei?"

„Des Vorwandes bedarf es nicht. Man hat Sie eingeladen und wird sich freuen, Sie zu begrüßen. Wenn es Ihnen genehm ist, begleite ich Sie heute Nachmittag zu Rabbi Kohn."

„Sie würden mich sehr verpflichten. Ich brenne vor Begierde, das Fräulein im häuslichen Kreise zu sehen."

Neuntes Kapitel.

Die Königin und Prinzessin Ruth befanden sich im kleinen Spiegelsalon. Die Hofdamen hatten sich entfernt, denn die Fürstin liebte es, öfters im Gespräche mit ihrer Tochter allein zu bleiben. Während sie, um nicht müssig zu sein, sich mit einer Stickerei beschäftigte, hatte die Prinzessin auf einem Kissen zu Füßen der Königin Platz genommen und las vor. Es war kein spannender Roman, auch kein gelehrtes Buch, welches das Interesse der Damen in Anspruch nahm, sondern der Rechenschaftsbericht des Waisenhauses, das unter dem besonderen Protektorat der Königin stand. Ruth unterbrach sich im Vorlesen.

„Es ist doch schrecklich, liebe Mama," sagte sie, „daß so viele arme Kinder elternlos aufwachsen müssen."

Und als ob diese Worte das große, eigene Glück ihr so recht vor Augen geführt hätten, sprang sie auf, umschlang die Mutter und küßte sie stürmisch.

„Gewiß ist es traurig, mein Kind, und uns erwächst daraus die Pflicht, nach unseren schwachen Menschenkräften den armen, verwaisten Kleinen beizustehen."

„Du bist so gut, Mama! Ich werde niemals dir gleichkommen."

„Du wirst bestrebt sein, mein Liebling, nach deinen Kräften den Armen und Bedrängten zu helfen, und dein

gutes Herz wird dir den Weg weisen, wo und wie du Gutes leisten kannst. Denn nicht allein auf das Wohlthaten üben kommt es an, sondern ganz besonders noch auf die Art und Weise, wie man den Verlassenen Hilfe spendet. Ein gutes Wort, ein freundlicher Blick, sind oft wertvoller als das kostbarste Geschenk, wenn es gilt, Niedergebeugte aufzurichten. Doch jetzt lies weiter, mein Kind!"

Ruth nahm ihren Platz wieder ein und begann:

„Wenn wir dem statistischen Berichte über das Gedeihen unseres Institutes noch einige allgemeine Auslassungen folgen lassen dürfen, so geziemt es uns, in erster Linie dankend all' der wohlwollenden Gönner zu gedenken, welche dazu beigetragen haben, unseren armen elternlosen Schützlingen Gutes zu thun. An der Spitze der Wohlthäter stehen Ihre Majestäten, unser geliebter König und seine erlauchte Gemahlin, welche höchstdieselben wiederholt die Anstalt besuchten und stets mit Rat und That fördernd wirkten. Auch Ihre Kgl. Hoheiten, Kronprinz Salomon und Prinzessin Ruth sprachen zu wiederholten Malen vor, und wurden diese Besuche stets zu wahren Festen für unsere Zöglinge, deren tiefgefühltesten Dank wir zugleich mit dem unseren zum Ausdruck bringen für all' die bewiesene Liebe und Leutseligkeit.

„Und indem wir den allerhöchsten Herrschaften den schuldigen Tribut der Dankbarkeit entrichten, fühlen wir uns nicht minder verpflichtet, allen denen, welche durch Besuche und Einladungen die armen Waisen erfreuten, unseren Dank auszusprechen.

„Wir glauben im Sinne der Spender zu handeln, wenn wir die uns aus Staats- und Privatmitteln gewordenen materiellen Unterstützungen nicht besonders hervorheben, es trägt Gottes Lohn, wenn ein jeder nach Maßgabe seiner Verhältnisse sein Scherflein zur Linderung allgemeiner Not

beiträgt. Unsere Anstalt ist staatlich so subventioniert, daß wir den armen, zu frühe ihrer Eltern beraubten Kleinen ein angenehmes Heim bieten können. Was wir aber nicht zu ersetzen in der Lage sind, das ist die Liebe, welche jedem einzelnen Kinde von Vater und Mutter entgegengebracht wird. Deshalb begrüßen wir es mit Freuden, daß im Laufe des letzten Berichtsjahres wiederholt von kinderlosen Eheleuten Waisen an Kindesstatt angenommen wurden, in der richtigen Erkenntnis, daß jugendfrisches Leben in einer Familie erst das wahre Glück erstehen lasse. In engerem Familienkreise kann den Kleinen geboten werden, was trotz allen Bestrebens innerhalb einer immerhin beträchtlichen Gemeinschaft von Kindern nicht möglich ist: Liebe, die das Kind wie des Auges Apfel beobachtet, und ihm zum treuen Führer in der Kinderzeit, zum Anker in reiferen Jahren wird. Glück und Segen erbitten wir deshalb von dem allmächtigen Gotte für alle die, welche sich der Waisen und Verlassenen annahmen, und Segen wird von selbst aus dieser Wohlthat sprießen. Möge nach wie vor das Gefühl der Nächstenliebe in Israel wachbleiben! Mit diesem Wunsche schließen wir unseren Bericht und empfehlen die unserer Obhut anvertrauten Kleinen dem Wohlwollen aller glücklichen Eltern!"

Ruth schwieg, nachdem sie zu Ende gelesen. In ihrem jungen, noch von keinem Leid heimgesuchten Herzen hatte die Schilderung tiefen Eindruck gemacht und die Königin nahm mit Genugthuung von dieser Regung Notiz. Deshalb ließ sie sich ja solche Berichte von der Prinzessin vorlesen, um des Mädchens Gedanken mit Not und Elend vertraut zu machen und den Wunsch, Leid zu lindern und den Bedrängten beizustehen, in ihr zu befestigen. Jetzt erzählte sie der Tochter, wie schwer es sei, Elternliebe in jungen Tagen zu entbehren, wie das Glück der Kinder der Eltern höchstes

Streben sei, wie aber auch andererseits daraus für die Eltern die reinste Wonne erspriesse. Und das junge Mädchen horchte und lauschte und wußte nichts anderes zu erwidern als: „Mama, ich habe dich so lieb!“

Dieses trauliche Beisammensein wurde durch den Eintritt des Kronprinzen unterbrochen.

„Verzeihe, meine liebe Frau Mutter, wenn ich störe,“ sprach er, auf die Königin zutretend und die ihm gereichte Hand küssend.

„Du störst mich nicht, mein Sohn!“

Der Kronprinz war heute sehr feierlich; dies fiel auch der lieblichen Ruth auf. Er sagte „Frau Mutter“ und durfte doch das liebe Mütterlein weniger zeremoniell begrüßen.

„Mein Herr Bruder scheinen ja sehr ernst gestimmt zu sein und haben gewiß etwas auf dem Herzen. Frisch heraus mit der Sprache! Wir sind ja unter uns!“

Salomon schien mit dem „wir sind ja unter uns“ gar nicht recht einverstanden. Dies bemerkte auch Ruth und neckisch fuhr sie fort: „Oder bin ich vielleicht zu viel? Soll ich dich mit Mama allein lassen, Salomon?“

„Das wäre sehr lieb von dir.“

„Nun meinethalben, so will ich einmal lieb sein.“

Sobald Mutter und Sohn allein waren, näherte sich Letzterer respektvoll der Königin, die durch ein Nicken des Hauptes andeutete, daß er reden dürfe. Ahnte ihr doch, was er sagen wollte. Das Kind kam zur Mutter, ihr zu beichten von den in seinem Herzen erwachten Gefühlen und den elterlichen Segen zu erflehen. Mit einem freudigen Empfinden konnte die würdige Dame diesem Geständnisse entgegensehen, denn sie wußte ja im Voraus, daß ihre Antwort des Sohnes höchste Seligkeit erwecken würde. Glückliche Mutter! Glücklicher Sohn!

Schwer wurde es Salomon, die rechten Worte zu finden, denn, wenn es auch wahr ist, daß der Mund dessen überzugehen pflegt, weß' das Herz voll ist, so bleibt es doch schwierig, Herzensoffenbarungen in wohlgesetzten Worten kund zu geben. Und durfte der Kronprinz auch auf ein geneigtes Willfahren seiner Bitte hoffen, Gewißheit hatte er noch keine. Aber gesprochen mußte sein. So faßte er Mut und begann:

„Liebwerte Frau Mutter! Erfüllt von Liebe und Dankbarkeit und ermutigt durch die Erlaubnis meines Vaters bin ich zu dir gekommen. Es ist keine gewöhnliche Bitte, welche ich heute an dich, vielliebe Mutter, zu stellen wage, es ist vielmehr das heißeste Flehen um den elterlichen Segen, zu einem Schritte, der das höchste Glück meines Lebens begründen wird. Ich hoffe, wie in der schönen Kinderzeit, auch als Jüngling und Mann mir jenes Kindliche bewahrt zu haben, das mir eine natürliche Folge des zärtlichen, mir stets zu teil gewordenen Schutzes, der treuen Liebe meiner geliebten Eltern entsprungen, erscheint. Nun aber ist es Zeit für mich, ein Mann zu sein im unbegrenzten Sinne des Wortes. Es ist nicht der Wunsch nach Betätigung der eigenen Kräfte, welcher mich dies erkennen läßt, denn gleich ob Knabe, Jüngling oder Mann, keine größere Wohlthat kann mir zu teil werden, als mich den weisen Ratschlägen meines Königs und Vaters zu fügen. Aber die Sehnsucht ist in meinem Herzen erwacht, der Gründer einer eigenen Familie zu werden, zu freien, wie mein Herz es mir vorschreibt. Die Liebe ist es, welche diesen Gedanken in mir wachgerufen, eine heilige, beseeligende Liebe, welche, wie ich mit lautem Herzensjubel bekenne, gleich innige Erwiederung findet. Und diese Liebe zu billigen, den Bund, welchen ich mit dem heißgeliebten Mädchen zu schließen ersehne, zu genehmigen und zu segnen, das ist die größte Bitte, die ich

an dich richten kann, verbunden mit der zweiten, mir bei meinem König gütige Fürsprecherin sein zu wollen."

Salomon schwieg. Das Schwerste war gesagt und das huldvolle Lächeln der Königin bewies, daß sie ihm darob nicht zürne. Die Mutter war von der tiefen Erregung des Sohnes gerührt und wollte seine feierliche Anrede auf die gleiche Weise erwiedern. Das aber vermochte sie nicht zu verhindern, daß aus dem Tone, in dem sie die Antwort erteilte, ihre ganze mütterliche Zärtlichkeit sprach.

„Mein Sohn," entgegnete sie, „du erfreust mich durch einen Entschluß, dem auch dein Vater seine Zustimmung nicht versagen wird, wenn, wie ich erwarte, deine Wahl eine gute und würdige genannt zu werden verdient. Das aber hat mein Herr Sohn ganz vergessen, daß er in seiner langen, würdevollen Erklärung mit der Hauptsache im Rückstande geblieben ist. Den Namen deiner Erkorenen hast du mir noch nicht genannt."

„Verzeihe!"

Die Königin konnte ihre mütterliche Zärtlichkeit nicht länger zurückhalten und auf den Sohn zueilend, schloß sie ihn in ihre Arme.

„Ich segne dich, mein liebes, liebes Kind," sagte sie, „auch ohne daß du mir den Namen des Mädchens nennst, das du liebst, kenne ich ihn. Du hast wacker gewählt, wie es dir auch leicht wurde, denn Dina verbindet mit den edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens so viel Schönheit, daß deine Liebe wohl zu begreifen ist."

„Ja, Mama," brach sich jetzt die wahre Empfindung des jungen Mannes Bahn, „sie zu lieben, das ist selbstredend, man müßte kein Herz im Leibe haben, sich nicht hingezogen zu fühlen zu ihr, der Besten, Edelsten ihres Geschlechtes."

Tief errötend hielt er inne.

„Verzeihe, Mama!“ bat er.

„Verzeihen, wo es mein Herz mit Freude erfüllt, dich so glücklich zu sehen, mein Kind. Das aber wäre ein schlechter Liebhaber, dem ein Wort zu groß, zu erhaben wäre für die Geliebte.“

„Und sie liebt mich wieder, Mama, ist das nicht wunderbar, mich, der noch nichts geleistet hat, der durch nichts die Liebe dieses Engels verdient.“

Die Fürstin lächelte; sie fand es nur natürlich, daß man ihren Salomon liebe, lieben müsse.

„Und du liebst sie auch, Mama?“

„Ich werde sie mit Freude meine Tochter heißen.“

„Die Beste der Mütter wird die Beste der Töchter ihr eigen nennen. Und soll ich dir erzählen, Mama, wie dies alles kam — du hast ein Recht, es zu wissen — aber ich kann nicht. Alles geschah so von selbst, ohne eigenes Zuthun. Ich glaube, wir haben uns all die Zeit über geliebt, nur jetzt erst haben wir es erkannt.“

„Es wird wohl so sein, mein Sohn. Die Liebe ist ein Geschenk des Himmels und unsere Aufgabe ist es, sie zu hegen und zu pflegen.“

„Ich will sie auf Händen tragen, meine Dina! Meine, meine! wie herrlich dies klingt und dein Segen, meine Mutter, giebt mir das Recht, die Geliebte mein zu nennen; aber . . .“

„Was für aber, mein Sohn?“

„Papa?“

„Er wird euern Bund von ganzem Herzen segnen.“

„Und ich auch!“ sagte da eine liebliche Stimme, die der kleinen Ruth, welche soeben eingetreten war. Eine Wolke des Unwillens lagerte sich auf der Stirne der Fürstin, als sie der Tochter ansichtig wurde.

„Nicht schelten, liebe, gute Mama, ich kann wirklich nichts dafür, daß ich da vielleicht etwas gehört habe, was

ich ja doch noch erfahren hätte. Es ist nämlich Papas eigenster Befehl, daß ich hierherkam. Die Stunde der Mahlzeit hat geschlagen, und da ihr warten ließet, und ich Papa sagte, mein Bruder sei bei dir, Mama, da hielt er es für angezeigter, ich störte euch als ein beliebiger Kammerherr. Und da hat Papa doch recht gehabt. Es ist viel besser, das Geheimnis bleibt in der Familie."

Natürlich wurde diese Entschuldigung als vollgültig angenommen und es konnte auch nicht länger davon die Rede sein, der Prinzessin die bevorstehende Verlobung des Bruders zu verbergen. Ruth war ganz glückselig, „weil sie Dina so lieb habe," und „weil diese eine so reizende Schwester abgeben würde." Ihrem tollen Freudenjubel machte die Fürstin ein Ende, indem sie den Kronprinzen bat, ihr den Arm zu reichen, und, gefolgt von Ruth, sich zu ihrem Gemahl führen ließ.

König David, der die Ursache der Verzögerung wohl ahnen mochte, verrieth kein Zeichen der Ungeduld darüber, daß er hatte warten müssen, was sowohl der Etikette als auch dem Hausgesetze entgegen war. Ruth hatte ihm zugeflüstert: „Es ist richtig, Papa!" weiter aber durfte sie nicht gehen, denn nun hieß es die Würde wahren. Die höchsten Herrschaften begaben sich in den großen Speisesaal, wo die durch eine Einladung zur heutigen Tafel Ausgezeichneten bereits harrten.

Während der Mahlzeit, die durch das übliche Tischgebet eingeleitet wurde, bot sich natürlich keine Gelegenheit, die Herzensangelegenheit Salomons zur Sprache zu bringen, aber Ruth wurde nicht müde, immer wieder den Bruder zu betrachten, da sie meinte, er müsse heute ganz anders aussehen wie gewöhnlich, da er ja schon so gut wie verlobt war.

Nach aufgehobener Tafel, die wiederum durch ein Gebet

beendet wurde, beehrten die höchsten Herrschaften die Anwesenden durch Ansprachen, dann geleitete der König seine Gemahlin in ihre Gemächer, und der Kronprinz erhielt Befehl, zu folgen. Wie dem jungen Manne das Herz pochte, da jetzt aus des Vaters Munde die entscheidende Antwort erfolgen sollte. Er legte sich bereits im Geiste die Worte zurecht, mit denen er des Vaters Herz zu gewinnen hoffte. Aber die so schwierige, rethorische Leistung blieb ihm erspart. Kaum hatten sie im kleinen Salon der Königin Platz genommen, als der König sagte:

„Was hältst du davon, liebe Frau, wenn wir unserem heiratslustigen Herrn Sohn nach seiner Vermählung den linken Flügel des Schlosses einräumen? Oder ziehst du eine eigene Residenz vor, Salomon?“

„Vater, lieber, guter Papa!“ rief überwältigt von dieser Huld der Kronprinz und ergriff die Hände des Königs, während er vor ihm niederkniete, „wie soll ich dir danken?“

„Indem du ein guter Gatte, und dereinst ein guter Fürst wirst, mein Sohn! Deine Liebe zu Dina, der lieblichen Tochter unseres würdigen Hohepriesters, begrüße ich mit Freuden und gerne lege ich euere Hände segnend ineinander. Ich thue es gerne als König wie als Vater, denn nach beiden Richtungen ist mir der edle Charakter Dina's Bürge, daß sie ihre Schuldigkeit erfüllen wird. Doch halt, ich greife da dem Ereignisse vor. Nachdem ich dich heute früh auf die Entscheidung Mamas hingewiesen habe und ihre Antwort als maßgebend für mich bezeichnete, hängt natürlich von dem Bescheide, den du dir von Mama geholt hast, alles ab.“

„Ich weiß nicht, wie ich euch danken soll?“

„Indem du jetzt vernünftig bist und der regelrechten Entwickelung der Dinge nicht vorgreifst.“

„Soll ich nicht . . “

„Um das Mädchen, welches die Gemahlin des Kronprinzen von Judäa zu werden bestimmt ist, muß gefreit werden nach all' den üblichen Vorschriften und Formen der Etikette. Ich kann deine jugendliche Ungeduld begreifen und will dich nicht auf eine zu lange Folter spannen. Für morgen habe ich eine Sitzung meines Staatsrates befohlen, und da in derselben eine Angelegenheit von besonderer Wichtigkeit zur Verhandlung kommt, so wirst du ihr beiwohnen. Du wirst dich auch vorher über die einzelnen Fragen genau unterrichten, denn ich verlange deine Meinung zu hören. Ich will sehen, ob der Kronprinz ein Mann geworden ist, dem man eine Frau anvertrauen kann. Bin ich zufrieden mit dir, mein Sohn, so werde ich nach beendigten Verhandlungen unseren würdigen Rabbi Kohn besonders auszeichnen und ihm meinen Besuch ansagen. Ich werde zu ihm kommen als König und — als Brautwerber. Bist du damit zufrieden?"

„Zufrieden, Vater — ich bin glückselig. Und wahrlich, mein König, du sollst auch mit mir zufrieden sein. Ich will dir zeigen, daß ich, obwohl erfüllt von Liebe und Liebessehnsucht, die staatsgeschäftlichen Angelegenheiten nicht vernachlässige. Du sollst sehen, mein Vater, daß in deinem Sohn dein Blut fließt."

„So wünsche ich dir jetzt schon Glück zu deiner Verlobung, mein Prinz."

Und zärtlich umarmten die Eltern das teure Kind. Aber man sah Salomon an, daß er noch etwas auf dem Herzen habe, das er nur schwer über die Lippen brachte.

„Du begehrst noch etwas, mein Sohn? Sprich, was ist es?"

„Es ist kühn von mir, wenn ich mich nicht einfach deinen Weisungen füge, Papa, und mich dir für die nur kurze Bemessung des Aufschubs dankbar zeige. Ich bin

es gewiß! Aber meiner Dina möchte ich doch schon heute unser Glück verkünden."

„Können wir es ihm gestatten, liebe Frau?" fragte der König, um, ehe er noch Antwort hatte, sich an Salomon zu wenden, „so folge dem Zuge deines Herzens — aber denke an die morgige Staatsratsitzung."

Der Prinz küßte noch einmal den Eltern dankbar die Hände, dann eilte er davon, um, beflügelt durch die Kraft der Liebe, zu seinem Lieblinge zu eilen. Die Eltern aber freuten sich des Glückes ihres Sohnes und der König weilte noch lange bei seiner geliebten Gemahlin, wo sie sich wohl im Geiste in jene Zeit zurückversetzen mochten, wo gleiche Glückseligkeit ihre Herzen, wie jetzt das des Sohnes erfüllt hatte.

„Möge Dina unser Kind so glücklich machen, wie ich es durch dich geworden bin, mein liebes, teures Weib!" hatte König David gesagt, und sie vergaßen, daß das Alter ihre Haare gebleicht, ihren Wangen die Frische geraubt hatte. Die Herzen dieser Beiden waren jung geblieben und schlugen heute noch ebenso für einander, wie zu der Zeit, da sie vor Gottes Altar das Gelöbnis ewiger Liebe und Treue ausgetauscht hatten. Das ist der Segen, welcher aus wahren Herzensbündnissen emporblüht und der seine Kraft bewährt über all' die Jahre, das ist die Folge wahren Familienglückes, welches heimisch sein kann in Palast und Hütte, das zu erwerben dem Höchststehenden wie dem gewöhnlichen Manne vergönnt ist.

Salomon aber lenkte seine Schritte zu dem Hause des Hohepriesters. Obwohl es ihn drängte, auf's rascheste sein Ziel zu erreichen, hatte er doch weder einen Luftballon noch einen elektrischen Wagen befohlen. Er wollte auch dem Vater nicht vorgreifen und deshalb nicht auffallen. Ganz insgeheim wollte er seinen Besuch abstatten, sein Glück noch verborgen halten. Der Spaziergang that ihm wohl und

beruhigte sein aufgeregtes Gemüt. Dies war gut, denn es half ihm über die Enttäuschung weg, Dina und ihren Vater nicht allein zu treffen. Wolf Frankfurter und sein Gast hatten ihr Vorhaben ausgeführt und den beabsichtigten Besuch abgestattet.

Da der Kronprinz in das Zimmer trat, hatten sich alle Anwesenden erhoben. Dina las es dem glückstrahlenden Antlitz des Geliebten ab, daß er der Überbringer einer Freudenbotschaft sie. Rabbi Kohn hatte den Königssohn begrüßt, der auch Wolf Frankfurter die Hand reichte und gerne gestattete, daß ihm der Fremde vorgestellt werde.

„Ich hatte schon gestern Gelegenheit, Sie auf dem Balle zu sehen," bemerkte er liebenswürdig. Ludwig ahnte wohl, daß er diese Aufmerksamkeit nur dem Tanze mit Dina zuzuschreiben habe. Die Gäste wollten sich entfernen, aber der Kronprinz bat ausdrücklich, sich durch seine Anwesenheit nicht im Geringsten stören zu lassen. Hatte er ja gleich nach der Begrüßung Dina die Siegesbotschaft zugeflüstert und fühlte er sich doch in seinem Glücke veranlaßt, andere zu erfreuen. Deshalb ließ er sich auch gerne in ein Gespräch mit dem Fremden ein.

„Sie werden manches in unserem Lande finden, das Sie interessieren dürfte. Ich hoffe, daß Sie die Reise nach Jerusalem nicht bereuen werden, Herr von Fürsprech."

„Ich bin geradezu begeistert, Königliche Hoheit, und hoch entzückt von all' der Güte, die mir hier zu Teil wird."

„Ja, ich denke, es ist gut weilen unter uns — natürlich fordern wir Rücksichtnahme auf unsere Gewohnheiten, wie sich ja ein jeder den Sitten des Landes zu unterwerfen hat, in welches der Zufall oder freier Wille ihn verschlägt. Doch wird gerade bei uns jeder Fremde, aus welchem Lande er auch kommen mag, etwas finden, das ihn an seine Heimat erinnert, denn die Gewohnheiten der Nationen, in deren

Mitte unsere Väter so lange gelebt haben, fanden zum großen Teile Berücksichtigung bei uns, indem wir das, was wir als lobenswert erkannten, nachahmten. Gedenken Sie, sich lange bei uns aufzuhalten?"

„So lange ich es ermöglichen kann, Königliche Hoheit, vorausgesetzt, daß mein gütiger Gastfreund meiner nicht überdrüssig wird."

„Was wohl schwerlich der Fall sein dürfte. Wir lieben es, Fremde in Judäa zu sehen, die durch den Wunsch geleitet werden, Land und Leute kennen zu lernen. Studieren Sie unser Land genau, Sie werden vielleicht zu der Erkenntnis kommen, daß Althergebrachtes, woran wir festhalten, nicht selten an Wert die neuen Errungenschaften überwiegt."

„Ich werde mich bemühen, Königliche Hoheit, mit offenen Augen zu sehen und zu betrachten und kann heute schon versichern, daß die in Judäa verbrachten Tage zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens zählen werden."

„Und dehnen Sie ihren Besuch so lange als möglich aus, wodurch Ihnen vielleicht noch mannigfache Gelegenheit geboten werden könnte, Augenzeuge zu sein, wie man bei uns Feste feiert."

Der Kronprinz warf, während er dies sagte, einen liebevollen Blick auf Dina, die errötend ihr schönes Haupt senkte. Nun aber glaubte Salomon der Höflichkeit gegen den Fremden hinreichend Genüge geleistet zu haben, und er wandte sich ganz Dina zu, derselben im Flüstertone ausführlich von der Güte seiner Eltern berichtend, die ihm die Erfüllung seines heißesten Wunsches schon für so bald in Aussicht gestellt hatten. Zugleich aber erinnerte er sich des dem Vater gegebenen Versprechens, und daß er nicht länger bleiben dürfe, sondern sich für die morgige Staatsratssitzung gebührend vorbereiten müsse. Er verabschiedete sich daher in herzlicher Weise, richtete auch an den Gast noch einige

freundliche Worte und entfernte sich, jedes Geleite abweisend, mit möglichster Eile. Dina aber ließ sich trotzdem nicht wehren, dem hohen Besucher zu folgen, und Salomon schien dagegen weniger einzuwenden haben, denn vor allem mußte ihm ja daran gelegen sein, den alten Herrn nicht zu bemühen.

Wolf Frankfurter und sein Gast empfahlen sich ebenfalls bald darauf, und Ludwig war voll des Lobes über den freundlichen Empfang, wie nicht minder über die Leutseligkeit des Kronprinzen.

Dina hatte im einfachen Hauskleide noch einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht als im Ballstaate, dennoch fühlte er nun fast ein Gefühl der Befriedigung darüber, daß dieses edle Mädchen für einen so hohen Beruf auserlesen sei. An den ernsten Absichten des Kronprinzen zweifelte er nicht mehr, und er fand es auf einmal ganz natürlich, daß diese beiden lebensfrohen Wesen, die für einander geschaffen schienen, sich gefunden hatten.

Der Rat Salomon's, er solle sich genau über Land und Leute unterrichten, entsprach übrigens vollkommen seinen Absichten. Er wiederholte dies auch dem Freunde gegenüber, da sie jetzt, auf dem Heimwege begriffen, durch die äußerst belebten Straßen schritten. Heute trug alles ein gegen gestern vollständig verändertes Gepräge. Die Kaufläden waren geöffnet und die Schaufenster mit den neuesten Erzeugnissen der Mode ausgestattet. Wagen, hochgepackt mit Kisten und Ballen fuhren vorbei, die Leute gingen ihren Beschäftigungen nach, die neuesten Zeitungen wurden ausgerufen, spazierengehende Damen begegneten ihnen. Es war ein anmutiges Straßenbild, das sich ihren Augen darbot, nicht unähnlich demjenigen, welches Ludwig von zu Hause her gewohnt war, nur bemerkte er überall rastlose Thätigkeit und vermißte die Müssiggänger, die doch in allen Städten

und zu allen Zeiten ein großes Kontingent der Bevölkerung bilden.

„Offenbar herrschen hier großer Fleiß und Regsamkeit," wandte er sich an Frankfurter, „die Zahl der Privatiers scheint bei ihnen nicht eben bedeutend zu sein."

„Sie ist verschwindend klein, denn sie setzt sich nur aus solchen Männern zusammen, denen eine schwankende Gesundheit nicht erlaubt, sich einer bestimmten Thätigkeit hinzugeben, oder denen das Alter unfreiwillige Zurückhaltung auferlegt. Zu arbeiten ist ein göttliches Gebot."

„Wie verstehen Sie dies?"

„Heißt es nicht: „sechs Tage sollst du arbeiten und den siebenten ruhen?" Diese Anordnung hat in der Welt von jeher Anlaß zu vielen Streitigkeiten gegeben und eigentümlich muß es erscheinen, daß gerade der Nachsatz es war, um den die Gemüter sich erhitzten. Um den siebenten Tag, „den Feiertag" stritten sich die Menschen und gar manches harte Wort ist darüber gefallen, indem man dafür und dagegen kämpfte. Aber daß das Gebot der sechstägigen Arbeit von nicht minderer Bedeutung ist, ließ man gerne aus dem Auge. Während die Geistlichkeiten aller Religionen immer wieder für die Heilighaltung des Sabbaths eintraten, ergriffen sie nur selten das Wort, die notwendige Thätigkeit an den Wochentagen zu betonen. Was ist der Mensch, der arbeitslos sein Leben verbringt, der, weil er über die Mittel verfügt, sich das Leben angenehm gestalten zu können, glaubt, nicht arbeiten zu müssen? Ein solches Dasein erfüllt seinen Zweck nicht. Nach gethaner Arbeit nur kann eine Befriedigung, eine Erhebung aus dem Ruhetage entstehen."

„Sie zeigen mir die Auslegung dieses Gebotes in einer ganz neuen Beleuchtung, die, wie ich gestehe, mir sehr berechtigt erscheint. Ja, der Mensch ist nicht zum Schlaraffenleben geboren und wer seine Pflicht als Mitglied der großen

menschlichen Gesellschaft vernachlässigt, der hat die ihm auferlegte Mission wohl schlecht erfüllt. Aber von diesem Gesichtspunkte aus, würde ich z. B. jetzt meine Pflicht versäumen, indem ich eine so lange Zeit nur meinem Vergnügen lebe."

„Mit nichten, junger Mann, sie dürfen arbeiten nicht verwechseln mit verdienen. Geistige Thätigkeit ist nicht minder anerkennenswert wie körperliche. Wie das Kind, welches die Schule besucht und lernend sich zu einem tüchtigen Menschen heranzubilden bemüht ist, arbeitet, so erfüllt auch der Mann seine Pflicht, der durch Selbststudien, Reisen sein Wissen bereichert, seine Anschauungen klärt. Er muß nur das Bewußtsein der Thätigkeit in sich wachhalten, muß sich sagen, daß, was er hört und sieht, dazu beitragen kann, den Wissensschatz, welchen jeder Mensch zu sammeln bestrebt sein soll, zu vermehren. Es trägt dies oft bessere Früchte, als man vorher ahnen mag. Wir leben in einer materiellen Zeit, wie es vor uns nicht anders war, nach uns nicht anders sein wird. Geistige Thätigkeit wird von Menschen, die im Golde eine Tugend sehen, immer unterschätzt und geringwertig behandelt werden. Die Menschheit aber muß genommen werden, wie sie ist, und nicht, wie sie sein sollte. Deshalb soll man, um den Eifer für Bildung wachzurufen und zu mehren, auch auf ihren materiellen Erfolg verweisen, um auf diese Weise das Verlangen darnach zu steigern."

„Ich werde nicht versäumen, die mir gegebenen Fingerzeige zu verwerten. Nicht müssig will ich meine Tage hier verbringen, sondern sehen und lernen."

„Dieser Vorsatz ist sehr anerkennenswert, mein junger Freund! Um aber auf Reisen zu lernen, genügt es nicht, nur zu sehen, man muß auch darauf bedacht sein, sich über das Gesehene Rechenschaft abzulegen, es ist nötig, die gewonnenen Eindrücke zu verarbeiten. Nicht die Anzahl der

gewonnenen Eindrücke, sondern die Gründlichkeit der Beobachtung ist als maßgebend zu betrachten."

„Und eben diese Gründlichkeit scheint mir in Judäa vorzuherrschen. Ihr verdankt man wohl zum großen Teile den sich immer mehr verbreitenden Wohlstand und die außergewöhnlich hohe moralische Stufe, auf der die Bevölkerung steht."

„Gründlichkeit erwächst aus dem Vorbedacht des Alters und mag bei uns eine Folge der patriarchalischen Einrichtungen sein. Aber einer Täuschung scheinen Sie sich hinzugeben, wenn Sie von einer außergewöhnlich hohen moralischen Stufe, welche unsere Bevölkerung einnehmen soll, so ohne jedwede Einschränkung sprechen. Wenn es Ihnen recht ist, mein Freund, machen wir noch einen kleinen Spaziergang in den Anlagen."

„Wird es Sie nicht zu sehr ermüden?"

„Nein, Bewegung ist dem Körper ebenso zuträglich, wie angenehme Unterhaltung dem Geiste. Das Alter bringt die Lust zur Ruhe und Bequemlichkeit mit sich, aber wir dürfen solchen Gelüsten nicht Vorschub leisten, wollen wir uns frisch erhalten."

Und rüstig ausschreitend schlugen die Herren den Weg zu den prächtigen, nach englischer Art gehaltenen Anlagen ein. Nur wenigen Leuten begegneten sie, denn es war kein Feiertag. Unter den Spaziergängern befanden sich Gelehrte, die in Gottes freier Natur sich ergingen, um daselbst Erholung von der anstrengenden Geistesarbeit zu suchen, oder Politiker, die auf einem Spaziergange ihre Ansichten austauschten und dadurch verbesserten. Sonst waren es hauptsächlich Kinder, die sich in Begleitung von Müttern, Schwestern und Dienstmädchen, herumtummelten.

Zehntes Kapitel.

Wolf Frankfurter führte seinen Gast auf einen Seitenweg und wohlthuend berührte sie der Abstand zwischen dem großstädtischen Getriebe in den Straßen und dem stimmungsvollen Frieden der Anlagen; dicht neben dem Weg, den sie wanderten, schlängelte sich ein Bächlein, golden schimmernd, wenn sich ein Sonnenstrahl durch die im vollsten Schmucke prangenden, gleichsam eine Laubbedachung bildenden Bäume stahl. Der alte Herr nahm das vorhin unterbrochene Gespräch wieder auf.

„Sie können durch die Schlüsse, welche Sie aus den bei uns gemachten Wahrnehmungen ziehen, ersehen, wie leicht sich der Mensch bestechen läßt. Als Fremder kamen Sie zu uns mit dem lobenswerten Vornehmen, Land und Leute genau kennen zu lernen und aufmerksam hörten Sie meine Ausführungen an. Die Grundlagen, nach welchen Judäa eingerichtet ist, mußten Ihnen in ihren Wirkungen zuerst auffallen und das patriarchalische Gepräge imponierte Ihnen. Über alles, was Ihnen nicht von selbst erklärlich schien, fragten Sie und ich stand Ihnen nach bestem Wissen Rede. So kam es, daß schon nach verhältnismäßig kurzem Verweilen Sie einen Überblick zu gewinnen vermochten, und wie ich Ihren zuletzt gemachten Bemerkungen zu meiner Freude entnehmen konnte, scheint Ihr Urteil ein vorzugsweise Günstiges zu sein. Ich will nicht verhehlen,

daß ich dasselbe als zu günstig erachte. Unsere Unterhaltungen rückten stets nur das Theoretische in den Vordergrund, der praktischen Anwendung stellen sich manche Hindernisse in den Weg und diese werden sich deutlicher zu erkennen geben, wenn Sie mit dem Volke häufiger in direkte Berührung kommen. Wollten Sie nach den bis jetzt erhaltenen Eindrücken urteilen, und darnach ein Bild von unserem Volke sich entwerfen, so dürfte dies ein Idealgemälde werden, das keine Berechtigung hat, denn Sie hätten dem Lichte keinen Schatten gegenüber zu stellen und könnten sich des Vorwurfes der Einseitigkeit nicht erwehren."

„Sie bestreiten also die hohe Stufe, welche nach den mir gemachten Erklärungen Ihre Nation einzunehmen scheint und die gegen das Judentum erhobenen Vorwürfe sind dennoch berechtigt?"

Wolf Frankfurter lächelte.

„Diese Frage wird entschuldigt durch Ihre Jugend, mein Freund. Wären Sie reicher an Erfahrung, so würden Sie sich sagen, daß ein Mittelweg vorhanden ist, den einzuschlagen immer die sicherste Gewähr bietet, zum Ziele zu gelangen. Und weiterhin beweist Ihre Frage, daß die alten Vorurteile nicht ausgerottet sind, daß sie fortwuchern, auch wenn ihnen die Nahrung versagt bleibt. Indem ich Ihre etwas überschwängliche Ansicht richtig zu stellen versuche, verfallen Sie in das entgegengesetzte Extrem, wobei es Ihnen nicht einfällt zu forschen, auf welche Einzelheiten sich meine Bemerkung bezieht. Kurz entschlossen, erheben Sie eine Anklage gegen das gesamte Judentum."

„Verzeihen Sie, edler Freund, ich habe Unrecht gethan, gesprochen wie ein Kurzsichtiger, dem jedes Unterscheidungsvermögen abgeht. Lassen Sie sich die Mühe nicht verdrießen, mich zu belehren. Ich werde Ihnen von ganzem Herzen dankbar sein."

„Wenn ich Ihre optimistischen Anschauungen nicht gelten lassen kann, sondern sage, daß dem Guten, Edlen, Erhabenen — Schlechtes und Böswilliges entgegenzustellen ist, so kann man die Schuld davon nicht der Nation, vor allem aber nicht der Religion zuschreiben, sondern sie liegt einfach in der Beschaffenheit des Menschen. Die guten wie schlechten Eigenschaften sind demselben angeboren und Aufgabe der Erziehung ist es, dafür zu sorgen, daß das Unkraut im Menschenherzen nicht die edlen Keime überwuchert. Die wirksamste Unterstützung bietet dabei das religiöse Empfinden des einzelnen, welches hier mehr ausgeprägt, dort schwächer vorhanden ist. Wo die Religion gepflegt wird, wo wahre Herzensfrömmigkeit vorherrscht, kann wohl ein zeitweises Verirren eintreten, dauernde Schlechtigkeit ohne Erwachen von Reue und Gewissensbisse aber den Platz nicht behaupten. Religion ist Glaubenssache und dadurch zu einer Herzensangelegenheit geworden. Das Herz des Menschen aber sieht einen rastlosen Kampf mit dem Verstande aus, und dies erzeugt eine Art grübelnden Überlegens, für welches der Name Spitzfindigkeit die richtigste Bezeichnung sein mag. Diese spitzfindige Logik hat sich eine zeitlang sogar in das Lager der religiösen Führer, das ist der Geistlichen aller Konfessionen, eingeschlichen, und man hat mit ihrer Hilfe Auslegungen zu Wege gebracht, welche der wahren Religion Hohn sprechen, indem man die göttlichen Gesetze mehr einem unverstandenen Wortlaute nach, als ihrem Sinne entsprechend interpretierte. Dadurch kam es, daß Verbotenes erlaubt wurde. Diese Gelehrsamkeit finden Sie heute weniger als früher, weil man alles Erkünstelte haßt, aber der einzelne wird sich nach wie vor von Irrtümern nicht frei halten. Und trotz des Fortschrittes, durch welchen sich die Menschheit seit Jahrhunderten auszeichnet, hat man noch kein Mittel gefunden, dem Unrecht „denken" beizukommen, und dadurch dem Unrecht „thun" ab-

zuhelfen. Oder wäre es nicht eine Anmaßung sondergleichen, wenn wir behaupten wollten, Neid, Habsucht, Geiz, Eifersucht, verletzter Ehrgeiz u. s. w. wären ausgerottet? Und müssen diese Untugenden nicht betrübende Folgen haben? Es giebt Leute, denen das Eigentum des Nächsten begehrenswerter erscheint als ihr eigen Hab und Gut, wodurch sie zum Diebstahl verleitet werden. Menschen bevölkern die Erde, die nicht zufrieden sind, ihr genügendes Auskommen zu besitzen, sondern immer mehr und mehr zusammenscharren wollen, wodurch geschäftliche Übervorteilung, kurz Unredlichkeit gezeitigt wird. Andere sehen sich von einem Nebenbuhler verdrängt, glauben im öffentlichen Ansehen zurückgesetzt zu sein und Verläumdung ist die Folge. Ich habe nicht nötig, Ihnen die Ursachen aller menschlichen Verirrungen auszumalen. Aus den Ursachen aber können Sie auf die Folgen schließen. Es wäre nun thöricht, behaupten zu wollen, wir Juden bilden eine an Vorzügen die anderen Völker weit überragende Nation. Wir sind Menschen, ausgestattet mit denselben Tugenden wie jene und behaftet mit den gleichen Fehlern. Der religiöse Glaube wird in jeder Konfession die gleichen günstigen Nachwirkungen erzielen und so das Laster vermindern; aber auszurotten vermag er es nicht. Sonst wären wir nicht Menschen mehr, sondern engelgleiche Wesen, die Erde wäre zum Paradiese geworden."

„Und Judäa würde dann thatsächlich den Namen, den man ihm beilegt, verdienen. Sie heißen es doch das gelobte Land?"

„Das gelobte Land, in dem Milch und Honig fließt, lesen wir in der Bibel. Rechtfertigt nicht die reiche Fruchtbarkeit Palästinas die bildliche Bezeichnung, eines Milch und Honig hervorbringenden Erdreichs? Die Bezeichnung aber „gelobtes Land" möchte ich als „angelobtes Land" auslegen, ein Land also, welches uns der Ewige, unser Gott

als Wohnsitz angewiesen hat. Nicht jene übertriebene Auslegung, als ob Judäa preisenswert wäre vor allen anderen Gegenden, ist statthaft. Dies würde nur ungerechtfertigten Neid erwecken. Um aber auf unser ursprüngliches Thema zurückzukommen, glaube ich Ihnen nunmehr auseinandergesetzt zu haben, wie eine zu einseitige Beleuchtung ein falsches Bild ergeben muß und wie wenig stichhaltig die Behauptung wäre, daß kein Unrecht innerhalb unseres Reiches begangen würde. Wir haben wie Sie unsere Gerichte und da unser Volk von tief sittlichem Gehalte ist, wird die strengste Ahndung aller Vergehen von keiner Seite beanstandet. Vor allem muß in einem Staate Recht obwalten, und die Gerechtigkeit findet darin ihren Höhepunkt, daß sie waltet ohne Ansehen der Person. Strafe aber muß sein, denn wenn auch der Allmächtige die Menschen nach ihren Thaten belohnen oder bestrafen wird, und wir in der ausgleichenden göttlichen Gerechtigkeit die wahre Vergeltung dereinst finden werden, so erfordert es doch der Menschenschutz und ist es eine in Rücksicht auf die Erziehung des Menschengeschlechtes unabweisbare Notwendigkeit, daß Verbrechen und Vergehen schon hienieden gesühnt werden müssen. Gar bald würde andernfalls das Verbrechen all' zu sehr um sich greifen."

Ludwig teilte, als echtes Kind der neuesten Zeit, die tiefreligiöse Empfindung des Freundes nicht, und hielt deshalb nicht sehr viel von dessen Hoffnung auf Belohnung und Bestrafung nach dem Tode. Doch hütete er sich wohl, derartigen Gedanken Worte zu verleihen, denn der innige Glaube, welcher ihm bei Frankfurter, wie bei anderen ihm sehr achtenswert erscheinenden Persönlichkeiten Judäas entgegengetreten war, verfehlte eine gewisse Wirkung nicht, und wenn Ludwig sich für seine Person auch nicht auf die Höhe reiner Glaubensfrömmigkeit emporzuschwingen vermochte, so ehrte er doch dieselbe, wo er ihr begegnete und

pries diejenigen glücklich, welche, wie er meinte, in der Einfalt ihres Herzens, von Frömmigkeit erfüllt waren.

Was ihm nun heute neuerdings bewundernswert an seinem Hauswirt schien, war dessen unparteiisches, durch nichts zu beeinflussendes Urteil. Er, der ganz in der jüdischen Religion aufging, nahm keinen Anstand, ebenso die weniger vorteilhaft erscheinenden Punkte hervorzuheben, wie er Anspruch darauf erhob, daß man das Gute würdige und wertschätze. Wahrlich das kann kein schlechter Glaube sein, der seine Anhänger veranlaßt, in nichts die eigenen Fehler zu beschönigen. Die Forderung einer allgemeinen gerechten Beurteilung aber war doch ein nur zu billigendes Begehren.

„So glauben Sie also, werter Herr," sagte daher Ludwig zu seinem Begleiter, „daß sich die Juden in keiner Weise von den anderen Nationen unterscheiden, daß sie erfüllt sind von den gleichen Vorzügen und Fehlern?"

„Gewiß — soweit nicht die Religion oder die soziale Einrichtung unseres Staates einem oder dem anderen Übel jetzt oder schon in früheren Zeiten entgegengearbeitet haben. Vor allem bitte ich Sie, das, auch zur Zeit da unsere Vorfahren unter allen Völkern der Erde zerstreut lebten, stets blühende Familienleben ins Auge zu fassen. Die hieraus erwachsenden Vorteile haben wir, glaube ich, schon in einem früheren Gespräche erörtert, heute wollen wir uns einmal fragen, welchen verderblichen Einflüssen und schlimmen Taten dadurch vorgebeugt wird. Einsamkeit wurde schon von jeher als für den Menschen unzuträglich betrachtet, und müßte zur Entfremdung gegen die Allgemeinheit, zu einem kalten Wesen und zur Selbstsucht führen. Diesem allen beugt ein schönes Familienleben vor, und indem wir erkennen, wie viel aus Liebe zu uns geschieht, bemühen wir uns auch, unseren Angehörigen zu Gefallen zu leben. Nicht mit gewöhnlicher Ehrbegierde ist es zu verwechseln, wenn wir

uns bestreben, die Liebe und Achtung des engeren Familienkreises zu gewinnen. Unwillkürlich wird die Empfindung in dem Einzelnen rege, ein würdiges Mitglied dieses Kreises zu werden, gutem Beispiele nachzuahmen und selbst solches zu geben. Verbrecher und Sünder weichen im allgemeinen jedem Verkehre aus, die an ihnen nagenden Gewissensbisse lassen es ihnen nicht wohl sein im Vereine mit Zufriedenen. Unrecht thun macht verstockt, und die nie ruhende, sondern ohne Unterlaß quälende Angst, sich zu verraten, treibt den Sünder hinaus aus der Versammlung von Menschen, zu denen den Blick emporzuheben er nicht wagt, denn man könnte ihm, wie er in seinem Schuldbewußtsein fürchtet, seine Sünden von den Augen ablesen. Im Kreise seiner Angehörigen scheut er den reinen Anblick seiner Kinder, die sich dereinst des Vaters schämen werden, und denen er keine guten Lehren auf den Lebensweg mitgeben kann, denn er selbst ist es ja, der sie entehrt. Sein Weib, das in treuer Liebe ihm ergeben ist, wird sich mit Verachtung von dem Verbrecher wenden. So ist das traute Zusammenweilen in der Familie eines der besten Mittel und Wege, die lasterhaften Triebe im Menschen nicht aufkommen zu lassen, denn das Glück, welches dadurch erzeugt wird, verhindert, mit Neid das Wohlergehen des Nächsten zu betrachten. Der glückliche Mensch ist meistenteils ein guter Mensch, er ist von sich und seinem Wirken befriedigt. Und befriedigt sein, schließt, wie schon das Wort sagt, den Frieden in sich ein. Eine der ersten Bestrebungen der Menschen sollte es ferner sein, sich selber kennen zu lernen. Die Mehrzahl glaubt, ein gerechter Beurteiler des eigenen Ichs zu sein und kennt doch nur die eigenen Vorzüge, während bei dem Nebenmenschen die weniger guten Eigenschaften viel klarer hervortreten. Dies erzeugt Hochmut, die thörichtste Eigenschaft, von der ein Mensch erfüllt sein kann. Was giebt dem Einen ein Recht, sich hoch-

mütig über den Anderen zu erheben? Ein sozialer und Standesunterschied muß sein, aber man soll in dem Knechte den Menschen nicht verkennen, und ihm eine Behandlung zu teil werden lassen, wie es seiner Menschenwürde entspricht. Dann wird von selbst auch der Niedrigstehende veredelt werden, denn nur der versinkt in den Abgrund der Selbstmißachtung, der von den anderen hineingestoßen wird. Der beste Weg aber, sich und seinen wahren Wert zu erkennen, liegt im Festhalten an der Religion. Der Stolz verhindert den Menschen, sich vor seinem Nebenmenschen zu demütigen, die Eigenliebe hält ihn davon ab, sich in die wahre Beschaffenheit seines Wesens zu versenken — aufrichtiges Bekenntnis liefert er nur vor Gott. Im Gebete kann und will er nicht lügen, und während er Gott um Kraft und Standhaftigkeit bittet, wird es ihm klar, wie viel er gesündigt, wie wenig er dem Bilde entspricht, das er gerne von sich entwerfen möchte, wie die nämlichen Fehler ihn belasten, die er seinem Nächsten zum Vorwurfe macht. Selbsterkenntnis fängt an, in ihm zu dämmern und dies ist nach altbewährter Ansicht der erste Schritt zur Besserung. Aber es ist doch nur ein Schritt, und noch nicht die Besserung selbst, deshalb muß man stets von neuem trachten, sich zu erforschen. Erfüllt von der Tiefe göttlicher Allmacht wird dem Sünder das Herz schwerer und schwerer, er droht zusammen zu brechen unter der Last seiner Thaten, während der Gute Friede und Erhebung findet. Nicht verbergen kann sich der Missethäter, denn er wird selbst an sich zum Verräter. Aber die Erkenntnis führt dann auf den geraten Weg zurück und hilft, die Schuld zu sühnen. So sind es Familienleben und Gottesfurcht, welche manchem Übel vorbeugen, und so lange unser Volk an beidem festhielt, geriet es nicht auf Abwege. Einzelne schieden sich aus und strauchelten und fielen. Und wie es einst war, ist

es auch heute noch. Aber die Mehrzahl blieb auf dem geraden Weg und eine kleine Minderheit nur verfehlte ihr Ziel. Die Menschen aber betonen mehr das Schlechte als das Gute und so geschieht es, daß man mehr von Sünde und Verdammnis spricht, als von Edelmut und guten Thaten. Aber wie das Übel sich fortpflanzt, so überträgt sich auch die Tugend. Der tüchtige Kern, der gerade Sinn geht nicht unter, auch wenn äußere Umstände den einzelnen auf Abwege drängen. Man reiche aber dann dem Versinkenden die Hand zur Rettung, anstatt ihn unbarmherzig vollends in den Abgrund zu stoßen."

„Werden Sie es mir nicht verübeln, wenn ich die Frage an Sie richte, welche Bewandtnis es mit jenen Thaten gehabt haben mag, die man Ihren Vorfahren zu Zeiten, da sie noch nicht ein einig Reich in Judäa bildeten, vorgeworfen hat? Waren diese Vorwürfe begründet oder nicht? Suchten sich die Juden Vorteile zu verschaffen und glaubten sie sich schuldfrei, wenn nur kein Jude es war, der den Schaden zu tragen hatte?"

„Fragen Sie nur, mein Freund, gerne will ich Ihnen antworten. Es gab eine Zeit, wo man, ohne nachzuforschen, all' diese von den Antisemiten, wie sich die Gegner des Judentums nannten, ausgestreuten Anklagen glaubte, ohne auch nur auf eine Entgegnung zu hören. Fiel es ja jemandem ein, für die Hartbedrängten Partei zu ergreifen, so nannte man ihn einen Judenfreund und diese Bezeichnung galt als eine Beleidigung, um nicht zu sagen, als eine Beschimpfung. Den Schwächeren beizustehen galt zu allen Zeiten als eine wahre Mannesthat, schimpflich wurde es erst, sobald es einem Juden zu Gute kam. Sie fragen mich, ob meine Vorfahren sich Vorteile zu verschaffen suchten? Gewiß thaten sie es! Was versteht man denn darunter, sich Vorteil verschaffen? Erwächst dem Kaufmann nicht aus seinem

Geschäfte Vorteil, und hat er nicht rechtmäßigen Anspruch darauf, daß dem so sei? Anders wäre es, wenn Sie sagen würden, er übervorteilt seinen Nebenmenschen. Auch dies mag vorgekommen sein. Ich sagte Ihnen bereits, es wäre Wahnwitz, zu glauben, daß unter vielen ehrlichen Menschen sich nicht auch ein unehrlicher befinde. Aber fällt dieses Vergehen des einzelnen dem Judentum zur Last? Waren nicht unter den Menschen, gleichviel welcher Religion sie angehörten, stets schlechte und von dem Rechte abweichende zu finden? Die Juden mögen praktische Geschäftsmänner gewesen sein, wie es auch die andersgläubigen Kaufleute sind. Worin lag denn der Betrug? Darin vielleicht, daß der Kaufmann wußte, woher er seine Waren zu beziehen habe, daß er vorteilhaft im Großen einkaufte, um mit Nutzen im Kleinen wieder zu verkaufen? Dies war sein Verdienst, den er nötig hatte zum Leben. Heute fällt es niemand mehr ein, dies Betrug zu nennen, aber den Juden hat man es nicht verziehen, daß sie früher in kaufmännischen Geschäften bewandert waren als andere. Und weil, durch die Verhältnisse gezwungen, die meisten Juden sich diese Erfahrung erworben hatten, dachten sie auch gar nicht daran, sich für übervorteilt zu halten. Dabei zwang man noch den unterdrückten Juden zu Geschäften, die er oft viel lieber nicht gemacht hätte. Dies ist eine feststehende Thatsache. Sein Geld mußte er hergeben, ohne Aussicht, es wieder zu bekommen. Erniedrigt, wie er war, ließ er nichts unversucht, es von seinem Peiniger zurückzuerhalten. Es mag da eine der Menschheit anhaftende Geldgier manchmal zu Ausschreitungen geführt haben — aber die erdrückenden Anklagen fallen in sich selbst zusammen, wenn Sie bedenken, daß es der Schwache war, der den Starken ausgebeutet haben soll, der Rechtlose, der denjenigen übervorteilt haben soll, der im Besitze der Macht war. Die Vernunft sträubt sich ja, dies

zuzugestehen. Man wollte den Juden knechten, demütigen, unterdrücken, ihn seines sauer verdienten Pfennigs berauben, dazu benötigte man eines Vorwandes, um sich in den eigenen Augen nicht gar zu sehr zu erniedrigen. Und das Unrecht des einzelnen wurde ausgedehnt auf das ganze Geschlecht. Doch nicht genug damit! Die Sünden aller Nicht-Juden wurden heimgesucht an dem jüdischen Volke. Oder glauben Sie, daß unter den Anhängern anderer Konfessionen wie unter den Glaubenslosen in keinerlei Gestalt gesündigt wurde? Wucherer, Güterzertrümmerer, grausame, herzlose Menschen hat es zu allen Zeiten, bei allen Völkern gegeben, nur mit dem Unterschiede, den ich schon wiederholt angedeutet habe, daß man alles auf die Schultern derer schob, die man belasten wollte, die man als Prügelknaben für die Sünden anderer benützte."

„Mußte aber dieses Vorurteil nicht dadurch wachgerufen werden, daß die Juden so viel früher als die Anhänger anderer Konfessionen über die Vorteile des geschäftlichen Verkehrs aufgeklärt waren? Lag es nicht nahe, daß man die vermeintlichen Schäden ihnen zuschrieb? Wäre dies nicht geschehen, so hätte doch das Gegenteil eintreten und man sie für geistig überlegen halten müssen."

„Es liegt ein Kern von Wahrheit in dem, was Sie sagen und doch läßt sich die frühe, geschäftliche Reife der Juden sehr leicht und natürlich erklären, ohne daß man nötig hat, ihnen besondere geschäftliche Veranlagung zuzuschreiben. Das Nächstliegende ist wohl, daß der Verkehr in Waren von einem Orte zum andern ihnen, die zerstreut auf dem Erdball wohnten, zuerst als ein zweckdienliches Geschäft erscheinen mußte, denn sie hatten die meisten Beziehungen mit dem Auslande. Sollte der eine Jude, der in einer gesegneten Gegend wohnte, nicht dem andern Getreide senden, wofür dieser ihn vielleicht in Waren entschädigte? Dieses

wird wohl den Anfang allen geschäftlichen Verkehres gebildet haben: der Tauschhandel. Aber nicht einmal dieser naheliegenden Annahme benötigen wir, um Ihre Auffassung zu widerlegen, denn die von den Juden erwählte Thätigkeit war keine freiwillige, sie leisteten einfach dem Zwange Folge. Es war ihnen verboten, ein beliebiges Gewerbe zu betreiben, und indem man ihnen wehrte, sich im Handwerke zu unterrichten, nahm man ihnen auch die Gelegenheit, sich diesem Berufe zu widmen. Landwirtschaft und Oekonomiebetrieb war ihnen ebenfalls nicht gestattet, man verwies sie einzig und allein auf den Handel. Der Erwerbstrieb mußte dadurch in ihnen erweckt werden, und in manchen Fällen mag er nicht ohne Auswüchse geblieben sein, denn es war ein gar gewagtes Geschäft, und nicht ohne große Gefahr konnte der Verkehr gepflegt werden. Die Kundschaft der Juden war sehr wählerisch und nur das Schönste und Beste erschien ihr gerade gut genug. Viele mußten ihr ganzes Vermögen aufs Spiel setzen, um kostbare Stoffe, feine Spitzen, allerlei Geschmeide aus dem fernen Lande herbeizuschaffen, und war da der Geschmack der Abnehmer nicht erraten, so ging Hab und Gut verloren. Und mit welchen Mühseligkeiten und Gefahren war die Herbeischaffung all' der Waren verbunden. Wie oft kam es vor, daß eine Schar reisiger Knechte die Transporte überfiel, und die armen Menschen noch Gott danken durften, wenn sie nur ihres Eigentums beraubt wurden und mit dem Leben davon kamen. Die eingekauften Waren aber, wenn sie glücklich an Ort und Stelle gebracht wurden, mußten abgesetzt werden, um dem Verkäufer die Mittel zum Leben zu verschaffen. Dieser aber war vollkommen von den Kunden abhängig, die sich zu ehren dachten, wenn sie den armen Juden recht verächtlich behandelten. Man hatte gar nicht den Wunsch, aufmerksam bedient zu werden, man wollte den Handel-

treibenden kränken, demütigen, verletzen. Spottreden und Witzeleien regnete es nur so und wehe dem Armen, der nicht mit einem Lächeln auf dem Antlitz demütig und unterwürfig die Beleidigungen hingenommen, oder der vielleicht gar in einer Aufwallung gerechten Zornes mit gleicher Münze bezahlt hätte. Nicht allein finanzieller Ruin wäre die Folge gewesen, sondern körperliche Züchtigung hätte als verdiente Strafe gegolten und diese würde sich nicht auf den in seiner Ehre und Menschenwürde gekränkten Mann beschränkt haben, sondern Weib und Kind hätten für ihn und mit ihm büßen müssen. Kann es da Wunder nehmen, wenn jede Spur von Ehrgefühl und Stolz unterdrückt wurde, wenn man sich alles gefallen ließ, da man keine Waffe hatte, der zahllosen Angriffe sich zu erwehren? Und diejenigen, welche jeden Widerstand mit grausamer Härte ahndeten, jede Auflehnung hart bestraften, verspotteten und höhnten die Machtlosen noch darüber, daß sie sich alles so ruhig bieten ließen. Wie oft mögen die wie Sklaven Unterjochten in unbedachten Augenblicken die Hände geballt haben, wie mußten sie sich im Zaume halten, um nicht doch einmal die Grenzen, die man ihnen gesteckt hatte, zu überschreiten und dem übervollen Herzen Luft zu machen, und wenn es an Leib und Leben gegangen wäre. Aber auch die treuliebende Gattin, die unschuldvollen Kindlein wären den Wüterichen verfallen gewesen. Dies schloß den Armen den Mund, dies ließ den Mann still dulden und leiden, selbst in den Augenblicken der tiefsten Erniedrigung, wenn die Schamlosigkeit sich so weit verstieg, daß weder Frau noch Tochter sicher waren vor den Begierden des Wüstlings. Der Unterjochte wird verachtet, weil er sich nicht verteidigt, und doch nimmt man ihm jedes Mittel, sich zur Wehre setzen zu können."

„Die Geschichte, der tiefe Fall Ihrer Glaubensgenossen wird mir erklärlich, und ich lerne einsehen, daß sie mehr

beklagenswert als anzuklagen waren. Solch grausame Verfolgungen mußten natürlich Wut und Rachsucht wachrufen, aber sie sind denen zuzuschreiben, welche den Anlaß dazu boten."

„Und doch kamen diese Wut und Rachsucht nie so zum Ausdruck, wie Sie es sich vorstellen. Die Unterjochung hatte nach einer anderen Richtung hin eine Folge, welche meinem Volke zum Heile gereichte. Verachtet, verstoßen, gedemütigt, geknechtet, wie die Juden in der Gesellschaft waren, vermochten sie doch aller Qualen zu vergessen, fühlten sie sich in ihrer ganzen Menschenwürde, hoch geachtet und geehrt, wenn sie im Kreise der Ihrigen weilten. Hätten sie diesen tausendfachen Ersatz für all die Verfolgungen nicht gehabt, wäre der Demütigung die Erhebung nicht gefolgt, sie hätten nach menschlichem Ermessen verrohen, verwildern müssen. So fand der tagsüber verachtete Jude sich zu sich selbst zurück, wenn er abends im Kreise seiner Familie weilte. Keinen Herrn, keinen Fürsten beneidete er da, mit keinem Könige hätte er getauscht. Denn nirgends hätte er jene hingebungsvolle Liebe zu finden vermögen, wie bei seinem Weibe, nirgends jene treue Anhänglichkeit, wie bei seinen Kindern. Da war auch ihm die reinste Lebenswonne beschieden und daraus entstand jenes sprichwörtlich gewordene Familienglück meines Stammes. Und wie in der Familie fand er hohe Labe im Glauben. Die unerschütterliche Überzeugung, daß sein Gott ihm helfen werde, daß er ihn retten werde aus Not, Drangsal und Gefahr, gab dem Juden Kraft und Ausdauer, all die Leiden, von denen er heimgesucht wurde, standhaft zu ertragen im reinen Gottvertrauen."

„Jetzt fange ich an, die Geschichte Ihres Volkes zu verstehen," entgegnete Ludwig, den diese Schilderungen tief ergriffen hatten, „wohl habe ich schon früher und ausführ-

lich über die Verfolgungen des Judentums gelesen, aber nicht in diesem Zusammenhange. Nur eines ist mir noch nicht ganz klar. Wie kam es, daß gerade aus Geldgeschäften, die sie betrieben, für die Juden die schlimmsten Vorwürfe entstanden?"

„Es war eine Zeit, mein junger Freund, wo die Bildung des Menschengeschlechtes noch nicht so weit fortgeschritten war wie heute, wo man noch keine Erfahrungen zu sammeln Gelegenheit gehabt hatte, wo sich noch alles aus sich selbst entwickeln mußte. Das Geld hatte einen höheren Marktwert und es mag nach unseren Begriffen unverhältnismäßig hoher Nutzen genommen worden sein. Eine Beleuchtung des dereinstigen Geldverkehrs von unserem Standpunkte aus, muß eine falsche Beurteilung hervorrufen. Dennoch wird es nicht abzuleugnen sein, daß manche Ausschreitungen vorgekommen sein mögen, wie solche heute ja trotz der strengsten gesetzlichen Maßregeln noch nicht aus der Welt geschafft sind. Aber das ist nicht minder erwiesen, daß von jenem Augenblicke an, wo der Geldverkehr nicht mehr ausschließlich durch Juden besorgt wurde, die gleichen Verstöße auch Anhänger anderer Religionen sich haben zu Schulden kommen lassen. Fassen wir aber die Entwickelung des Geldverkehrs ins Auge, so drängt sich ein Moment uns vor allem auf, daß gerade jene Thätigkeit, der man eine Erniedrigung des sie Betreibenden beilegte, sich zu hohem Ansehen emporgeschwungen hat. Die Achtung, die man heutzutage den Bankiers entgegenbringt, ist wohl zum Teile darauf zurückzuführen, daß sie es waren, durch deren Hilfe allein der große, internationale Verkehr zu bewerkstelligen war. Heute ist es keine Schmach mehr, sich mit Geldgeschäften zu befassen. Spricht diese Veränderung der allgemeinen Ansicht nicht dafür, daß die Betriebsweise des Bankgeschäftes, das ja so lange ausschließlich in den Händen von Juden war, nicht jene Verurteilung verdiente, sondern daß man vielmehr bemüht war, und es mit Erfolg

durchführte, das Ansehen des Standes zu heben. Aber während sich die Ansichten in der Beurteilung geändert hatten, fuhr man doch bis zur Rückkehr nach Judäa mit Kränkungsversuchen fort, wenn auch im Laufe der Jahre sich die Vernünftigen weniger an der allgemeinen Hetze beteiligten. Ich will Ihnen, junger Freund, wenn wir nach Hause kommen, aus meiner Bibliothek einige Bücher vorlegen, welche Sie über die systematischen Verhetzungen eines Genaueren belehren werden."

„Hat aber die Vervollkommnung in allen geldgeschäftlichen Angelegenheiten nicht zu jener Institution geführt, die als Börse bezeichnet und von so vielen Politikern bekämpft wird? Hauptsächlich das weibliche Geschlecht benützt bei uns seine ihm zu Gebote stehende Macht gerne zu Angriffen auf die Börse. Und dabei fällt es ihnen nicht einmal schwer, Gründe anzuführen, die vollkommen hinreichen, diese Einrichtung in ein schlechtes Licht zu setzen."

„Ich kenne diese Vorwürfe wohl, welche man gegen eine notwendige Einrichtung erhebt, ohne die eine Entwickelung der Staaten, wie wir sie erreicht haben, nicht denkbar gewesen wäre. Die Vorwürfe aber, welche sich gegen die Börse richten, sollten vielmehr gegen einzelne Spieler erhoben werden, denn das va banque Spiel wird kein Ende finden, so lange die Menschen von Habsucht erfüllt sind. Es ist dies ein Thema, das heute noch zu erörtern, die Zeit schon zu vorgerückt ist. In wenigen Minuten sind wir zu Hause. Im Familienkreise wollen wir uns aber lieber mit einem heiteren Gegenstand befassen."

„Noch eine Frage möchte ich Ihnen vorlegen, die sich mir aufdrängt, wenn ich all' das von Ihnen Gehörte zusammenfasse."

„Und wie lautet diese?"

„Warum traten Ihre Glaubensgenossen nicht zu einer

gemeinsamen Beratung zusammen, einen Weg zu suchen, wie den ihnen zugefügten Unbilden zu steuern wäre? Die Anhänger anderer Religionen veranstalteten doch solche Zusammenkünfte, so z. B. die Katholiken sogenannte Katholikentage."

„Und da hätten die Juden — Judentage veranstalten sollen? Der Gedanke ist meines Wissens nie erwacht, und dies mag als Beweis dafür gelten, wie ferneliegend er gewesen sein muß. So lange die Juden so tief geknechtet waren, hätte man derartige Versammlungen wohl nie gestattet, später, da zum großen Teile Gleichberechtigung mit anderen Staatsbürgern herrschte, scheint ebenfalls keine Möglichkeit geboten gewesen zu sein. Überdies hätte die Verschiedenheit der staatlichen Zugehörigkeit und dem zufolge auch der Sprachunterschied eine Verständigung schon von vornherein erschwert. Diese wenigen Gründe, welche mir da einfallen, dürften allein schon hinreichend gewesen sein, eine derartige Veranstaltung zu vereiteln."

Die Herren waren zu Hause angelangt. Ludwig verfügte sich bis zum Abendbrot auf sein Zimmer, um nachzudenken über all' das neue, was er vernommen.

Elftes Kapitel.

Im Beratungszimmer des königlichen Schlosses waren bereits sämtliche Minister, die Vorsitzenden der beiden Kammern, darunter Wolf Frankfurter, die hervorragendsten Vertreter der Geistlichkeit, versammelt und besprachen einstweilen unter sich den zur Verhandlung vorliegenden Gegenstand. Der Ministerpräsident, dem das Referat zugefallen war, überlas noch einmal sein Manuskript, Rotschild unterhielt sich mit einem der Parlamentarier und zeigte sich im voraus sehr bereitwillig gestimmt, jedes vielleicht an ihn zu stellende Verlangen zu erfüllen.

Auf die festgesetzte Minute betrat König David, gefolgt von dem Kronprinzen und den übrigen Prinzen des königlichen Hauses, den Saal und die ehrfurchtsvolle Begrüßung der Anwesenden freundlich erwidernd, begab er sich sofort zu dem Throne und eröffnete die Sitzung mit einer kleinen Ansprache, welche stehend angehört wurde. Die Plätze des Kronprinzen und sämtlicher majorennen männlichen Mitglieder des Königshauses befanden sich rechts vom Throne, ihnen gegenüber diejenigen der Minister. Im Kreise hatten die Sitze für die übrigen Teilnehmer des Rates Aufstellung gefunden.

Der Kronprinz war sehr ernst gestimmt, und niemand hätte ihm in diesem Augenblicke anzusehen vermocht, daß

sein Herz von Liebeslust erfüllt war. Es galt eine Staatsangelegenheit zu beraten und da mußten alle anderen Interessen schweigen. Überdies hatte er dem Vater versprochen, heute einen Beweis seiner Befähigung zu liefern und er wollte sein Wort mit Ehren einlösen. Nach seiner gestrigen Rückkehr von Dina hatte er sich sofort mit der heute zur Sprache kommenden Angelegenheit beschäftigt, und je länger er sich in die Sachlage vertiefte, desto größeres Interesse hatte er daran genommen. Die halbe Nacht war dem Studium der Akten und reiflicher Überlegung gewidmet gewesen.

Der König eröffnete die Sitzung.

„Meine werten Herren!

„Mein Entschluß, den Vorsitz bei der heutigen Staatsratssitzung selbst zu führen, beweist euch, welche Bedeutung ich derselben beilege. Vor allem möchte ich noch einmal betonen, daß die Verhandlungen sowie auch etwaige Beschlüsse vollkommen geheim zu halten sind, bis ich selbst es für an der Zeit halte, darüber in der Oeffentlichkeit etwas verlauten zu lassen. Dieses Gebot der einstweiligen Geheimhaltung auch vor dem Plenum der Kammer erscheint mir um so notwendiger, als ich glaube, daß, was immer auch das Resultat unserer Beratung sein möge, in der zur Besprechung kommenden Angelegenheit mit den befreundeten Regierungen Fühlung zu nehmen ist. Doch ich will dem Verlaufe der Verhandlungen nicht vorgreifen. Da aber die Eventualität einer Geheimhaltung naheliegt, habe ich es für zweckentsprechend gehalten, die Vorsitzenden unserer Kammern zu der heutigen Staatsratssitzung zuzuziehen, damit das Volk durch einige seiner Abgeordneten vertreten sei. Möge Gott uns seinen Beistand in dieser Stunde nicht versagen und

aus unsern Beschlüssen Heil ersprießen lassen zu seiner Herrlichkeit, zum Wohle seines Volkes Israel! Ich eröffne hiermit die Sitzung und erteile Sr. Excellenz dem Ministerpräsidenten als Referenten das Wort."

„Deine Majestät! Königliche Hoheiten!

„Hochgeehrte Herren!

„Bevor ich näher auf die heute vorliegende Frage eingehe: in wie weit es angezeigt scheint, in einen regelmäßigen diplomatischen Verkehr mit dem russischen Reiche zu treten — möchte ich im Wortlaute das uns zugegangene Schriftstück anführen. Dasselbe ist von der Regierung Sr. Majestät des Zaren von Rußland in vollem Einverständnis mit ihrem kaiserlichen Herrn abgefaßt und lautet:

Der Ministerpräsident verlas nun das Dokument, um dann fortzufahren:

„Es ist nicht abzuläugnen, daß wir es hier mit einer kleinen diplomatischen Meisterschrift zu thun haben. Indem die Vergangenheit der Annahme widerspricht, daß die Liebe zu unserem Volke die Ursache zu dieser Anregung gewesen sein mag, und doch der Schein größter Liebenswürdigkeit gewahrt bleibt, liegt vor allem die Frage nahe, weshalb dieses plötzliche Entgegenkommen?

„Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten, wenn auch die Mutmaßung nahe liegt, daß die einflußreiche Stellung Judäas im internationalen Verkehr eine Freundschaft mit uns selbst dort wünschenswert erscheinen läßt, von wo Jahrhunderte hindurch für unsere Vorfahren die bittersten Leiden ausgingen. Ich habe nicht nötig, euch ein Bild des dereinstigen

Verhältnisses zwischen Rußland und den Juden zu entrollen. Was ich ins Auge zu fassen habe, beschränkt sich vorzugsweise auf zwei Punkte. Erstens, welchen Einfluß in politischer Beziehung dürfte ein diplomatischer Verkehr mit Rußland für uns haben, bezw. welche Vorteile oder Nachteile konnten für unser Volk daraus entstehen? Zweitens, welche Aufnahme und Beurteilung dürfte derselbe bei den uns befreundeten Regierungen finden?

„Kein Volk, keine Nation der Welt mag der Vergangenheit eine größere oder gleichgroße Rücksichtnahme schulden als wir, denn unser Reich wurde errichtet auf der Basis einer Religionsgemeinde, deren Ursprung sechs Jahrtausende zurückdatiert. In nichts dürfen wir die Vergangenheit vergessen, und wir haben auch noch keine Veranlassung dazu gehabt, wenn wir auch in manchem der veränderten Zeitlage Rechnung zu tragen gezwungen waren. Heute nun sehen wir uns vor die Frage gestellt, ob wir eine uns in aller Freundschaft gebotene Hand zurückweisen dürfen, aus keinem anderen Grunde, als weil in früheren Zeiten unsere Glaubensgenossen von der gleichen Seite hart bedrängt wurden. Dies würde meiner Ansicht nach der fortschreitenden und veredelnden Denkungsweise unserer Zeit nur wenig entsprechen. Es gab Krieg — soll darauf kein Friedensschluß folgen dürfen? Soll der Beleidigte sich nie mit einer Genugthuung zufrieden geben und zwischen dem einstigen Feinde und sich eine Scheidungsgrenze ziehen, auch wenn auf der anderen Seite geänderte Anschauungen sich Geltung verschaffen? Daß diese Sinnesänderung nicht ohne persönliches Interesse erfolgt sein mag, kann uns wohl schwerlich beeinflussen, denn wo in der Welt hätte ein Menschen-

geschlecht seinen Sitz, das frei von Egoismus nur dem allgemeinen Besten seine Aufmerksamkeit schenkte? Wir haben keinen Nationalfeind im gleichen Sinne wie andere Völker, denn der Grund und Boden, auf dem wir weilen, ward unser auf friedlichem Wege im vollen Einverständnisse mit seinen früheren Bewohnern. Vergrößerung unseres Landes wird uns nie in den Sinn kommen, denn unsere Kolonialpolitik nimmt eine solch günstige Entwickelung, daß die Gefahr einer Uebervölkerung für absehbare Zeiten nicht zu befürchten ist. Wenn trotzdem von irgend einer Seite her Gefahr drohen könnte, so wäre es höchstens von Rußland, dem das Testament des Zaren Peter immer noch vor Augen schweben mag, wenn auch die Hoffnung auf eine Verwirklichung dieses Planes mit den Jahren immer schwächer geworden sein dürfte. Diese politische Berechnung ist nicht außer Acht zu lassen, und ich werde wohl in der Annahme nicht fehl gehen, daß freundschaftliche Beziehungen mit einem Lande von der Ausdehnung und Macht Rußlands auch aus den soeben geschilderten Ursachen nur heilbringend für uns sein können. Andererseits sehe ich in keiner Weise einen Nachteil für uns daraus erwachsen, wenn wir mit der Zeit in einen ausgedehnteren, geschäftlichen Verkehr mit dem russischen Reiche treten, was eine naturgemäße Folge der besseren Beziehungen wäre. Noch liegt die Frage nahe, ob in religiöser Beziehung kein Schaden für uns aus unserem Entgegenkommen entstehen könnte, und ich glaube auch diesen Einwand verneinend beantworten zu dürfen, denn die unbeanstandete Existenz des Königreichs Judäa seit einem Jahrhundert bietet uns hinreichend Bürgschaft, wie zweckdienlich unsere Selbständigkeit als Staat allen

Nationen erscheint, und auch für Rußland darf diese Annahme als vollberechtigt gelten, dafür spricht die von der kaiserlichen Regierung gegebene Anregung.

„Welche Stellung die uns befreundeten Nationen zu dieser Angelegenheit nehmen werden, scheint mir ebensowenig zweifelhaft, denn es liegt kein Grund vor, der einer Freundschaft unsererseits mit Rußland im Wege stünde. Mit allen Nationen stehen wir in diplomatischem Verkehr und alle Nationen wiederum mit Rußland. Welch' eine Ursache könnte da beeinflussend wirken, die einer solchen doch immerhin rein geschäftsmäßigen Verbindung eine mißbilligende Beurteilung zuziehen sollte? Im Gegenteil glaube ich, daß bei der allgemein herrschenden friedlichen Strömung ein derartiges sich Nähertreten in versöhnendem Sinne nur angenehm und günstig wirken dürfte. Ich weiß wohl und finde es natürlich, daß die Sympathien für Rußland keine großen unter uns sind. Die Vergangenheit steht dem hindernd im Wege. Aber die Politik hat weder mit Sympathien noch mit Antipathien zu rechnen, die Regierung hat in ihren Beschlüssen darauf ihr Augenmerk zu richten, was zum allgemeinen Besten zu geschehen hat. Auf Vorurteile, und seien sie noch so berechtigt, dürfen und können wir keine Rücksichten nehmen. Die Vernunft und nicht das Gefühl hat zu entscheiden. Deshalb hielt ich es auch für angezeigt, nicht all' zu sehr in Einzelheiten einzugehen, denn lebhaftes Wachrufen der Vergangenheit würde uns zu leicht in unseren Entschlüssen beeinflussen, und wir haben doch vor allem der Gegenwart und Zukunft Rechnung zu tragen. Ohne deshalb meine Ansicht jetzt schon in einem bestimmten Antrage zum Ausdrucke zu bringen, möchte ich doch nicht unterlassen, noch zu

bemerken, daß wir, den gegebenen Verhältnissen entsprechend, einem diplomatischen Verkehre mit Rußland nicht ablehnend gegenüberstehen sollten."

Das Referat des Ministerpräsidenten fand verschiedenartige Beurteilung. Von mehreren Seiten meldete man sich zum Worte. Der König hielt es noch nicht für angezeigt, seiner Ansicht Ausdruck zu verleihen.

„Ich zolle dem Herrn Ministerpräsidenten Beifall", sagte er, „daß er einer objektiven Beleuchtung das Wort redet. In keiner Weise soll das Urteil der Herren beeinflußt werden, gleichviel ob bei dem einzelnen das Herz oder der Verstand den Ausschlag giebt. Ich selbst behalte mir vor, erst dann meine Meinung zu äußern, wenn ich euere Gründe für und wider gehört habe, denn nichts, auch die Ansicht Eures Königs nicht, soll eure Entschlüsse beeinflussen. Wir können die Tragweite des zu fassenden Beschlusses vielleicht heute noch nicht in ihrem ganzen Umfange ermessen, denn die Folgen sind unberechenbar. Deshalb ist es unsere Pflicht, zu prüfen, zu prüfen, dreimal zu prüfen, ehe wir einen Entschluß fassen. Rabbi Aaron Kohn hat das Wort."

„Wenn ich zu der aufgeworfenen Frage das Wort erbeten habe, so geschieht es gewiß nicht, um mich für oder gegen dieselbe auszusprechen, denn nicht mehr als es meinem kirchlichen Amte zusteht, möchte ich einen Einfluß geltend machen. Als Hoheprieſter der Juden, als erster Diener der Wahrheit aber, muß ich Stellung zu dem angeregten Gegenstande nehmen, und darf meine Denkweise nicht verschweigen. Unsere Vorfahren haben viel gelitten im russischen Reiche für ihren Glauben, für ihren Gott. Der Ewige hat ihnen Kraft und

Stärke verliehen, auszuharren im Elende und unser Gott ist ein Gott der Versöhnung. Gar Mancher wird heute noch im russischen Reiche weilen, dessen Vorfahren ihren Glauben abgeschworen haben, und die im Herzen doch Juden geblieben sind und ihre Kinder auch nach dieser Richtung hin erzogen haben. Ferne liegt es den Grundsätzen unseres Glaubens, nach irgend einer Seite hin Proselyten machen zu wollen, aber dies müssen wir uns sichern, daß, wer aus freieigenem Willen sich zu uns bekennen will, keine Schwierigkeiten findet. Wir haben Toleranz zu allen Zeiten geübt und wollen an unserer humanen Denkweise festhalten in aller Zukunft. Deshalb halte ich es für angezeigt, auch bei der Besprechung des uns heute beschäftigenden Gegenstandes nicht außer Acht zu lassen, ob für die heilige Religion des Judentums wie für alle anderen Konfessionen nicht Zugeständnisse von Rußland zu erhalten sein mögen. Wir sind in dieser Frage vielleicht weniger interessiert wie andere religiöse Gemeinschaften. Aber immerhin dürfte es eine unserer Zeit würdige Aufgabe sein, darauf hinzuweisen, wie wenig in Rußland der Anforderung von Religionsfreiheit Rechnung getragen wird. Als Juden haben wir unser Königreich errichtet, und dennoch haben wir nie der Ausübung irgend einer anderen Religion in unserer Mitte Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Wir achten die Christen, Muhamedaner, Buddhisten für nichts geringer. Diese Worte aus dem Munde eines Hohepriester mögen befremdend erscheinen, aber ich bekenne mich vollkommen zu der von mir soeben erwähnten Berechtigung der Religionsfreiheit, ich halte nur den für einen frommen Menschen, der Gott in der Weise dient, wie sein Herz es ihm vorschreibt.

Glauben macht selig, der Schein des Glaubens aber bleibt stets eine Lästerung des Ewigen. Deshalb nehme ich auch keinen Anstand, in dem Augenblicke, wo ich meiner Pflicht und meinem Herzen gehorchend eintrete für die heilige Lehre unserer Väter, zugleich allgemeiner Religionsfreiheit das Wort zu reden. Mein Beruf ist ein friedlicher; ferne muß es dem geistlichen Führer eines Volkes liegen, den Keim des Streites und der Zwietracht in der Menschen Herz zu pflanzen. So soll auch die von mir gegebene Anregung nur dann von euch berücksichtigt werden, wenn kein religiöser Hader daraus entstehen kann. Aber während keine Rücksicht außer Acht gelassen werden darf, religiösen Streit zu verhüten, soll auch keine Gelegenheit unbeachtet vorübergehen, der Menschheit das Recht des freien Glaubens zu sichern."

Der Hinweis des würdigen Priesters fand allgemeine Billigung, denn Rabbi Kohn hatte allen aus der Seele gesprochen. Der König erteilte nun dem Finanzminister das Wort:

„Jeder von uns," begann dieser seine Ausführungen, „wird in der vorliegenden Frage die seiner Thätigkeit entsprechende Stellung einnehmen d. h. von dem mit seinem Amte zusammenhängenden Gesichtspunkte aus die Folgen ins Auge zu fassen haben. Unsere privaten Ansichten und Wünsche dürften sich ähnlicher sein als die praktischen Schlüsse, die jeder einzelne zu ziehen sich gezwungen sieht. So nimmt gewiß niemand unter uns Anstand, den von der wahren Herzensfrömmigkeit unseres hochverehrten Hohepriesters zeugenden Wünschen beizustimmen, sie theoretisch vollkommen zu unterschreiben, wenn er auch einer praktischen Durchführung entgegenstreben muß. Aber Rabbi Aaron Kohn hat

sich selbst dahin geäußert, daß er nur auf friedlichem Wege etwas erreichen möchte, und so glaube ich als Mitglied der Regierung dafür eintreten zu müssen, daß wir erst Positives erzielt haben müssen, bevor wir auf imaginäre Vorteile bedacht sein können. Ich spreche zu euch nur von meinem Standpunkte aus als Finanzminister, und als solcher teile ich ganz und gar die Ansichten unseres Ministerpräsidenten. Der internationale Verkehr bringt es mit sich, daß wir, wie mit allen anderen Ländern, auch mit Rußland in finanziellen Beziehungen stehen. Unsere Wertpapiere werden an den russischen Börsen und russische Anleihen werden bei uns gehandelt. Unsere Gold- und Silberstücke wie unser Papiergeld haben in Petersburg den gleichen Wert wie in Jerusalem, und der Rubel gilt bei uns nicht weniger als in seiner Heimat. Daß wir es von diesem Gesichtspunkte aus zur Erhöhung und Erleichterung des geschäftlichen Verkehres mit Freuden begrüßen müssen, wenn auch diplomatische Beziehungen zwischen beiden Reichen eröffnet werden, halte ich für um so einleuchtender, da bedeutende Summen russischer Werte in Judäa plaziert sind. Wir geben den Russen unser Geld, wir beweisen dadurch gleichsam, daß wir die Beziehungen mit ihnen nicht scheuen, weshalb sollten wir also einen freundschaftlichen Verkehr mit ihnen ausschlagen? Alle Staaten sind seit Jahrhunderten in finanzieller Beziehung solidarisch und nach dieser Richtung hin muß es mit Freuden begrüßt werden, wenn auch ein politisches Nähertreten der einzelnen Regierungen die Basis des Friedens befestigt und die herrschenden Zustände sichert."

Der König überlegte nach der Rede des Finanzministers, ob er noch eine Meinungsäußerung Rothschilds veranlassen

sollte, aber er zog es vor, dies noch zu verschieben und so erteilte er dem ersten Vorsitzenden der Kammer der Väter das Wort:

„Ich stehe insoweit auf dem Standpunkte des Finanzministers, daß ein jeder von uns die subjektive Stellungnahme zurückzusetzen und dafür die objektive Ansicht, welche ihm sein Amt auflegt, zu vertreten hat. Ich stimme darin mit meinen Kollegen überein. Wir sind die berufenen Dolmetscher des Volkes und dessen Stellungnahme zu einem mit Rußland zu eröffnenden, diplomatischen Verkehr dürfte zweifelsohne eine mehr ablehnende sein. Man hat und kann nicht vergessen, welchen Unbilden unsere Vorfahren in jenem Lande ausgesetzt waren, und wir würden unserem Herzen ein schlechtes Zeugnis ausstellen, wenn wir, da zum erstenmal die Frage näherer Beziehungen mit Rußland vor uns aufgeworfen wird, einfach Ja und Amen sagten. Unser Groll — ich darf dieses Wort wohl gebrauchen — richtet sich nicht gegen Rußland, auch nicht gegen die Russen, sondern gegen das daselbst vorherrschende System; nicht den einzelnen belasten wir, sondern die Gesamtheit, die aufgewachsen ist in Ansichten, welche aller Menschenwürde Hohn sprechen. Wenn wir unsere Blicke auf die verschiedenen Völker lenken, so finden wir viele, die, wenn sie auch momentane, freundschaftliche Beziehungen unterhalten, doch im innersten ihres Herzens keineswegs gut Freund sind. Das allgemeine Gebot der Nächstenliebe findet recht wenig Anwendung auf nicht stammverwandte Völker, und doch wäre es gerade diesem göttlichen Gesetze beschieden, wahren, ewigen Frieden unter den Menschen zu verbreiten. Wenn wir nun fragen, welche Gründe die feindseligen Empfindungen in den Herzen der ver-

schiedenen Nationen erstehen ließen, so liegt die Antwort klar zu Tage, daß die Hauptursache in beleidigtem Nationalstolz gipfelt, daß eine Nation der anderen einen früheren Sieg nicht verzeihen kann. Tiefer aber liegt unser Groll gegen Rußland; nicht durch Landverluste und Niederlagen wurde er erzeugt; man hat versucht, uns die Menschenwürde, die Ehre, die Religion zu rauben. Man hat den Juden zum Sklaven erniedrigt, ihn für vogelfrei erklärt. Dies einfach zu vergessen, ist ein Ding der Unmöglichkeit und wäre unserer unwürdig. Deshalb wird im Anfange die Meinung des Volkes der von Rußland aus angeregten Annäherung nicht günstig sein. Wenn sich aber erweisen läßt, daß die Stimmung in der Regierung und im Volke des russischen Reiches im Laufe des letzten Jahrhunderts eine thatsächlich andere geworden ist, so wird angesichts der gebesserten Verhältnisse, des geläuterten Sinnes der Russen einem Entgegenkommen unsererseits wohl nichts im Wege stehen. Wir zweifeln nicht, daß ein intimerer Verkehr mit Rußland sich nützlich und zweckentsprechend gestalten dürfte, und eine der schönsten Eigenschaften unseres Volkes ist es, den nicht von sich zu weisen, der begangenes Unrecht bereuend eingesteht. Deshalb stelle ich mich auf den Standpunkt unseres würdigen Hohepriesters, nur möchte ich seinen Ausführungen noch vermehrtes Gewicht beilegen als er selbst es gethan hat. Nicht nur was Rabbi Aaron Kohn angeführt, zu erreichen, sollten wir uns bemühen, sondern der Erfolg dieser Bemühungen wäre als ausschlaggebend zu betrachten, ob wir eine Annäherung an Rußland für wünschenswert erachten oder nicht. Die Verhandlungen sind noch nicht so weit vorgeschritten, als daß ich mir schon jetzt erlauben könnte, einen dies-

bezüglichen Antrag zu formulieren, aber ich möchte euch doch dringend bitten, diesen Ausgangspunkt als feste und sichere Basis ins Auge zu fassen."

Allgemeine Anerkennung lohnte den Redner, welcher der Ansicht der Mehrheit Ausdruck verliehen hatte. Als daher der erste Vorsitzende der zweiten Kammer, der sich bereits zum Worte gemeldet hatte, vom Könige zu seiner Meinungsäußerung aufgefordert wurde, konnte er sich kurz fassen:

„Ich glaube im Sinne meiner Kollegen und unserer Wähler zu sprechen," sagte er, „wenn ich mich den Worten des geehrten Vorredners anschließe. Nur möchte ich das Eine noch betonen, daß wir es für unsere Pflicht halten müssen, in dem Zwiespalte zwischen den Geboten des Verstandes und Herzens, nicht dem Gefühle ausschließlich die Herrschaft einzuräumen. Wir haben neben der Vergangenheit auch die Zukunft ins Auge zu fassen und wollen nichts versäumen, dieselbe für unser Volk so Glück und Segen bringend zu gestalten als möglich."

„Deine Majestät, ich bitte um das Wort."

Es war der Kronprinz, der sich gemeldet hatte, und alle Blicke richteten sich auf ihn, denn es war das erste Mal, daß er sich im großen Rate an einer Debatte beteiligte. Man sah ihm die Aufregung an, die bewies, wie wohl er sich der Verantwortung bewußt war, welche seine Rede auf ihn laden würde, und daß er sich die Tragweite des zu fassenden Entschlusses wohl vor Augen hielt. Alles war voll Spannung und Erwartung, als jetzt König David sagte:

„Seine Königliche Hoheit, Kronprinz Salomon hat das Wort."

Und da stand nun der jugendliche Redner; erst blickte er einige Sekunden im Saale umher, dann begann er anfangs

langsam und voll Bedacht, dann durch den Gegenstand immer mehr angefeuert, mit hinreißender Beredtsamkeit:

„Deine Majestät! Hohe Herren!

„Das Herz im Konflikte mit dem Verstande! Dieser Hinweis kehrt wieder in allen bisher gehaltenen Reden und darin darf ich wohl die Ursache suchen, daß überhaupt noch kein positiver Vorschlag zur Beratung eingebracht wurde, auf den näher einzugehen mir lieber gewesen wäre, als einfach zur Sache zu reden, die zwar vielsagend und doch in der Form, wie sie uns heute vorliegt, meines Ermessens nach von durchaus nicht ausschlaggebender Bedeutung ist. Gerne wäre ich dem Beispiele Sr. Majestät des Königs, meines gnädigen Herrn Vaters gefolgt und hätte mit meiner Meinungsäußerung zurückgehalten, bis eine definitive Stellungnahme meinerseits möglich gewesen wäre, aber meine Ansicht läuft dem bisher Verlauteten so vollkommen entgegen, daß ich nicht umhin konnte, mich zum Worte zu melden. Ich spreche heute zum ersten Male zu euch und dies gleich in einer Sache, der mit Recht theoretisch großes Gewicht beigelegt wird. Praktisch finde ich die Angelegenheit noch keineswegs spruchreif. Ich werde dies späterhin zu begründen versuchen und möchte einleitend nur darum bitten, wenn meine Jugend eine falsche Beurteilung der gegebenen Verhältnisse mit sich bringen sollte, mich eines Besseren zu belehren, wofür ich stets dankbar sein werde. Ich habe die Lage in der sich unsere Vorfahren im russischen Reiche befanden, zum Gegenstande eingehenden Studiums gemacht und mein Herz war voll Schmerz und Jammer erfüllt, als sich die Bilder grausamer Barbarei vor meinen Augen enthüllten. Das war kein einer stolzen Nation wür-

diges Vorgehen, das erniedrigte Rußland mehr als die Juden. Es dürfte vorteilhaft sein, wenn jeder Einzelne von uns sich diese Verkommnisse vergangener Tage klar vor Augen führt, denn nur im Erkennen der dereinstigen Sachlage liegt die Möglichkeit eines gesunden Urteils. Nichts nützt es uns, wenn wir uns blind stellen, da wir doch sehend sind. Wir wissen, daß die Juden in Rußland, Männer, Frauen und Kinder der bittersten Not preisgegeben wurden, wir wissen, daß sie der notwendigsten Lebensmittel beraubt und von ihren Wohnstätten vertrieben wurden, wir wissen, daß sie schutz- und hilflos unter Leuten lebten, die sich Menschen nannten und Wüteriche waren, wir wissen, daß sie ihres Habs und Guts beraubt wurden, damit ihre Unterdrücker sich bereichern konnten, wir wissen, daß sie fortgejagt wurden von Heim und Hof, daß sie kein ehrliches Gewerbe treiben durften. Die Mutter wurde von dem Kinde gerissen, der Vater nach Sibirien verbannt, der Jude war gleich dem Wilde, das zu erlegen dem Schützen als eine kühne That angerechnet wird. Diese Thatsachen wollen wir uns vorhalten, wenn es uns auch zu weit führen würde, die einzelnen Greuelbilder ausführlich zu schildern. Und während wir uns dieses Jammerleben der russischen Juden, die ja Rußland als Vaterland lieben und hochachten sollten, die im Falle des Krieges für die Heimat einstehen sollten mit Leib und Leben, ausmalen und bedenken, daß denjenigen, welchen die Verfolgungen unerträglich wurden, die Möglichkeit geraubt war, auszuwandern, sich anderswo eine Heimstätte zu gründen, dann sind wir, ohne daß wir des geflossenen Blutes, des vernichteten Familienglückes erwähnen, in der Lage, uns ein einigermaßen

klares Bild der damaligen Verhältnisse zu machen. Doch zu einer gerechten Würdigung der Sachlage genügt dies noch lange nicht; dreierlei ist es vielmehr, auf das ich besonders hinweisen möchte. Wie war das Verhältnis der nicht unter russischer Botmäßigkeit stehenden Juden zu diesem Reiche? Wie verhielten sich die den Thatorten fernewohnenden Juden zu den Verfolgungen, welche ihre Glaubensgenossen heimsuchten? Hat die Geschichte des Judentums ähnliche Schauderdinge zu verzeichnen?

„Es ist natürlich, daß die außerhalb Rußlands wohnenden Juden keine besondere Lust verspürten, nach einem Lande zu reisen, wo ihren daselbst einheimischen Glaubensgenossen das ungerechteste Leid zugefügt wurde. Dennoch bestanden manigfache, vor allem geschäftliche Beziehungen, die es dem einzelnen wünschenswert erscheinen lassen mußten, zeitweise die bedeutendsten Städte des Kaiserreiches zu besuchen. Dies war ihnen aber nur in Ausnahmefällen gestattet, denn es existierte ein Gesetz, das allen fremden Juden den Aufenthalt in Rußland untersagte und dies zu einer Zeit, wo bereits allenthalben Glaubensfreiheit herrschte. Ich bitte, das Gesagte im Auge zu behalten, denn ich werde in meiner Schlußfolgerung auf dieses Gesetz zurückkommen müssen. Treten wir der zweiten Frage näher, so können wir uns eines Gefühles des Bedauerns nicht erwehren, daß von Seiten der sich in besserer Lage befindlichen Juden verhältnismäßig wenig für ihre Glaubensgenossen geschah. Zwar wurden Geldsammlungen veranstaltet, ein hochherziger Mann, dessen Name heute noch nach Jahrhunderten mit Ehren genannt zu werden verdient — ich meine Baron Hirsch — spendete Millionen, bemühte sich, den Heimatlosen eine neue Hei-

mat zu schaffen, aber dies alles blieb nur ein Tropfen in dem Meere des Elends. Die Mehrheit der Juden verhielt sich passiv, sparte nicht mit Worten, das Leid der Armen zu beklagen, trug ihr Scherflein durch armseligeSpenden bei, eine That war nicht zu verzeichnen. Millionen hätten damals zusammen fließen müssen, den um ihres Glaubens willen Leidenden nicht nur eine Heimat, sondern auch eine glückliche Heimat zu verschaffen. Statt dessen soll man überlegt haben, ob sich nicht Mittel und Wege finden ließen, die aus Rußland fliehenden oder vertriebenen Juden von der eigenen Heimat ferne zu halten, denn man fürchtete eine Einbuße des daselbst errungenen Ansehens, wenn plötzlich eine Anzahl Juden auftauchten, die an Bildung und Zivilisation auf einer noch niedrigen Stufe stünden, wie solches ja auch bei den anderen, nicht jüdischen Unterthanen des russischen Reiches der Fall war. Der Egoismus trat auch hier klar zu Tage und anstatt in erster Linie daran zu denken, wie zu helfen und zu retten sei, wurde überlegt, wie man einer persönlichen Belästigung vorbeugen könne. Unsere Glaubensgenossen scheinen also keineswegs unter voller Zurücksetzung des eigenen Ichs den bedrängten Brüdern beigesprungen zu sein. Auf Einzelheiten werde ich mir vielleicht später noch erlauben zurückzugreifen, z. B. auf eine Anleihegeschäft des Jahres 1890 der nicht jüdischen Zeitrechnung. Ich habe für nötig gefunden, euch auch die Kehrseite der Medaille zu enthüllen und indem ich eine, wie ich glaube, nicht ungerechte Anklage gegen unser eigen Volk erhebe, bin ich doch nicht so kurzsichtig, die entschuldigenden Gründe für das bezeichnete Verhalten zu übersehen. Die Juden waren zerstreut unter allen Völkern, die Berührungspunkte waren ge-

ring, das Zusammenhalten kein festes. Man richtete sich nach den Menschen, in deren Mitte man lebte, man wollte die mühsam errungene Gleichstellung nicht preisgeben und fürchtete dies zu thun, indem man ein zu weitgehendes Interesse für die Verfolgten an den Tag legte. Man gab sich den Anschein, als ob diese Juden, die an Bildung soweit zurückstanden, nicht ebenbürtig wären. Ja, Bildung erhebt, meine Herren, wir wollen dies nicht in Abrede stellen, aber alles Wissen ist eitel und Wahn, wenn die Herzensbildung vernachlässigt bleibt. Diesen Vorwurf will ich nun nicht in seiner ganzen Tragweite auf die Juden jener Zeit anwenden, sie mögen im innersten Herzen vielleicht doch tiefes Weh' und wahres Mitleid empfunden haben, aber was ihnen jedenfalls gebrach, das war der Mut, sich offen zu den verfolgten Glaubensgenossen zu bekennen. Diesen Vorwurf können wir ihnen nicht ersparen. Sie thaten zwar, was sie für möglich hielten und in diesen gesteckten Grenzen fanden sie — ich konstatiere es heute noch nach Jahrhunderten mit freudiger Genugthuung — werkthätige Beihilfe von Nichtjuden. Die ganze Welt war empört, überall, wo man Sitte und Gerechtigkeit zu wahren wußte, erschollen Stimmen des Unwillens, und überall suchte man zu helfen. Meine Darlegung der damaligen Zurückhaltung der Glaubensgenossen hat den Zweck, meine Ansicht zu begründen, welche dahin geht, daß wir nicht zu strenge Richter gegen Rußland sein dürfen, daß wir veränderten Verhältnissen wohl Rechnung tragen können, ja es sogar müssen, denn wie im Laufe der Zeit ein engeres Aneinanderschließen der Juden durch die mit Hilfe der befreundeten Mächte zustande gekommene Gründung Judäas ermöglicht, und die Scharte von damals da-

durch ausgewetzt wurde, so mögen auch in Rußland liberalere, der Toleranz mehr Rechnung tragende Anschauungen zum Durchbruche gekommen sein. Unsere erste Aufgabe ist es daher, zu prüfen, ob dies der Fall ist und darnach unsere Maßnahmen zu treffen. Weshalb ich nun den dritten oben angeführten Punkt noch in Betracht gezogen wissen will, liegt mir noch ob, zu erklären. Waren die Juden schon einmal in einer ähnlich traurigen Lage, wie seiner Zeit in Rußland? Die Geschichte unseres Volkes weist viele düstere Blätter auf, aber keines, welches dem Elende gleichkäme, das unsere Vorfahren in Ägypten zu erleiden hatten. Gottes Allmacht erlöste die zur Frohnknechtschaft Erniedrigten, wie er noch zu allen Zeiten den Kindern Israels beigestanden hat. Aber man war dennoch nicht von Haß gegen Ägypten erfüllt, und so dürfen wir im Prinzip auch keinen Haß gegen Rußland im Herzen tragen. Unheil verhüten, sei unsere Aufgabe, nicht der Rache wollen wir leben. Wenn es Thatsache ist, daß sich die Anschauungen in Rußland geändert haben, so versündigen wir uns keineswegs gegen die Vergangenheit, wenn wir die Hand ergreifen, die uns in friedlicher Absicht geboten wird. Ich will nun, bevor ich meine subjektive Ansicht euch vorlege, noch auf einzelne, bis jetzt hier gefallene Äußerungen zu sprechen kommen, in sofern ich sie nicht bereits berührt habe. Ich billige die Ansichten des Herrn Ministerpräsidenten, daß wir in dem zu fassenden Beschlusse auf die Meinung der befreundeten Nationen Rücksicht zu nehmen haben, soweit dies unter Wahrung unserer Selbstständigkeit möglich ist. Vor allem denke ich, daß, auch was Anleihen, die mit dem russischen Reiche abzuschließen sind, anbetrifft, die Meinungsäußerung sämtlicher Regier-

ungen eingeholt werden müsse. Die Geschichte lehrt uns, daß Geld in Friedens- wie in Kriegszeiten eine hervorragende Rolle spielt, und es scheint mir die Pflicht eines jeden treuen Bürgers, nicht dem eventuellen Gegner Mittel zu einer Schädigung des Vaterlandes zur Verfügung zu stellen. Daß Rußland einen diplomatischen Hintergedanken verfolgt, indem es um unsere Freundschaft wirbt, haben wir vorläufig kein Recht, anzunehmen, und gerne stimme ich der Ansicht des Herrn Ministerpräsidenten bei, daß uns die Freundschaft eines so mächtigen Reiches nur vorteilhaft sein kann. Aber nur auf wahre, uneigennützige Freundschaft kann dieser Satz sich beziehen. In wie weit wir im Verkehr mit Rußland auf eine solche zählen können, muß geprüft werden, und die eventuell anzuknüpfenden Unterhandlungen werden hierüber wohl Aufklärung bringen. Von ganzem Herzen stimme ich den bedeutungsvollen Worten unseres Hohepriesters bei. Wir haben einzustehen und sind als Leiter der Staatsangelegenheiten verantwortlich für das Wohl unseres Volkes, aber wir dürfen die erhabene Mission nicht aus dem Auge lassen, zu wirken für Toleranz, für Entfaltung des religiösen Gefühles jedes Einzelnen. Diese schöne Aufgabe, die uns von unseren Ahnen überkommen ist, verleiht unserem Leben ein besonderes Gepräge; nicht nur für materielle Vorteile haben wir unsere Kraft einzusetzen, für seelische Freiheit, für Erhöhung des Menschenwertes zu kämpfen, adelt und erhebt uns. Der Herr Finanzminister hat die Sache von der praktischen Seite aufgefaßt und sich durch die Betonung, daß sein Amt und seine Stellung ihn auf einen bestimmten Standpunkt verweise, im Vorhinein salviert. Ich möchte aber doch die Bitte an euch richten,

in einer Angelegenheit, die das Wohl unseres Volkes so tief berührt, nicht dem finanziellen Vorteile eine so große Wichtigkeit beizumessen. Ich hege die feste Überzeugung, daß dies nicht geschehen wird, und daß die lockende Aussicht eines materiellen Gewinns keinen Einfluß auf uns auszuüben imstande sein wird. Die Worte, welche die Vertreter der beiden Kammern sprachen, fanden allgemeine Billigung; wir wollen ernstlich zu Rate gehen und dann nach bestem Wissen und Gewissen entscheiden. Ich habe bereits gesagt, daß ich die Angelegenheit noch nicht für spruchreif halte, denn die Geheimhaltung der von Rußland kommenden Anregung würde das Ganze in einem falschen Lichte erscheinen lassen, wir würden als Bittende gelten, wo wir die Gewährenden sind. Wir können meiner Ansicht nach dem Anerbieten erst dann näher treten, wenn Rußland offen einen dahin zielenden Wunsch zum Ausdruck bringte. Ich habe vorhin eines Gesetzes Erwähnung gethan, das den nicht in Rußland einheimischen Juden den Aufenthalt in diesem Reiche untersagte. Nirgends finde ich, daß dieses Gesetz aufgehoben wurde. Seit Gründung unseres Reiches ist diese Bestimmung zwar ziemlich illusorisch geworden, aber sie ist vorhanden und kann jeden Augenblick gegen unsere Glaubensgenossen Anwendung finden. Es giebt demnach also ein Gesetz in Rußland, dem zufolge unserem Gesandten der Aufenthalt in Petersburg verboten werden kann. Indem wir, bevor wir in Unterhandlungen eintreten, die Aufhebung dieses Gesetzes verlangen, stellen wir nur ein allen Ansprüchen der Billigkeit entsprechendes Begehren und können aus der uns zu teil werdenden Antwort auf die wahre Stellungnahme Rußlands zu uns schließen.

Ist sie eine freundschaftliche, dann werden wir wohl daran thun, das Entgegenkommen nicht zurückzuweisen, ist sie ablehnend, so werden wohl im Vorhinein alle weiteren Unterhandlungen überflüssig erscheinen. Die Frage liegt noch vor, welches direkte Interesse Rußland an seinem Anerbieten hatte. Ich glaube, daß uns im Laufe der Debatte noch der eine oder andere Fingerzeig gegeben werden dürfte, und halte es für überflüssig, jetzt schon eine Bemerkung, die doch nur auf Mutmaßungen basieren und allgemein sein könnte, daran zu knüpfen. Ich hoffe und wünsche, daß unsere heutigen Verhandlungen ein zufriedenstellendes Resultat zeitigen werden. Müssen wir uns auch darauf beschränken, die gegebenen Verhältnisse nach jeder Richtung hin zu beleuchten, so ist doch klar zu sehen, auch im Falle eines Scheiterns des angeregten diplomatischen Verkehrs, ein Erfolg, den wir nicht unterschätzen dürfen. Mit Vorsicht und Klugheit müssen die Unterhandlungen geführt werden, und sie werden es, dafür sind uns die Räte der Krone Bürge, das sichert uns in erster Linie Se. Majestät, unser König selbst, der in allen seinen Entschlüssen sich von der ihn schmückenden Weisheit leiten läßt. Es ziemt nicht mir, dem Sohne, vor euch ein Loblied des Vaters zu singen, aber da ich hoffe, daß seine weise Erfahrung und sein hohes Wissen meine noch vielleicht zu jugendlichen Anschauungen gnädig beurteilen, und soweit sie irrig sind, berichtigen werden, möchte ich dies gesagt haben, um dadurch meine ausführliche Darlegung abzuschwächen. Nicht abzuschwächen aber ist das Gefühl, welches ich für unser Volk empfinde. Mit Leib und Seele, mit ganzem Vermögen will und werde ich stets eintreten, wenn es das Wohl des Vaterlandes gilt. Groß und

mächtig soll unser Judäa dastehen und sein höchster Stolz bilde zu allen Zeiten die Einigkeit der Kinder Israels. Unser heiligstes Gut bergen wir in unseren Herzen: den Glauben. Der Glaube ist es, der unser Heim zu einem irdischen Paradiese gestaltet, er ist es, der die Liebe zu unseren Angehörigen immer tiefer Wurzel schlagen läßt, er ist es vor allem, der die unlöslichen Bande knüpft zwischen uns und unserem Gotte. Und dafür unsere ganze Kraft einzusetzen ist unsere heilige Aufgabe, und dies wird uns auch den Weg weisen, den wir in dieser Sache einzuschlagen haben. Nie und nimmer dürfen wir uns etwas vergeben, festhalten müssen wir an den Gesetzen, die uns von unseren Vorfahren überliefert wurden, wie es geschehen ist zu allen Zeiten. Wir buhlen um die Gunst keiner Nation, denn wir wollen in Ehren und Ansehen stehen bei allen Völkern. Man soll uns beurteilen nach unseren Thaten. Daß es uns dann nie an Freunden fehlen wird, dürfen wir hoffen. Wir aber wollen uns stets der edelsten Freundschaft wert halten und sie, wo man sie uns entgegenbringt, treu erwiedern. Gottes Schutz aber leuchte über uns und unsere Freunde!"

Die Rede des Kronprinzen rief stürmischen Beifall hervor und alle Anwesenden waren von Freude erfüllt über die Worte des jugendlichen Fürstensohnes, der so tapfer eintrat für die Sache des Glaubens, der frei, ohne Scheu und Rückhalt seinen Empfindungen Ausdruck gegeben hatte. Aber Salomon hatte mehr gethan. Mit kurzen Worten hatte er ein erschöpfendes Bild der wahren Sachlage geliefert, genau die einzunehmende Stellung gezeigt, und hatte, was vor allem seiner Jugend zur Ehre gereichte, sich gleich ferne von übertriebenem Optimismus und Pessimismus gehalten.

Sich so als würdiger Sohn eines edlen Vaters erweisend, erbrachte er zugleich den Beweis eines diplomatischen Scharfblickes, indem er einen Ausgangspunkt aus der nicht ganz klaren Situation zeigte. Selbst der König hatte mit stolzer Vaterfreude den Worten des Sohnes gelauscht, die ihm nicht nur ihres Gehaltes, sondern auch der schlichten Vortragsweise wegen gefielen. Er stellte hohe Anforderungen an den Sohn, der sein Nachfolger werden sollte, denn viel Verantwortung lastet auf einem Monarchen, aber er hatte keinen Grund, auch nur den geringsten Einwand zu erheben gegen das, was er soeben gehört hatte.

König David näherte sich dem Kronprinzen und sprach laut: „Ich beglückwünsche dich, mein Sohn, zu deiner Rede; ich bin mit dir zufrieden;" ein Lob, das dem jungen Manne schöner und wertvoller dünkte als alle Anerkennungen und Lobpreisungen, die ihm zu teil wurden. Das Lob aus der Eltern Mund ist die höchste Ehrung für ein junges Menschenkind.

Die Ordnung war auf einige Zeit aufgelöst, denn ein jeder wollte dem Prinzen seine Glückwünsche unterbreiten. Es lag ein Moment von historischer Bedeutung in der Ansprache des Thronfolgers, der heute zum erstenmal gleichsam sein politisches Glaubensbekenntnis offenbart hatte.

Nachdem die Herren wieder ihre Plätze eingenommen hatten, erhob sich der König und ernst, mit Nachdruck sprach er:

„Werte Herren!

„Es gereicht mir zu besonderer Freude, mich den Ausführungen Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen anschließen zu können, der, wie ich gerne lobend anerkenne, heute die Prüfung seiner staatsmännischen Begabung zu unserer Befriedigung abgelegt hat. Wir wollen des Jünglings Wort beherzigen und einstehen

für unser Reich und unseren Glauben, die Fahne des Judentums unentwegt hochhalten. Der Weg, welchen der Kronprinz in der zur Sprache stehenden Angelegenheit vorgeschlagen hat, ist meiner Ansicht nach annehmbar, und so möchte ich durch namentliche Abstimmung Eure Ansicht darüber hören, ob Ihr damit einverstanden seid, meine Minister zu ermächtigen, auf die Mitteilung der kaiserlichen Regierung in Petersburg dahin lautende Antwort zu erteilen, daß wir keine Ursache haben, einen diplomatischen Verkehr mit Rußland abzulehnen, vielmehr freundschaftlicher Verbindung geneigt sind, und daß jedes Entgegenkommen Rußlands von uns anerkannt und herzlich erwidert werde. Wir wollen betonen, daß es uns zur Freude und Rußland wie Judäa zur Ehre gereichen wird, wenn eine in Glaubenssachen tolerante und liberale Anschauung immer mehr um sich greift, und der nach dieser Richtung hin oft dunklen Vergangenheit eine lichte Gegenwart folgt. Als wichtigste und erste Forderung aber müssen wir die Aufhebung eines Gesetzes verlangen, das allen modernen Anschauungen zuwiderläuft und die Anbahnung eines diplomatischen Verkehrs vereitelu müßte. Wir können niemals einwilligen, unseren Gesandten in Petersburg nur geduldet zu sehen, sondern er muß frei wie jeder Vertreter eines anderen Staates überall in Rußland seinen Aufenthalt nehmen können und gleich ihm jeder Jude. Wir wollen auch nicht unterlassen, zu betonen, daß wir eine Kundgebung von kaiserlicher Seite, die jedem Glauben freie Entfaltung im russischen Reiche sichert, mit besonderer Genugthuung begrüßen würden und anzunehmen ein Recht haben, daß alle Nationen der Welt Rußland zu einer Äußerung beglückwünschen würden, welche dieses große

Reich den anderen Staaten bedeutend näher rücken muß. Wer gegen eine Formulierung der Rußland zu erteilenden Antwort in besagtem Sinne etwas einzuwenden hat, möge uns seine Ansicht zur Kenntnis bringen."

Da auf diese Aufforderung hin niemand das Wort erbat, so erfolgte namentliche Abstimmung und es erwies sich Einstimmigkeit in der Entscheidung. Nachdem somit der wichtigste Punkt der Tagesordnung erledigt war, sagte der König:

„Wiederholt wurde im Verlaufe unserer heutigen Sitzung die Frage aufgeworfen, welches Interesse Rußland veranlassen könne, um unsere Freundschaft zu werben. Wir wollen annehmen, daß die Beweggründe wohlwollender Natur sind, wenn auch materielles Interesse mit unterlaufen mag. Ich halte es für überflüssig, heute die Debatte darüber zu eröffnen. Weiter wurde erwähnt, daß große Anleihen fremder Staaten durch unsere Finanzleute nur mit Genehmigung der Regierung entriert werden sollten. Ich teile diesen Standpunkt und richte deshalb an Herrn Rothschild das Ersuchen, seine Kollegen zu veranlassen, in jeweiligen Fällen sich mit unserem Finanzminister ins Einvernehmen zu setzen, der die Angelegenheit sofort vorzulegen von uns verpflichtet wird. Bei geeigneter Gelegenheit werden wir übrigens eine diesbezügliche Einigung aller Mächte beantragen, denn wir wünschen nicht, daß unseren Finanzmännern größere Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden als denjenigen anderer Staaten. Ich schreite zur Schlußerklärung unserer Sitzung, wenn niemand mehr etwas auf die heutige Tagesordnung Bezügliches zu melden hat."

Rothschild bat noch um das Wort.

„Es ist selbstverständlich," sagte er, „daß ich für meine Person den Wünschen Sr. Majestät, unseres gnädigsten Königs, und der hohen Versammlung vollkommenste Befolgung zusage. Kein Geschäftsmann wird einen anderen Standpunkt einnehmen als ich, denn derjenige wäre ein schlechter Bürger, der nicht das Wohl und Interesse des Vaterlandes über alle persönlichen Vorteile setzte. Deshalb glaube ich auch jetzt schon im Sinne aller meiner Freunde zu handeln, indem ich eine diesbezügliche Zusage gebe. Wir werden nicht versäumen, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln für die Wohlfahrt Judäas einzutreten."

Rothschild fühlte sich dem Könige zu Dank verpflichtet, der das in die Form eines Wunsches gekleidet hatte, was er hätte einfach befehlen können. Auch darin hatte der Fürst seine stets geübte Rücksicht heute wieder zu erkennen gegeben, daß er die von Rußland projektierte Anleihe nicht schon als Thatsache hinstellte, und so es den Beteiligten ermöglichte, den Verzicht als eine freiwillige Leistung erscheinen zu lassen, wenn diese auch zum Teile nur einem moralischen Zwange folgten.

Nachdem der König in der üblichen Form die Sitzung geschlossen hatte, zeichnete er noch verschiedene der Herren durch persönliche Anrede aus. Besonders laut sprach er, da er sich nun an den Hoheprieſter wandte.

„Mein lieber Rabbi Kohn," sagte er und alle Anwesenden konnten es hören, „hoffentlich hat die lange Debatte dich nicht zu sehr angestrengt."

„Nein, Majestät, sie hat mich vielmehr freudig gestimmt, indem sie wiederum ein beredtes Zeugnis für die Einigkeit inmitten unseres Volkes ablegte. Geradezu beglückt aber

haben mich die Worte Sr. Königlichen Hoheit, unseres geliebten Kronprinzen."

„Dies wird meinen Salomon besonders freuen, lieber Rabbi. Wenn du also von den Anstrengungen des heutigen Tages nicht zu sehr ermüdet bist, werde ich heute noch bei dir vorsprechen."

„Es ist eine besondere Gunst, die Deine Majestät mir erweist."

„Ich hoffe, daß wir uns gut unterhalten werden, Rabbi. Meinen Sohn bringe ich mit und hoffentlich wird Fräulein Dina zu Hause sein. Mit deiner Tochter plaudern zu dürfen, habe ich ihm als Zeichen meiner Zufriedenheit versprochen, und er hat sich wacker gehalten."

Salomon, der neben dem Könige stand, küßte des gütigen Vaters Hand. Seine Augen strahlten. Rabbi Kohn fand keine Worte, er dachte des Glückes seines einzigen Kindes und faltete die Hände, Gott dafür zu danken, der sein Gebet verstand auch ohne Worte.

Alle Anwesenden errieten die Bedeutung des angekündigten Besuches und unter begeisterten Hochrufen verließ der König, gefolgt von dem Kronprinzen, den Saal.

Die Zurückbleibenden umringten den greisen Hohepriester, ihn zu beglückwünschen.

Zwölftes Kapitel.

In gehobener Stimmung kehrte Rabbi Aaron Kohn von der Sitzung nach Hause zurück, wo bereits die Tochter seiner harrte. Dina sah es dem geliebten Vater an, daß etwas Besonderes sich ereignet haben müsse, denn seine Augen leuchteten und mit liebevollen, zärtlichen Blicken betrachtete er sein schönes Kind. Er küßte sie auf die Stirne und sprach leise: „Gott segne dich, meine Tochter!“

Die Rührung ließ ihn nicht weiter reden und das Mädchen wollte nicht fragen. Der Vater wird ihr schon mitteilen, was ihr zu wissen zieme. Sie geleitete den doch etwas Erschöpften zu einem Sessel, dann sorgte sie für einen kleinen Imbiß. Es war Gewohnheit, daß Dina den Vater selbst bediente.

Gar bald hatte der greise Mann sich soweit erholt, um die auch ohne Frage augenscheinliche Neugier des Töchterleins stillen zu können. Er hieß sie, ihm gegenüber Platz nehmen und sagte:

„Ist alles vorbereitet, mein Kind, einem hohen Gast würdigen Empfang zu bereiten?“

„Soweit auf keine besonderen Vorbereitungen Anspruch gemacht wird, gewiß, mein Vater!“

„Se. Majestät, unser König, hat mir seinen Besuch angekündigt. Der Kronprinz wird ihn begleiten.“

„Salomon?“

„Ja, Salomon, und wie ich fast glauben darf, dein Salomon, mein Kind! Eure Liebe ist eine reine, edle und Gottes Segen ruht auf Euch."

„So hat der König . . .?"

„Er hat nichts gesagt, aber es war nicht schwer, sein Denken sowie die Absicht seines Besuches zu erraten. Daß er uns besucht, gerade heute besucht, ist ein Beweis seiner wohlwollenden Gesinnung."

„Warum betonst du das „heute" so sehr, mein Vater?"

„Weil er mir seinen Besuch nach Schluß einer hochwichtigen Staatsratssitzung angekündigt hat, in deren Verlauf sich unser Kronprinz hervorragend auszeichnete. Du kannst stolz sein auf die Liebe eines solchen Jünglings, meine Dina! Wie ein Held stand er vor uns und sprach mit feuriger Beredtsamkeit Worte, gleich ehrend für Herz und Geist. Gott segne ihn, der in seinem ganzen Wesen wahrhaft gut ist und mir Bürge ist für das Glück meines Kindes."

„Und ich liebe ihn auch so sehr! Nicht sein Wissen, nicht sein fürstlicher Rang sind es, die ihn meinem Herzen teuer machen, ich liebe ihn, weil ich ihn lieben muß und kann nicht sagen, worin die Ursache meiner Liebe besteht."

„Das eben, mein Liebling, ist die wahre Liebe. Jetzt aber sieh' zu, daß du deine beste Gewandung wählst, so hohen und so lieben Gästen würdig entgegenzutreten."

Dina küßte des Vaters Hand und zog sich zurück, der Weisung zu folgen. So lange hatte sie noch nie gebraucht, sich zu schmücken und doch war die Wahl so einfach. Ein weißes Kleid und eine Rose im Haar! Aber jeden Augenblick machte sie eine Pause, sie war so traumbefangen, daß sie vergaß, weshalb sie auf ihr Zimmer gegangen — sie dachte an nichts, als an das hohe Glück: sein zu werden für immer, ihm als Gattin anzugehören fürs ganze Leben.

Wie im Fluge waren die Stunden bis zur Ankunft der Erwarteten verstrichen. Und dazwischen waren Minuten gewesen schier endlos, wenn sie sich fragte: noch nicht? noch immer nicht? bis sie von neuem in glückliches Träumen versank Sie weilte schon lange wieder beim Vater, als Hochrufe auf der Straße etwas Außergewöhnliches verkündeten. Zu der Galaequipage nahte sich der König mit dem Kronprinzen. Vor dem Hause des Hohepriesters hielt der Wagen, und schon eilte Rabbi Kohn, gefolgt von der Tochter, herbei, die Fürstlichkeiten gebührend zu begrüßen. König und Prinz waren in großer Uniform. Freundlich nickte der Monarch dem jungen Mädchen zu und reichte dem Vater die Hand. Salomon aber konnte sich nicht länger beherrschen, das Übermaß des Glückes war zu groß.

„Dina, Dina, du bist mein für alle Zeiten," jubelte der junge Mann und schloß die Geliebte in seine Arme, noch bevor man das Zimmer erreicht hatte. Lächelnd bemerkte der König:

„Wo bleibt die Etikette, mein Sohn?" und schritt den Übrigen voran in das Staatszimmer des Hauses. Von der Einladung des Hohepriesters, Platz zu nehmen, machte er noch keinen Gebrauch, sondern in würdevoller Weise sprach er:

„Der König hat dir seinen Besuch angesagt, mein werter Freund, aber es ist der Vater, der in erster Linie zu dir kommt. Den Zweck dieses Besuches wirst du erraten haben, und wenn nicht, hat ihn das jugendliche Ungestüm meines Herrn Sohnes soeben verraten. Salomon liebt deine Tochter und, wie mir scheint, hat er verstanden, ihre Gegenliebe zu gewinnen. Gleich gerne empfange ich eine solche Tochter aus des Sohnes Hand, wie ich seine Wahl als Fürst billige, denn Dina ist würdig, dereinst den Thron mit dem Könige von Israel zu teilen. Alle diese

Erwägungen, denen sich Ihre Majestät die Königin von ganzem Herzen anschließt, bestimmten mich, zu dir zu kommen und in landesüblicher Weise den Freiwerber für meinen Sohn zu machen. Ich frage dich, Hoheprieſter Rabbi Aaron Kohn, ob du dich bereit erklärſt, die Werbung des Kronprinzen von Judäa um die Hand deiner Tochter bei deinem Kinde zu unterſtützen, ob du meinem Salomon deine Dina zum Weibe geben willſt?"

„Von ganzem Herzen, Majeſtät!"

„Und du, Dina, willſt du ihm als Gemahlin folgen?"

„Ich will, mein König!"

„Dein König, dein Vater!"

Und der Fürſt umarmte das Mädchen, welches er ſchon liebte, wie ſein eigen Kind. Dann knieten die Verlobten nieder und empfingen den Segen der beiden Väter. Dieſe zogen ſich bald in das Nebengemach zurück, denn es galt noch Wichtiges zu beſprechen. Die Liebenden aber ſehnten ſich, allein zu ſein und ſich erzählen zu dürfen von ihrer heißen Liebe ...

Nach langem Zwiegeſpräche hatten die Väter alles beſprochen bis auf eines, wovon aber Rabbi Kohn nicht ſprechen wollte, denn es betraf ſeine eigene Perſon. Wenn er ſein Kind von ſich giebt, wird er — ein alter Mann — ganz allein ſein unter Fremden. Der Gedanke fiel ihm ſchwer aufs Herz, da es ſich aber nur um ſein eigenes Ich handelte, legte er ihm doch keine hervorragende Bedeutung bei, und lieber wollte er den Reſt ſeines Lebens einſam verbringen, als dem Glück ſeines Kindes ſtörend entgegentreten.

Und ſo ganz einſam und verlaſſen wird er ja doch nicht ſein, denn wenn er auch die ſtändige Gegenwart der geliebten Tochter wird entbehren müſſen, oft wird ſie kommen, ihn zu beſuchen, und dann wird ſein Heim durch einen Sonnenſtrahl erleuchtet ſein, der auch noch fortwirken wird, wenn Dina zurückkehrt zu dem Gatten.

Aber die gleiche Sorge, die den Vater bedrückte, erfüllte auch der Tochter Herz. Nachdem die Liebenden die innigsten Worte gewechselt, wandte sich Dina an ihren Bräutigam.

„Ich werde dir stets ein treu gehorsames Weib sein, mein Geliebter. Dein Haus ist mein Haus, wo du bist, will ich sein, dein Glück ist mein Glück. Aber Eines liegt mir noch schwer auf dem Herzen."

„Und was ist es, du Süße, Einzige! Wenn es in meiner Macht liegt, dich davon zu befreien, so wird es geschehen. Ist es nicht meines Lebens schönste und heiligste Aufgabe, jeden Kummer von dir ferne zu halten? Sprich, meine Dina!"

„Wenn ich dir folge in dein Haus, so bleibt mein Vater hier allein zurück ohne sein Kind, das gewohnt war, ihn zu hegen und zu pflegen. Wie wird dies der alte Mann ertragen, der sorgsamer Pflege bedürftig ist? Und muß ich nicht für das undankbarste Geschöpf auf Erden gelten, wenn ich ihn verlasse, der nur für mich und mein Glück seit meiner Geburt gelebt hat?"

„Und doch heißt es in der heiligen Schrift: Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen," entgegnete lächelnd der Kronprinz, „und so kann ich nie und nimmer dareinwilligen, daß du bei dem Vater bleibst, während du doch mein Weib wirst. Aber einen anderen Ausweg wüßte ich, der diese schwere Frage lösen dürfte. Wie wäre es, wenn dein Vater zu uns ziehen wollte?"

„Ist das dein Ernst, du lieber, guter, einziger Mann?"

„Du konntest daran zweifeln, Dina? Muß in unserem großen Glücke nicht das Bestreben uns beherrschen, gleiches Glück um uns zu verbreiten? Und der Vater meiner Frau allein sollte vereinsamt bleiben? Ich werde gleich, jetzt gleich, mit Papa sprechen."

„Dank, tausend Dank, mein Geliebter!"

Sobald die Väter zu ihren Kindern zurückgekehrt waren, trug Salomon seine und Dinas Bitte vor und erhielt augenblickliche Gewährleistung zugesagt. Wer war nun glücklicher, als Rabbi Kohn und auch König David freute sich im Stillen, daß das Brautpaar über dem eigenen Glück nicht die Pflichten der Dankbarkeit vergaß.

Inzwischen war es Abend geworden, und der Monarch forderte die Braut und deren Vater auf, ihn zur Residenz zu begleiten, wo die Königin gewiß sehnsüchtig den Augenblick erwarte, die teure Tochter in ihre Arme schließen zu dürfen. Als man vor das Haus zu den harrenden Equipagen schritt, erschollen stürmische Hochrufe. Der ganze Weg, von des Hohepriesters Wohnung bis zum königlichen Schlosse, war von einer dichten Menschenmenge besetzt, die jubelnd den jungen Königssohn begrüßte, der sich sein Weib geholt hatte aus der Mitte des Volkes. Schon nachmittags hatte man von einer beabsichtigten Brautwerbung gesprochen und wie im Sturmlaufe war die Nachricht verbreitet. Einer erzählte sie dem andern, und alle freuten sich der Wahl des Prinzen. Die feierliche Auffahrt vor dem Hause des Hohepriesters hatte dann dem Gerüchte neue Schwingen verliehen, nur daß man jetzt nicht mehr von Mutmaßung, sondern von der Thatsache sprach. Mit Jubel wurde überall die Nachricht aufgenommen und die Begeisterung machte sich Luft, indem ohne Verabredung, sondern frei dem Herzen folgend, jedermann sich anschickte, sein Haus festlich zu schmücken. In den wenigen Stunden, die der König und Salomon bei dem Hohepriester weilten, waren alle Anstalten zu einer Illumination getroffen, wie Jerusalem noch keine gleiche zu verzeichnen gehabt hatte. Durch die festlich beleuchteten Straßen fuhren die Wagen, auf des Königs ausdrücklichen Befehl in langsamem Schritte, und ohne Unterlaß wiederholten sich die begeisterten Huldigungen des Volkes.

Das Brautpaar aber saß eng aneinander geschmiegt und gelobte sich wohl, solch' aufrichtiger Liebe gerecht zu werden, die Hoffnungen zu erfüllen, die man auf sie setzte.

Und erst der Empfang in der Residenz, wo ein liebend Mutterherz die Vorbereitungen getroffen hatte! Mit innigen Worten begrüßte die Königin Dina, hieß sie willkommen im Hause des Königs, dessen Sohn sie zur Gemahlin erkoren. Nur wenige Worte wurden gesprochen, denn tiefe Erregung hielt alle gefesselt. Prinzessin Ruth allein jubelte laut, umarmte immer wieder ihr süßes Schwesterchen, und ihrem lieblichen Geplauder war es zuzuschreiben, daß die Rührung endlich einer heiteren Stimmung wich.

Vor der Residenz aber harrte die Menge standhaft aus, und immer neue Hochrufe auf die Majestäten, den Kronprinzen, das Vaterland ertönten.

„Mein Vater," wandte sich deshalb Salomon an den Monarchen, „gestattest du, daß ich auf den Balkon trete und dem Volke danke für seine Huldigung? Darf ich auch zugleich Künder meines Glückes werden?"

„Thue es, mein Sohn!"

Der Kronprinz trat auf den Balkon. Tausendfache Jubelrufe schallten zu ihm empor, bald aber verstummte die Menge, da sie wahrnahm, daß der Prinz reden wolle.

„Kinder Israels!" sprach nun Salomon mit weithin hallender Stimme, „nehmt meines gnädigen Vaters, Seiner Majestät, unsers in Ehrfurcht geliebten Königs und Herrn und auch meinen tiefgefühltesten Dank für euere Liebe und Treue. Ein wichtiger Tag für Judäa, für das königliche Haus und insbesondere für meine Person ist heute. Unter den lieblichen Töchtern Israels habe ich mir ein Mädchen erkoren, ein Mädchen von reinstem Seelenadel. Mit Genehmigung meiner königs-

lichen Eltern, unter Zustimmung unseres würdigen Hohepriesters habe ich um die Hand Dinas angehalten und daß ich sie „Mein" nennen darf, ist das hohe Glück des heutigen Tages. Ihr lieben Bürger unserer guten Stadt Jerusalem vernehmt aus meinem Munde, daß ich glücklich bin, denn ein Bund zweier Herzen wurde heute geschlossen. Liebe aber ist es, die das Dasein adelt und Liebe wird unser Leitstern sein fürs ganze Leben: Liebe zu Gott, zu unserem Vaterlande, zu unserem treuen Volke. Ihr aber, die Ihr uns durch eure Huldigung erkennen lasset, mit wie inniger Teilnahme unser Glück von euch mitempfunden wird, seid dafür bedankt von ganzem Herzen. Mögen stets Glück und frohe Tage in Judäa herrschen!"

Nun führte der König die Braut an die Seite des Kronprinzen und auch die Königin, der Hohepriester, Prinzessin Ruth traten auf den Balkon. Von neuem erschollen aus tausenden von Kehlen begeisterte Hochrufe, die sich noch lange wiederholten.

Die Kinder Israels waren glücklich.

Unter der vor der Residenz harrenden Menge hatten sich auch Wolf Frankfurter und sein Gast befunden. Jetzt verstand Ludwig, wie es kommen konnte, daß ein Fürstensohn ein einfaches Kind aus dem Volke zu seinem Weibe erwählen durfte, wenn das Mädchen nur den hohen Ansprüchen, welche an die künftige Königin zu stellen man berechtigt war, genügen konnte. Und Dina — dies konnte er nicht läugnen — war würdig des Edelsten unter den Männern.

Natürlich bildete an diesem Abend die Verlobung des Thronfolgers den ausschließlichen Gesprächsstoff in allen Familien, so auch bei Frankfurter. Neidlos pries man das

Glück der schönen Dina, und gar manches Gebet für das hohe Brautpaar wurde im stillen Kämmerlein gesprochen. Die Anhänglichkeit des Volkes an das Königshaus hatte etwas imponierendes, und die Huldigung vor der Residenz mußte auf jeden Einzelnen, der ihr beiwohnte, einen überwältigenden Eindruck ausgeübt haben. Auch Ludwig hatte sich demselben nicht zu entziehen vermocht, und er gab den dadurch in ihm wachgewordenen Gefühlen Ausdruck.

„Ich habe selten eine ähnliche überschäumende Begeisterung gesehen," meinte er, „sie war gleich ehrend für das Volk wie für den Fürsten, an dem jeder Unterthan für seine eigene Person mit ganzem Herzen zu hängen scheint."

„Es ist dies nur der schuldige Tribut, welchen wir dem Manne zollen, der sein ganzes Sein, sein ganzes Denken seinem Volke weiht, dessen unaufhörliches Sorgen auf die Wohlfahrt seines Reiches bedacht ist. Wem so hohe Macht geworden, wer gleichsam ein Auserwählter unter den Sterblichen ist, dessen Leben entwickelt sich nicht so ruhig und sorgenfrei, wie das der einfachen Menschen. Die Höhe der Stellung steigert die Verantwortung, steigert die Ansprüche an die Leistungsfähigkeiten. Um der Herrscheraufgabe in ihrem ganzen Umfange gerecht werden zu können, muß schon das Kind seine Kindheit, der Jüngling seine Jugend opfern. Der Mann aber wird alle seine Kräfte dem Staatswohle weihen. Für so viel Aufopferung, für so viel Aufopferungsfähigkeit giebt es keinen anderen Lohn als die Liebe des Volkes. Zeigt den Unterthanen im wahren Lichte, was ihr Fürst für sie thut, und sie werden erkennen, daß der Vorzug, der Erste im Staate zu sein, große Anforderungen stellt, denn Fürstenrang verlangt fürstliche Tugenden. Unser Volk erkennt dies, und daraus entspringt als natürliche Folge seine Liebe zu dem Könige und dem königlichen Hause."

„Und war diese treue Anhänglichkeit auch zu finden zu einer Zeit, wo die Juden noch kein eigenes Reich hatten?“

„Sie war es! Durchblättern Sie die Geschichte aller Völker, und Sie werden nichts verzeichnet sehen, was das Gegenteil behaupten ließe. Selbst in Zeiten großer Erniedrigung, hingen die Juden stets den angestammten Fürsten des Reiches an, zu dessen Bürgern sie zählten. Das „Ehre den König!“ ist ein Gebot unserer Lehre. Die Liebe zu einem Menschen kann allerdings nicht befohlen werden, aber das Herz der Juden ist sehr der Dankbarkeit zugeneigt. Lesen Sie die Geschichte unseres Volkes, und Sie werden daraus entnehmen, wie unsere Historiker jedem Einzelnen, der zum Wohle der Juden gewirkt hat, ein Denkmal errichtet haben, dauerhafter wie eines aus Stein und Erz hätte sein können. Die Juden sind zu allen Zeiten eine Säule in der erhaltenden Staatenbildung gewesen, sie haben nie für revolutionäre Ideen ein offenes Ohr gehabt. Ihr Treuschwur den Königen, oder in Republicken der Verfassung, kam stets aus ganzem ungeteilten Herzen.“

„Es ist zu verwundern, daß unter solchen Verhältnissen den Juden Jahrtausende hindurch unzählige Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Erkannte man denn nicht die guten Seiten eines Volkes an, dessen schlimmere Eigenschaften man ohne Unterlaß an den Pranger stellte und wohl unberechtigt vermehrte?“

„Gewiß gab es Fälle, wo man den einzelnen Juden hochhielt, aber man übertrug nur das Schlimme, nicht auch das Gute auf die Allgemeinheit. Gab es doch Zeiten, wo die Fürsten ihre sogenannten Hofjuden hatten, und nicht selten zählten diese zu den am meisten Begünstigten in der Umgebung des Herrn.“

„So wissen Sie keinen Grund, der dazu beigetragen

haben kann, eine Grenze zwischen den Juden und ihren Mitbürgern zu ziehen?“

„Die Hauptursache mag in den strengen Gesetzen des Judentums gelegen sein, welche dem gläubigen Hebräer eine Vermischung mit Anhängern anderer Religionslehren unmöglich machte. Nicht nur andere Gotteshäuser besuchten sie, sondern sie unterschieden sich in ihrer ganzen Lebensweise von der übrigen Bevölkerung. Vor allem mögen es, neben vielen anderen, auch die Speisegesetze gewesen sein, welche diese Kluft unüberbrückbar machten. Beim Mahle, unter dem Einflusse des Weines werden die meisten Freundschaften geschlossen, und daran teil zu nehmen, war den Juden versagt.“

„Ich habe mir erzählen lassen, von den unzähligen, strengen Vorschriften der jüdischen Religion, an denen lange mit unentwegter Hartnäckigkeit festgehalten wurde. Mit der Zeit soll sich zwar ein Teil der Juden davon losgesagt haben. Stimmt dies mit der Thatsache überein?“

„Es entspricht dem Sachverhalte.“

„Und waren sie nicht thöricht, diese Vorschriften, thöricht und unbegreiflich? Einem Menschen verbieten, Schweinefleisch zu essen — und solche Vorschriften hatten sie doch wohl? — ist doch jeden Sinnes baar.“

„Vielleicht nicht so ganz! Nehmen Sie an, dieses Gebot wurde erlassen, weil das Genießen von Schweinefleisch gefährlich erscheinen mußte, also aus rein gesundheitlichen Rücksichten. Mit der Zeit bürgerte sich das Gebot immer mehr ein und wurde ohne Rücksicht auf die Ursache, aus der es hervorgegangen, weiter befolgt. Wenn Sie bedenken, daß die jüdische Gesetzgebung Jahrtausende zurückdatiert, und zu einer Zeit gegeben wurde, wo die Mehrheit der Bevölkerung noch nicht die geistige Reife erreicht hatte, unterscheiden zu können, was zu ihrem Wohle dient, werden

Sie auch begreiflich finden, daß die heute übliche Begründung nicht veröffentlicht wurde. So haben sich die zahlreichen Speisegesetze und andere Vorschriften, welche teils aus sanitären, teils aus anderen Gründen erlassen wurden, fortgepflanzt und wurden gleichsam zu rituellen Geboten. Die Menge bekümmert sich aber nur um die Thatsache und wenn Verordnungen aus alten Zeiten herrühren, so frägt sie nicht, was wohl die Veranlassung zu denselben gewesen sein mag, wodurch sie notwendig geworden sein mögen? Gehen Sie mit einem Gelehrten der Reihe nach alle Gesetze des Judentums durch, insoweit sich solche nicht auf direkt religiöse Anordnungen zurückführen lassen, und Sie werden finden, daß nicht eines darunter ist, welches ohne bestimmten Zweck gegeben wurde."

„Aber die Zeiten ändern sich doch, werter Herr, und andere Umstände erfordern andere Einrichtungen. Mit dem Fortschreiten der Menschheit mögen viele dieser zu ihrer Zeit zweckdienlichen Gesetze überflüssig geworden sein. Warum hat man sie dann nicht aufgehoben?"

„Vielfach aus keinem anderen Grunde als in Befolgung pietätvoller Rücksicht. Man hielt standhaft an den von den Vorfahren überkommenen Anordnungen fest. Sie waren in das Volk eingedrungen und das Überlieferte in Ehren zu halten, ehrt nur die Nachkommen. Trotzdem haben sich viele meiner Glaubensgenossen im Laufe der Jahrhunderte von Gesetzen losgesagt, die dem Zeitgeiste nicht mehr entsprachen, und, insofern sie nur an den wahrhaft göttlichen Geboten festhielten, hat der tolerante Jude ihnen keinen Vorwurf daraus gemacht."

„Wenn es also vom Standpunkte der Toleranz aus zu billigen war, daß solche Nichtbeachtung von Vorschriften nachgesehen wurde, warum wurde diesen modernen Anschauungen nicht allgemein Rechnung getragen, warum wurden

nicht mit Hilfe der Geistlichen überflüssig erscheinende Gesetze aufgehoben?"

„Dies wäre wohl zu einer Zeit, wo die Juden unter allen Völkern der Erden zerstreut lebten, ein recht gefährliches Unterfangen gewesen. Woher hätte Einigkeit erfolgen, wie hätte sie erzielt werden können? Man hätte den festen Bau, welcher den Zusammenhang verbürgte, einer notwendigen Stütze beraubt, und damit vielleicht den Untergang der jüdischen Nation herbeigeführt. Um zu verhüten, daß die Kinder Israels ihre Eigenart vergäßen, daß sie nicht auch in religiöser Hinsicht verschmolzen mit den verschiedenen Völkern, unter denen sie lebten, war es nötig, daß man die Form und den Inhalt aller Überlieferungen in ihrem ganzen Umfange aufrecht erhielt. Dies schloß nicht aus, daß man den Einzelnen, der für seine Person von der Strenge der Vorschriften Abstand nahm, nachsichtig beurteilte. Aber ein Loslösen von der Tradition wäre ein unverzeihliches Unrecht gewesen und von unberechenbarer Tragweite."

„Und welche Beurteilung von Seiten Ihrer streng-gläubigen Glaubensgenossen mögen wohl die Leute gefunden haben, die nicht getreulich allen rituellen Vorschriften Genüge thaten?"

„Eine geteilte und zwar eine im ersten Augenblicke schwer begreifliche! Während sie von Seiten der altehrwürdigen, tiefreligiösen Männer milde und nachsichtig beurteilt wurden, gab es unter der jüngeren Generation viele, welche einfach ein Verdammungsurteil fällten."

„Gerade das Gegenteil hätte ich erwartet. Und wie erklären Sie sich diesen Wiederspruch?"

„Er mag zum großen Teile aus einem Mangel an Wissen herrühren, dem die Generationen der letzten Jahrhunderte anheimfielen. Die Frömmigkeit der Alten baute sich auf Gelehrsamkeit auf. Mit rastlosem Eifer oblagen

sie dem Studium des Talmuds und anderer gelehrten Schriften des Judentums. Von früh bis spät waren sie bemüht, den Schatz ihrer Kenntnisse zu bereichern, vermehrtes Wissen adelte sie gleichsam und machte sie nachsichtig in ihrem Urteile. Unwissenheit aber erzeugt in erster Linie Intoleranz. Spätere Geschlechter, in Äußerlichkeiten wohl bewandert, mit dem tief moralischen inneren Kern wenig vertraut, besaßen nicht die Fähigkeit, zu prüfen und zu wägen, und maßten sich ein Urteil an, wo ihnen doch die Berechtigung zu einem solchen fehlte, denn sie hatten nur den Wortlaut, nicht den wahren Inhalt der heiligen Lehre erfaßt. Dies erzeugte in manchen Fällen an Stelle reiner Frömmigkeit, des tiefen Glaubens einen Fanatismus, der ein Feind jeder wahrhaft frommen Empfindung ist. Die jüdische Lehre verlangt keinen blinden Gehorsam, so groß sie in ihren Lehren ist, so klar ist sie in denselben. Niemanden sind die Quellen verschlossen, aus denen die Weisheitslehre fließt. Viele aber nahmen sich im wilden Weltgetriebe nicht die Zeit, zu forschen — und Unkenntnis, teilweise auch irrtümliche Anschauungen waren die unvermeidlichen Folgen."

„Also gab es keine Gesetze bei Ihnen, die nicht an der Hand der Wissenschaft erklärlich gewesen wären?"

„Ich möchte dies nicht so allgemein behaupten. In alter Zeit mögen Gesetze erlassen worden sein, die ihrer Einfachheit wegen damals keiner Erläuterungen bedurften. In späteren Jahrhunderten, bei veränderten Zeitverhältnissen klügelte Menschengeist daran herum. Man verbot in Ergänzung eines Gebotes, sich starr an den Buchstaben haltend, vieles was die dereinstigen Gesetzgeber, gotterleuchtete Männer, gewiß gestattet hätten. Wie vieles Leid wäre unseren Vorfahren erspart geblieben, wenn man stets dem Ursprunge der jüdischen Gesetze nachgeforscht hätte und sich nicht hätte von blindem Fanatismus leiten lassen. Nehmen

Sie an, wie oft wurden Judenverfolgungen mit einem rituellen Morde begründet. War dies nicht der reinste Wahnwitz? Ist diese Anklage nicht seiner Zeit durch päpstliche Bullen, durch Erlasse in Zeitunge vor der Öffentlichkeit ad absurdum geführt worden? Tapfere Männer, der jüdischen Religion nicht angehörend, hatten das Unberechtigte solcher Vorwürfe bewiesen, und dennoch war gegen das Vorurteil der Menge nichts auszurichten. Der blinde Haß ist unberechenbar, unüberwindlich; wenn er den Menschen befällt, beraubt er ihn jeder klaren Urteilsbildung."

„Und auch jetzt noch halten Sie wohl ausnahmslos an den Gesetzen der Vergangenheit fest?"

„Nein, mein Freund, wir tragen, soweit es möglich ist, den veränderten äußeren Umständen Rechnung. Was ohne Zusammenhang mit der göttlichen Gesetzgebung ist, was auf reine Staatsgesetze zurückgeführt werden muß, das hat seine Berechtigung verloren, wenn die Voraussetzungen sich geändert haben. Auch jene andere Gefahr ist nicht mehr zu fürchten, daß das Fortbestehen des Judentums gefährdet sein könne, wenn wir augenblicklichen Zuständen entsprungene und deshalb jetzt nicht mehr stichhaltige Gesetze abschaffen und neue zweckentsprechende an deren Stelle treten lassen."

„Da muß den Leitern Ihres Reiches eine große, schwerwiegende Arbeit zugefallen sein, denn wie vieles wird es da abzuschaffen gegeben haben, was als veraltet seinen Zweck nicht mehr erfüllte."

„Vielleicht weniger als Sie glauben. Dem raschen Urteile des Einzelnen scheint manches überflüssig, was sich bei genauerer Erforschung seiner Ursachen doch als wohl begründet erweist. Trotzdem der Abschaffung der einzelnen Gesetze nach Gründung des Königreichs Judäa nichts mehr im Wege stand, sind nur wenige der überlieferten Anordnungen in Wegfall gekommen, denn man hat in den meisten

Fällen schwerwiegende Gründe für die Aufrechterhaltung derselben gefunden."

„Wäre es Ihnen möglich, mein Freund, mir Gelegenheit zu verschaffen, Einblick in die Gesetzgebung Ihres Volkes zu nehmen? Ich möchte dieselbe wie alles, was mit Ihrer Nation zusammenhängt, gründlich studieren. Es scheint mir dies ein Gegenstand, höchsten Interesses wert."

„Und je mehr Sie sich in die Geschichte Israels vertiefen werden, desto größeren Lohn wird Ihre Mühewaltung finden. Sechs Jahrtausende sind eine lange Zeit, und die Ereignisse der ganzen Weltgeschichte spiegeln sich wieder in der Chronik dieses einen Volkes."

Nachdem noch Wolf Frankfurter seinem Gast versprochen hatte, ihn mit Freunden bekannt zu machen, die seine Wißbegierde zu stillen im stande wären, ging man auf einen anderen Gesprächsstoff über, um sich am Schlusse doch wieder mit dem wichtigen Ereignisse des Tages, der Verlobung des Kronprinzen, zu beschäftigen.

Dreizehntes Kapitel.

Ludwig brachte seinen einmal gefaßten Vorsatz zur Ausführung, und gab sich alle Mühe, das Wesen des Judentums zu ergründen. Mit Hilfe der reichhaltigen Bibliothek seines Freundes wurde es ihm leicht, sich über alle Zweifel Aufklärung zu verschaffen. Er beschloß, seinen Aufenthalt zwischen Studium und fröhlichem Genießen geschickt einzuteilen.

In Jerusalem folgte nun Fest auf Fest, sämtliche zu Ehren des hohen Brautpaares veranstaltet, und Wolf Frankfurters Einfluß gelang es leicht, dem Gaste überall Zutritt zu verschaffen. Ja, zu einer vom Könige selbst gegebenen Festlichkeit erhielt Ludwig aus freien Stücken eine Einladung, und er riet nicht fehl, da er sie der Liebenswürdigkeit Dinas zuschrieb.

Das junge Mädchen war von einem unendlichen Glücksgefühle erfüllt und mit ihr Salomon. Der Kinder jubelndes Empfinden übertrug sich auf die Eltern und fand seinen Ausdruck in täglich sich neu offenbarenden Beweisen der Liebe und Zuneigung zum Volke, so daß dieses nicht müde wurde, die Güte seines Fürsten zu rühmen und zu preisen. Das Brautpaar aber nahm freudig an allen ihm zu Ehren gegebenen Festlichkeiten teil, wenn auch sein höchstes Glück darin bestand, im traulichen Zusammensein, befreit von dem Zwange der Gesellschaft, zu weilen.

Ludwig von Fürsprech verfolgte mit hervorragendem Interesse alle Begebenheiten und pries sich glücklich, gerade diese wichtigen Tage in Jerusalem verleben zu dürfen. Es war ihm freilich nicht leicht gefallen, die in ihm erwachte Neigung zu Dina zu besiegen; doch mit dem Unvermeidlichen muß man sich abfinden, und so erhob er die zukünftige Königin von Judäa zu einer Idealgestalt, und bald hatte die Wirklichkeit keinen Stachel mehr für ihn. Im Gegenteil! Seit er im Gegensatze zu der nüchternen Welt, in der er zu weilen pflegte, wo man in Äußerlichkeiten das Glück des Daseins suchte, die aus wahrem Familienleben ersprießende Befriedigung erkannt hatte, sehnte er sich darnach, zu lieben, und noch mehr, geliebt zu werden. Dabei geschah es ihm, daß das Bild eines lieben, blonden Kindes seiner Heimat, einer entfernten, armen Anverwandten immer wieder vor ihm auftauchte und sich nicht vertreiben ließ, so sehr er auch seine Gedanken auf einen andern Gegenstand zu lenken bemüht war. Nun erinnerte er sich auch, daß dieses Mädchen, dem er nie mit besonderer Aufmerksamkeit entgegengekommen war, sich stets gerne mit ihm unterhalten hatte und er glaubte, ohne es sich doch noch recht eingestehen zu wollen, die Quelle gefunden zu haben, aus der das Glück seines Lebens fließen sollte.

Aber noch dachte er nicht daran, Jerusalem zu verlassen. Er besuchte die Theater, die verschiedensten Vereine, mischte sich unter das Volk, und immer fand er etwas neues, das ihn fesselte, ihn zum Nachdenken anregte. Stets blieben dabei seine Gastgeber von gleicher Liebenswürdigkeit gegen ihn, und wenn er fragte, ob er ihnen denn nicht lästig falle, da sein Aufenthalt sich so sehr in die Länge ziehe, erhielt er die herzlichsten Versicherungen, wie lieb man ihn gewonnen habe, und wie sehr man sich freue, ihn zu beherbergen.

Wenn er in seinen Studien oder auf seinen Spaziergängen, die er jetzt nicht selten, um sich besser zu unterrichten, allein unternahm, auf etwas stieß, das ihm unklar blieb, so wandte er sich nach wie vor an Wolf Frankfurter, der mit unermüdlicher Bereitwilligkeit zu stetem Erklären erbötig war.

So war auch eines Tages, während eines gemeinsam unternommenen Spazierganges die Rede auf die Litteratur gekommen. Ludwig hatte seine Bewunderung über die Vorzüglichkeit eines Werkes ausgesprochen, das er gelesen hatte.

„Es scheint," meinte er, „daß die Juden viel Sinn und Verständnis für die Poesie haben. Es ist mir gelungen, mit Hilfe der schwachen Kenntnisse, die ich mir in Ihrer Sprache während meines Aufenthaltes in Palästina erworben habe, einige Schöpfungen Ihrer Dichter in der Originalsprache zu lesen, und ich gestehe unumwunden ein, daß ich überrascht war über die Schönheit der Form, wie über die Tiefe des Inhalts."

„Kann Sie dies verwundern? Sollten die Nachkommen so ganz aus der Art geschlagen sein und nicht auch hierin ihren erhabenen Vorfahren nachstreben? Ist nicht das hohe Lied Salomonis eine der erhabensten Dichtungen? Das Interesse für die schönen Künste und insbesondere für die Litteratur war zu allen Zeiten rege in Israel. Aber der Kampf um das Dasein verhinderte den Einzelnen nicht selten, seine Teilnahme nach außen hin zu bethätigen; außerdem schloß man sie aus vielen Kreisen aus, wo man den Musen huldigte und schrieb ihnen Unverständnis zu, weil man sie vorzugsweise sich mit Handelsthätigkeit beschäftigen sah, welchen Beruf sie in vielen Fällen nur dem Zwange folgend erwählten. Betrachten Sie die jüdische Litteratur des Altertums und Sie werden in derselben den besten Beweis finden, wie in der Vorzeit unsere Vorfahren in Form und Inhalt gleich be-

bedeutende Werke schufen. Auch in der Folgezeit brachten jüdische Dichter und Sänger Großes hervor. Dies hat sich bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt und mit Stolz können wir auf die Erzeugnisse der neuesten Litteratur unseres Volkes blicken."

„Ich stimme Ihnen bei, denn ich habe mich durch Lektüre von der Richtigkeit Ihrer Behauptung überzeugt. Aber einen großen Unterschied finde ich zwischen Ihren und unseren zeitgenössischen Dichtern. Die Schriften der Ihrigen scheinen einer bei uns längst aus der Mode gekommenen Strömung zu entstammen und huldigen einem Idealismus, den wir nicht mehr billigen würden, da wir ihn für unzeitgemäß halten und glauben, daß in solcher Beleuchtung die Wirklichkeit in falschem Lichte erscheint."

„Die Litteratur, mein Freund, spiegelt den Zeitgeist wieder, und darin liegt auch der Grund der verschiedenartigen Erzeugnisse. Sie selbst haben uns ja wiederholt erzählt, daß man in Ihrer Heimat auf Ideale verzichtet habe; bei uns ist dies nicht der Fall, wir halten nach wie vor die Gefühle des Herzens für maßgebend und neigen uns keinen naturalistischen Ideen zu. Deshalb vermag auch die Poesie in unserm Lande zu blühen und zu gedeihen, während bei Ihnen die trockene Wissenschaft und die nackte Schilderung der Thatsachen die Oberhand gewinnt."

„Und halten Sie es nicht für eine berechtigte Forderung, daß die litterarischen Erzeugnisse in erster Linie Wahres wiedergeben sollen und ihren Zweck verfehlen, wenn sie uns das Leben gleichsam geschminkt vorführen?"

„Gewiß; Dichter und Schriftsteller sollen Welt und Menschen schildern, wie sie solche sehen. Aber sie haben nicht nötig, sie mit den Augen des Anatomen zu betrachten, der alles zergliedert, zerlegt, um den Krankheitssymptomen nachzuforschen. Muß man stets das Häßliche in der Natur

suchen und ist es nicht ratsamer, sein Augenmerk auf das Schöne zu richten? Warum die Menschheit stets in ihrem Verfalle schildern, anstatt sie in ihrer Glorie darzustellen und der Menschheit eine aufwärts steigende Richtung zu weisen? Der Pessimismus, mein Freund, ist ein schlechter Lehrmeister, wohlmeinende Anschauungen aber tragen gute Früchte. Der glückliche Schriftsteller wird anders schreiben, als der von Leid erfüllte; ihm wird es leichter möglich werden, dem Schönen gerecht zu sein. Da nun aber das Glück des einzelnen in vielen Fällen darauf basiert, daß er ein Ideal im Herzen trägt, so ist es nicht gut für den schaffenden Künstler, wenn er ein einsames, freudeleeres Leben führt. Einsam aber kann man auch sein inmitten einer großen Gesellschaft. Dies jedoch erscheint mir als eine berechtigte Forderung an diejenigen, welche berufen sind, durch Wort und Schrift zu uns zu sprechen, daß sie nicht einseitig nur die schlimmen Seiten hervorkehren, sondern auch dem Guten, Schönen, Erhabenen sein Recht lassen. Dies wird bei uns mehr beachtet, als bei Ihnen und deshalb zeigt auch unsere Litteratur jene bei Ihnen als veraltet geltende Richtung."

„Solche Anschauungen vertragen sich aber nicht wohl mit dem heutigen Stande der Wissenschaft, denn diese ist eine Freundin der Wahrheit, und eine unbarmherzige Feindin aller dichterischen Freiheiten."

„So wäre die Wissenschaft die Zerstörerin allen Glückes auf Erden. Dem ist aber doch nicht ganz so. Wissen schadet den Menschen nichts, nur halbes, unverdautes Wissen ist gefährlich. Der krasse Naturalismus, der sich so gerne auf die Wirklichkeit beruft, und doch, indem er das Häßliche bis in seine extremsten Grenzen verfolgt, sich ebenso sehr von der Wahrheit entfernt wie der übertriebene Idealismus, der krasse Naturalismus, sage ich, fand keinen großen An-

hang in den Reihen der Gelehrten. Wie das Judentum den schönen Künsten hold ist, so begünstigt es auch die Wissenschaft, der man in unserm Reiche mit großem Eifer obliegt, ohne dadurch in ein Dilemma zu geraten. Der wesentliche Unterschied liegt darin, ob die Ansichten einem Menschen mit zufriedenem oder unzufriedenem Herzen entstammen. Der Zufriedene predigt Liebe, Verzeihung und Schönheit, der Unzufriedene Haß, Zwietracht, Häßlichkeit. Deshalb, wenn wir ein Recht haben, die Litteratur als den Zeitspiegel einer Nation zu bezeichnen, können wir aus ihrem Inhalte auf den jeweiligen Zustand eines Volkes schließen."

„Da ist mir heute in Ihrer Bibliothek ein Buch aufgestoßen, das vor mehreren Jahrhunderten stark gelesen worden zu sein scheint und sich mit den Verhältnissen um das Jahr Zweitausend christlicher Zeitrechnung beschäftigt."

„Sie meinen wohl Bellamys Rückblick? Haben Sie es gelesen?"

„Ich las es und war sprachlos über die Phantasie des Autors, welcher der Menschheit ein Paradies als Zukunft prophezeite. Schade, daß von all den Verheißungen sich nur so wenige oder eigentlich gar keine erfüllt haben."

„Ich möchte fast zweifeln, daß man je diese utopistischen Anschauungen für etwas anderes gehalten hat als für Märchen. Ich verweise Sie auf ein zweites Werk, das mit dem von Ihnen angeführten eine gewisse Ähnlichkeit hat und von einem seinerzeit berühmten Sozialpolitiker herrührt. Ich meine Bebels: ‚Die Frau'. Sie werden in demselben verwandte Anschauungen vertreten finden, nur gelangen sie in ernsterer Form zum Ausdruck. Bebel, dessen Buch übrigens vor dem Bellamy'schen Roman erschien, versuchte eine Welt zu konstruieren, die frei wäre von den Fehlern seiner Zeit.

Als ob es in Menschenmacht liege, zu verbessern, was Gottes Werk ist."

„Wie geschah es aber, daß Bellamys Buch so allgemeine Aufmerksamkeit fand?"

„Weil die Erwachsenen in vielen Fällen den Kindern gleichen und sich gerne ein Märchen erzählen lassen. Märchenhaft schön aber klingt alles, was Bellamy verheißt. Aus dem „Es war einmal" machte er ein „Es wird einmal sein". Was aber schildert er? Das Gesetz der Gleichheit ist durchgeführt und allen geht es wohl. Ein Paradies, oder, um mich eines weniger idealen Ausdruckes zu bedienen, ein Schlaraffenland stellt er vor die Augen eines dadurch entzückten Publikums, dem ein neuer Prophet erstanden war. Man jubelte ihm zu. Die Vernünftigen lächelten, denn sie erblickten in dieser sonderbaren Schwärmerei keine Gefahr. Anders erging es dem Werke Bebels, das bitter angefeindet wurde, obwohl es an Wert den Bellamy'schen Roman bedeutend überragte. Die Thatsachen sind hier wenigstens nicht ohne Begründung geschildert und wenn auch in der darin entwickelten Zukunftswelt gleichfalls eine utopische Anschauung vorherrscht, so ergeht sich der Verfasser doch nicht bis in die äußersten Extreme."

„Weshalb nennen Sie die Hoffnungen jener Autoren utopisch. Es ist wahr, das Jahr 2000 ist lange vorüber und nicht eine der Prophezeiungen hat sich erfüllt. Kann es aber einer fernen Zukunft nicht doch noch vorbehalten sein, jenen Traum Wahrheit werden zu lassen?"

„Den Traum einer vollkommenen Gleichheit in der Welt? Nein, mein Freund, denn Gleichheit ist infolge eines Naturgesetzes auf Erden ausgeschlossen. Das Herz des Menschen und seine Empfindungen sind etwas rein individuelles und während der Eine mit wenigem zufrieden ist, bleibt der Andere trotz Überhäufung mit Glücksgütern unzufrieden. Je

nach den Wünschen des einzelnen richtet sich auch sein Streben. Dabei herrscht auf Erden nicht nur Liebe, sondern auch Haß. Die Gleichheit steht im Gegensatze zum Leben, ihre Grundforderung heißt Ruhe, in diesem Falle gleichbedeutend mit Tod. Was Bellamy so verlockend schildert, würde nur möglich sein unter der Voraussetzung vollkommener Gleichheit vom Tage der Geburt an. Ein Mensch müßte so schön, so begabt sein wie der andere. Die ganze Welt müßte sich schablonenhaft ähneln. Es müßte im Vorhinein dafür gesorgt sein, daß nicht zwei Menschenkinder das Gleiche begehrten. Ist dies nicht der Fall, so entstehen Haß, Neid, Eifersucht. Und der Neid erstreckt sich nicht nur auf die Gegenwart und Zukunft, sondern auch auf die Vergangenheit. Kein Mensch dürfte jemals unzufrieden gewesen sein, sonst hieße es gleich: ich habe von vergangenen Tagen noch etwas gut, jener ist im Vorteile gegen mich."

„Und wenn dies die eigene Schuld des Betreffenden wäre, seiner mangelnden Einsicht zuzuschreiben?"

„So würde er ein Recht haben, eine Entschädigung dafür zu verlangen, daß die Natur ihn am Verstande verkürzt hat. Nein, es ist nicht gut, wenn die Menschheit Zielen zustrebt, die unerreichbar sind. Die Vernünftigen hüten sich vor solch thörichter Überhebung."

„So tadeln Sie alle Versuche, die Welt zu verbessern?"

„Dies nicht! Die Aufmerksamkeit sollte vor allem darauf gerichtet sein, die Menschen zu veredeln. Man lasse nie aus den Augen, was dazu beitragen kann, den Erdensohn zu bilden, sein Herz mit guten Vorsätzen zu erfüllen, Liebe zu säen. Man befleißige sich, die Lage weniger begünstigter Mitmenschen zu verbessern, ohne auf Dank zu rechnen. Der Arme ist selten geneigt, dem Wohlhabenden für eine Wohlthat Dank zu zollen, denn er beansprucht diese als sein gutes Recht. Man übe deshalb

Wohlthat, nur um dem Triebe des eigenen Herzens Folge zu leisten, nicht in der Erwartung von Erkenntlichkeit. Jeder Einzelne ist berufen, an der Veredelung des Menschengeschlechtes thatkräftig mitzuarbeiten und den Anfang mache er an sich selbst. Dies ist meiner Ansicht nach die einzige erfolgversprechende Welt- oder besser Menschenverbesserungstheorie."

Ludwig mußte wieder, wie schon so oft, den Ausführungen Wolf Frankfurters beistimmen. Er brachte dann noch das Gespräch auf die Aufzeichnungen, die er begonnen hatte und welche bestimmt waren, seine in Judäa gesammelten Eindrücke wiederzugeben. Er hatte vor, dieselben nach seiner Rückkehr in die Heimat als Buch erscheinen zu lassen.

„Auf Eines möchte ich Ihre Aufmerksamkeit noch lenken, lieber Freund," bemerkte Wolf Frankfurter, „es genügt nicht, um die Geschichte eines Volkes kennen zu lernen, wenn man die Thaten und Ereignisse ins Auge faßt, sondern in erster Linie gilt es, die Ursachen, welche solche hervorgerufen haben, zu ergründen. Ganz besondere Rücksicht aber muß man auf die Menschen nehmen. Man muß sich vorhalten, daß die Helden auch Gebilde waren aus Fleisch und Blut, abhängig von den allen Staubgeborenen innewohnenden Trieben. Dies allein setzt uns in den Stand, sie nach ihrem wahren Werte zu beurteilen, ihre Leistungen zu würdigen, ihre Fehler zu verstehen. Wir pflegen die großen Männer vergangener Zeiten gleichsam zu Heroen zu stempeln und dadurch entrücken wir sie unserm Gesichtskreise, anstatt uns ihnen zu nähern. Jeder Mensch ist ein Kind seiner Zeit. Man lerne die Zeit verstehen, um die Menschen, welche zu derselben gelebt haben, würdigen zu können. Sonst werden wir entweder überschwänglich im Lobe oder ungerecht im Tadel, jedenfalls aber wird unser Urteil nicht objektiv. Und Gerechtigkeit soll und muß das erste Gesetz derer sein, welche

Geschichte schreiben. Wer sich zu dieser Höhe nicht aufschwingen kann, der hat keine Berechtigung, zu Gericht zu sitzen über die Vergangenheit; denn ihm wird das, was „war", ein ebenso mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleiben, wie das, was „ist"."

Dankbar nahm Ludwig diese guten Lehren an. Er arbeitete fleißig an seinem Werke und da er mit ganzem Herzen bei der Sache war, versprach es, eine gute Leistung zu werden. Es vergingen noch Wochen, bevor er an die Abreise dachte. Gerne ließ er sich durch das Zureden seiner Freunde bestimmen, zu weilen, bis die Hochzeitsfeierlichkeiten des hohen Brautpaares vorüber seien.

Diese wurden mit allem Eifer vorbereitet und so verlief auch das Fest, welches Salomon und Dina die Erfüllung ihres heißesten Sehnens brachte, in unbeschreiblichem Glanze und größter Prachtentfaltung. In ganz Judäa wurde der Vermählungstag festlich begangen, es war eine Jubelzeit für die Kinder Israels.

Ludwig versäumte keine einzige offizielle Feierlichkeit; dem Trauzug in den Tempel, der feierlichen Begrüßung durch die Stadtvertreter, dem Festbankette, der Huldigung der Stände, den Ovationen seitens der Bürgerschaft, allem, allem wohnte er bei.

Es waren herrliche Tage, die er noch in Jerusalem verlebte, das einzige was sie trübte, war der Gedanke an das bevorstehende Scheiden.

Die Aufregung der Festtage hatte sich gelegt, und das Leben in Judäa bewegte sich wieder im gewohnten Geleise.

Es war am Tage vor seiner bestimmten Abreise, als Ludwig zu Wolf Frankfurter ins Zimmer trat, ein starkes Manuskript in Händen.

„Darf ich mir erlauben, werter Freund, Ihnen diese Arbeit vorzulegen, welche das Ergebnis meiner Studien,

Beobachtungen und Erfahrungen in Palästina bildet? Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir die Liebe erweisen wollten, Einsicht davon zu nehmen und mich auf etwaige Fehler und Irrtümer, die sich eingeschlichen haben mögen, aufmerksam zu machen."

Frankfurter erklärte sich gerne dazu bereit, und machte sich sogleich an die Lektüre, die ihm zur wirklichen Freude wurde, erkannte er doch daraus, daß seine Lehren und Erläuterungen von Ludwig beherzigt worden waren.

Dieser bewies in der Abfassung seines Buches über das Reich Judäa thatsächlich, daß er mit offenen Augen gesehen und gehört hatte. In der Einleitung sprach er seinen Dank aus für das mehr als liebenswürdige Entgegenkommen, welches man ihm von allen Seiten entgegengebracht hatte, dann nannte er all' die Persönlichkeiten, welchen er Aufklärung über Dinge verdankte, die zu durchdringen ihm anderenfalls wohl sehr schwer gefallen wäre. Er führte auch alle Bücher an, aus denen er seine Kenntnis der Geschichte des Judentums gezogen hatte und vermied es, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Dies gefiel Wolf Frankfurter sehr wohl.

Auch gegen den Hauptinhalt des umfangreichen Manuskriptes hatte er nichts einzuwenden, denn Ludwig schilderte seine Beobachtungen und ward den Licht- wie Schattenseiten in gleicher Weise gerecht. Besondere Kapitel beschäftigten sich mit der Frauenfrage, dem Steuerwesen u. s. w. Ein eigener Abschnitt war dem Hofe gewidmet, und daran schloß sich die Schilderung der Hochzeitsfeierlichkeiten, wobei die Gestalt der Kronprinzessin mit besonderen Lichtfarben geschildert wurde.

Für Wolf Frankfurter am interessantesten aber war das Schlußkapitel des Werkes, welches Ludwigs persönliche

Ansichten über das Reich Judäa im Verhältnisse zu den anderen Völkern behandelte.

„Wenn auch nicht geläugnet werden kann," hieß es da, „daß die Gründung eines eigenen Reiches zum Heile und zur Wohlfahrt des jüdischen Volkes geführt hat, so kann, meiner Ansicht nach, doch nicht in Abrede gestellt werden, daß es für die Menschheit im allgemeinen nicht nur keine Notwendigkeit, sondern eher von Nachteil war.

„Dieser Nachteil ist nicht in dem Bestande eines jüdischen Reiches zu suchen, denn ein Volk, dessen Hauptaufgabe die Pflege des Friedens ist, trägt stets wesentlich zum allgemeinen Völkerglücke bei. Auch in der Entwickelung des Handels und Verkehrs, wie nicht minder der Künste und Wissenschaften spielt Judäa eine bedeutende und fördernde Rolle, durchgehends Thatsachen, welche für die Existenzberechtigung des Königreichs Judäa sprechen. Seine Verbindungen mit dem Auslande gereichen diesem zum größtmöglichen Vorteil, und die Machtstellung, welche es einnimmt, verdankt es der eigenen Kraft.

„Wenn ich dennoch die Ansicht ausspreche, daß die Gründung des jüdischen Reiches für die übrigen Völker, unter denen die Juden vorher lebten, nicht zweckentsprechend war, so gipfelt diese meine Meinung darin, daß es nicht vorteilhaft gewesen sein kann, eine große Gruppe von Menschen, die dem erhaltenden Prinzipe huldigten, zu einer Zeit aus den verschiedenen Staaten scheiden zu sehen, da ein Zerstörungstrieb sich überall geltend machte.

„Die Völker lernten wenig von den Juden, aus eigener Schuld, in Folge ihrer eigenen Kurzsichtigkeit. Während die Juden objektiv ihre Mitmenschen betrachteten, und, mochten sie noch so sehr angefeindet werden, sich nicht durch falsches Vorurteil verleiten ließen, die guten Eigenschaften anderer Konfessionen zu übersehen, haben sie selbst den größten

Vorteil daraus geschöpft, indem sie sich die Vorzüge, die sie bei anderen entdeckten, anzueignen strebten. So vermochten sie auch trotz aller Unterdrückung und ihnen zugefügten Unbilden teilzunehmen an den Fortschritten in Kunst und Wissenschaft.

„Anders die Völker, die dem Judentum feindlich gegenüberstanden. Sie erkannten wohl die Vorzüge an, welche jene vor ihnen voraushatten, das schöne Familienleben in jüdischen Kreisen, die patriarchalische Tendenz fanden Beifall, aber unbegreiflicher Weise keine Nachahmung. Man war verblendet, und wollte nicht sehend werden. Man glaubte sich etwas zu vergeben, indem man von einem Volksstamm, den man nicht als gleichberechtigt betrachtete, etwas annehme, auch wenn man von der Trefflichkeit der Eigenschaften überzeugt war.

„Diese Kurzsichtigkeit strafte sich bitterlich.

„Das jüdische Volk wäre berufen gewesen, fördernden Einfluß auf seine Umgebung auszuüben, es hätte die Nationen gelehrt, daß nicht im Kampf und Streit der Menschheit Heil zu erringen sei, sondern daß höchstes Glück nur in der Pflege des Familienlebens, in Übung von Toleranz, in Gott und Menschen wohlgefälligem Lebenswandel bernhe.

„Nicht mit ostentativer Betonung trugen die so viel angefeindeten Juden diese Vorzüge zur Schau, sie hielten einfach an ihnen fest und betrachteten die Befolgung solcher Vorsätze als so selbstverständlich, daß es ihnen nicht in den Sinn kommen konnte, sich dies als Tugend anzurechnen.

„All' dies gewährte ihnen wahres Glück und gab ihnen Kraft und Ausdauer, alle Fährnisse, die ihren Weg kreuzten, zu ertragen und zu überstehen.

„In Folge dieser eine Nation zierenden Eigenschaften wären die Juden berufen gewesen, eine Ergänzung im Völkerleben zu bilden, sie besaßen, was gar manchem Volke

fehlte, sie erstrebten, was für jedermann erstrebenswert erscheinen mußte.

„Ein Volk, das sich in unserer Welt der Veränderungen, wo jeder Tag neue Erscheinungen zu Lichte fördert und Hergebrachtem den Untergang bringt, ein Volk, das sich in solch harten Zeiten Jahrtausende erhalten hat, das aus herben Prüfungen während dieses langen Zeitraumes geläutert und veredelt hervorgegangen ist, muß von einem tief sittlichen Gehalte erfüllt sein.

„Die Ehrfurcht vor dem Alter, die Achtung vor religiösen Anschauungen zieren den Menschen, sie wurden stets den Kindern eingeprägt, — nur diesem einen Volke gegenüber, hielt man es oft für angezeigt, sie zu verläugnen.

„Man hat sich dadurch mehr geschadet, als man den Juden Leid zufügen konnte.

„Ferne liegt es mir, beschönigend die Fehler der Juden vertuschen zu wollen, aber gerecht will ich sein. Und wenn die Gerechtigkeit nicht zu Schanden werden soll, so müssen wir bekennen, daß die Fehler, welche man den Juden zuschrieb, eben einfach auf menschlicher Unvollständigkeit beruhten.

„Worin die Juden sündigten, darin vergingen sich auch Nichtjuden. Gute und schlechte Menschen findet man unter allen Völkern, in allen Konfessionen. Wehe aber denen, die ein ganzes Volk büßen lassen wollen, für ein Unrecht, begangen von einem einzelnen.

„Und dieser Sünde machte man sich dem Judentume gegenüber schuldig.

„Wie gesagt, man schädigte sich dadurch am eigenen Leib.

„Die Juden bilden ein patriarchalisches Volk. Was dies in einer Zeit innerer Unruhen und des Kampfes bedeuten mußte, wird jeder einsichtsvolle Sozialpolitiker ermessen können. Und Jedermann beansprucht doch heute,

wie schon seit Jahrhunderten, in der Staatspolitik ein selbstständiges Urteil zu besitzen.

„Die Juden sind ein konservatives Volk. Sie halten fest an Überlieferungen, aber sie verschließen sich dem neu auftauchenden Guten nicht. Man hat diese Eigenschaft wohl zu wenig beherzigt zu einer Zeit, wo alles nach Neuerungen strebte, wo an Stelle einer idealen Weltanschauung sich kalte Nüchternheit immer mehr Bahn brach. Würde man dies nicht außer Acht gelassen haben, so hätte man erfahren können, welch nützliches Element für Staat und Gesellschaft die Juden zu allen Zeiten waren.

„Wohl sind mir die Einwürfe bekannt, die durch diese Äußerungen hervorgerufen werden können. Waren es nicht die Juden, wird es heißen, welche Land und Leute bedrückten durch harten, unbarmherzigen Wucher? Waren es nicht die Juden, welche grausam andere ausbeuteten, um sich selbst zu bereichern?

„Klagt man das Judentum an, so führt man alle Anschuldigungen auf materielle Schädigung zurück. Spricht dies nicht für das Judentum, daß man trotz eifrigem Suchen nichts anderes zu finden im stande war, was man ihnen hätte zum Vorwurfe machen können, als geschäftliche Übervorteilung?

„Und diese fällt in nichts zusammen, wenn wir ihr auf den Grund zu kommen suchen. Lächerlich wäre es, zu behaupten, daß nicht der eine oder andere Jude einmal zu viel Nutzen genommen haben mag, ja nicht einmal das braucht man in Abrede zu stellen, daß hartherzige Wucherer unter den Juden waren.

„Aber waren sie nur unter den Juden?

„Weisen nicht alle Religionen Anhänger auf, die ohne Scheu unberechtigten Vorteil nahmen? Man hätte gerecht sein sollen und prüfen ohne Voreingenommenheit, dann

hätte man auch gefunden, daß Güterzertrümmerer und Leuteschinder unter den Juden nicht mehr vorhanden waren als unter den Vertretern irgend eines anderen Glaubens.

„Man hätte die redlichen Juden hören müssen, mit welcher Verachtung sie von denen sprachen, die unrechtmäßigen Gewinn suchten und man wäre geheilt worden von einem durch Unkenntnis der wahren Sachlage entstandenen Vorurteil.

„Wäre man aber zu der Einsicht gekommen, daß man den Juden Unrecht thue, hätte man die künstlich aufgerichtete Schranke, welche sie von ihren ihnen gesetzlich gleichgestellten Mitbürgern trennte, niedergerissen, es wäre zum unbedingten Vorteil der menschlichen Gesellschaft ausgefallen.

„Man hätte ihnen das Glück abgelauscht, das sie auszeichnete vor Vielen, und das so leicht zu erwerben ist, denn es besteht in lobenswerten Grundsätzen als da einige sind: Ehrerbietung vor den Eltern, Aufopferungsfreudigkeit für die Kinder, Liebe und Treue der Ehegatten, Nächstenliebe, unbegrenzte Wohlthätigkeit.

„Nicht als ob ich damit sagen wollte, dies alles wäre nicht zu finden gewesen in den Reihen der Nichtjuden. Zu allen Zeiten, bei allen Völkern gab es Familien, wo die Anhänglichkeit den größten, kostbarsten Schatz bildete, aber so tief wie bei den Juden war der Begriff der Gegenseitigkeit wohl selten ausgeprägt. Denn hier galt dies alles als höchstes, heiligstes, als göttliches Gesetz.

„Da war kein Grund zur Trennung, wo ein Ineinanderleben nur zum Vorteile der verschiedenen Nationen hätte gereichen müssen.

„Eine Feindseligkeit gegen das Judentum aus religiösen Gründen aber war ebenfalls unbegreiflich, denn nie und nimmer haben die Juden Proselyten gemacht. Nie befanden sie sich im Offensivkampfe gegen Anhänger eines anderen

Glaubens, was sie erstrebten, war nur die Glaubensfreiheit und Tolerierung ihrer Überzeugungen.

„Die Zeiten sind längst vorüber, wo ein Mensch angefeindet wird seiner Religion halber. Dieses Buch berichtet über das Reich Judäa. Nicht mehr in innigem Zusammenleben können wir heutzutage von den Juden lernen, wir sind auf die Schriften derer angewiesen, die durch Besuche im Lande Judäa oder durch Studium der Vergangenheit es möglich machen, eine wahrheitsgetreue Schilderung zu liefern.

„Möge auch dieses Buch dazu beitragen!

„Frieden und gerechte Beurteilung zu säen, ist sein Zweck!

„Ich schilderte alles so, wie ich es gefunden habe, fügte nichts hinzu, ließ nichts beiseite, aber freudigen Herzens gestehe ich, es waren schöne Tage, die ich im Reiche Judäa habe verbringen dürfen, liebe, gute Menschen habe ich kennen gelernt. Und so wird es jedem ergehen, der frei von Vorurteil, einem Volke näher zu treten versucht, das besser ist, als sein Ruf. Blindem Hasse zu steuern ist eine Unmöglichkeit, wer aber Anspruch darauf machen will, gerecht zu sein, der urteile nie ohne zu prüfen, der verurteile vor allem nie, ohne genau zu erwägen, wo die Wahrheit aufhört und die Verläumdung anfängt."

Mit Genugtuung hatte Wolf Frankfurter zu Ende gelesen. Er suchte seinen Gast auf, der eben mit Packen beschäftigt war.

„Ich danke Ihnen," sagte er, „sie haben mir eine große Freude bereitet. Dulden war von jeher die Bestimmung meines Volkes. Mögen Ihre Anschauungen Verbreitung finden und man erkennen, wie oft und wieviel unseren Vorfahren Unrecht geschehen ist. Unserer Zeit war es vor-

behalten, eine Wandlung der Dinge zu bringen. Wir sind ein einiges, glückliches Volk. Immerhin begrüßen wir es mit Freude, wenn sich Stimmen geltend machen, die Vergangenheit in das rechte Licht zu stellen."

Am folgenden Tage reiste Ludwig von Fürsprech nach Hause.

Vierzehntes Kapitel.

Schlußwort.

Viele, viele Jahre blühte und gedieh noch das Reich Judäa. Immer mehr wuchs das Ansehen, welches die Bewohner Palästinas in der ganzen Welt genossen. Könige, reich an Güte und Edelsinn, standen an der Spitze des Volkes. Man freute sich der Entwickelung von Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe florierten.

Friedensjahre wechselten mit Kriegszeiten, die Menschheit blieb unverändert, neben Liebe entwickelte sich Haß, neben klarem Urteile machte sich blinder Unbedacht breit. Man war nicht immer zufrieden mit dem was man besaß, lobte die gute, alte Zeit und klagte über den Rückschritt der Welt.

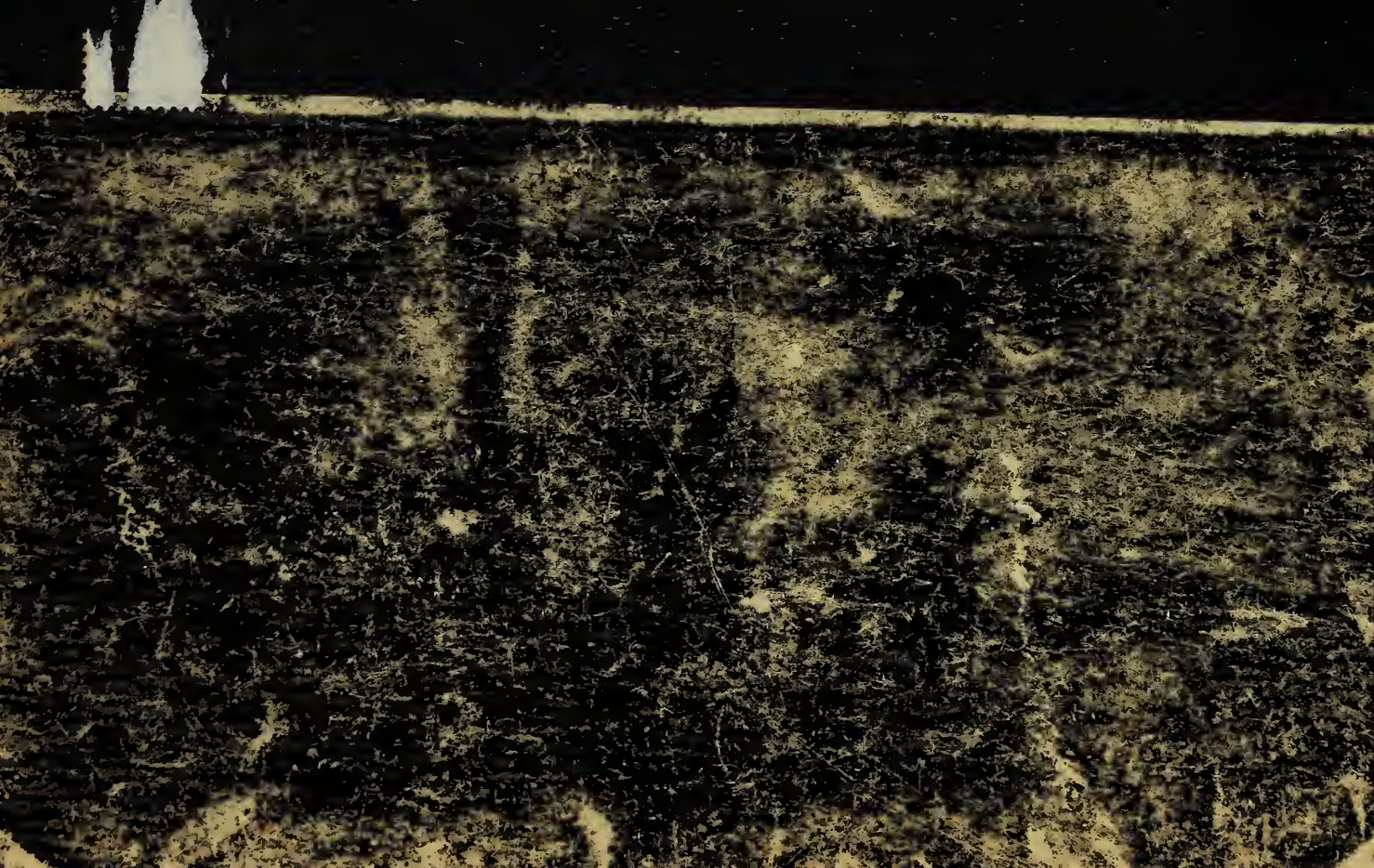
Ideale tauchten auf und verschwanden wieder, große Männer erstanden und drückten der Zeit den Stempel ihres Genius auf. Neue Reiche wurden geschaffen, alte zertrümmert.

Das Königreich Judäa hatte sich behauptet.

Dann kam eine Zeit, wo blinder Fanatismus wieder die Oberhand in der Welt gewann. Innere Unruhen ließen die Fürsten um ihre Kronen zittern, man wollte die Völker anderweitig beschäftigen, man suchte nach einem Ausweg aus dem Dilemma.

Die Welt stand am Vorabend des achten Kreuzzuges.

Ende.

Druckerei und Verlagshaus Stuttgart
Dr. Foerster & Cie.

71555 A091